





Memoiren von Barras

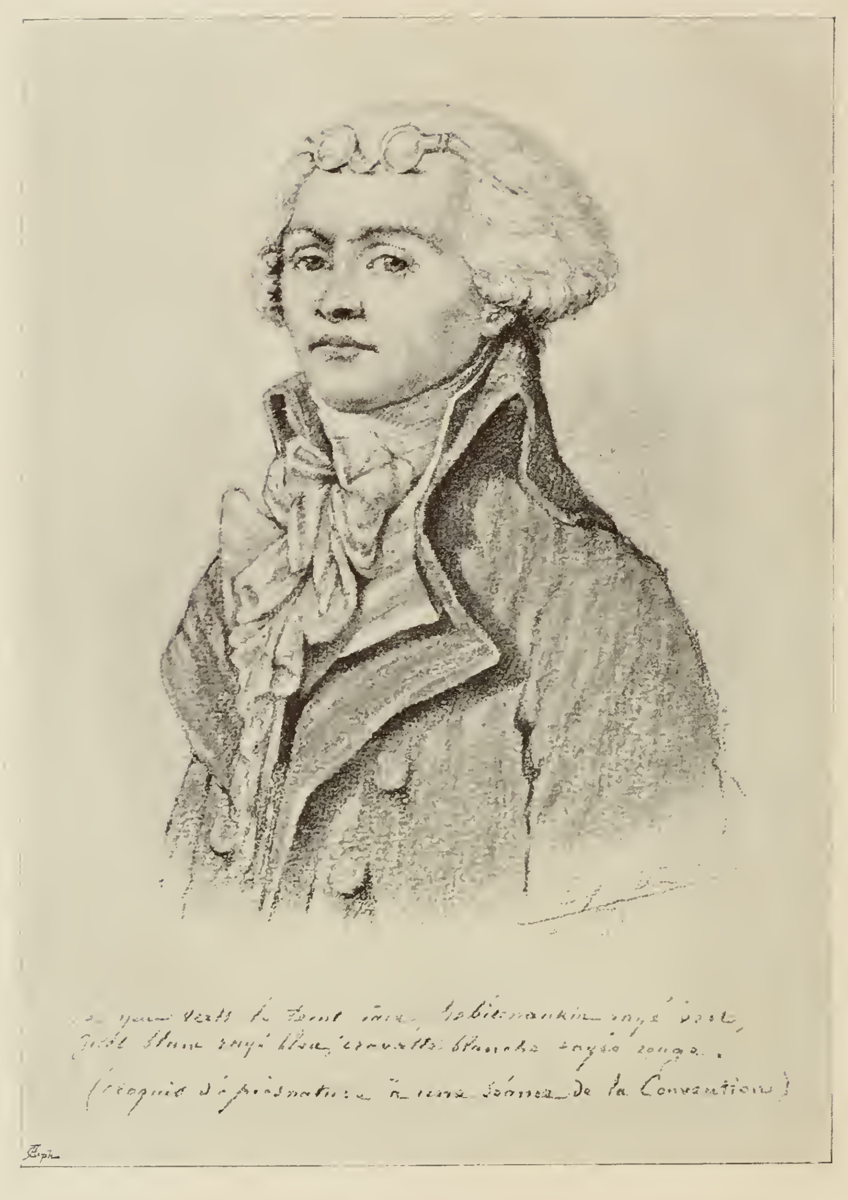
Erster Band

Ancien Regime — Revolution









Robespierre.

Nach einer bisher nicht wiedergegebenen aquarellirten Zeichnung, die Gérard zugeschrieben wird.

(Aus der Sammlung Jubinal de Saint Albin.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Memoiren

von

Paul Barras

Mitglied des Direktoriums

Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen

herausgegeben

von

George Duruy

> «Les pamphlétaires, je suis destiné à être leur pâture, mais je redoute peu d'être leur victime : ils mordront sur du granit.»
>
> NAPOLÉON

Autorisirte Uebersetzung

Erster Band

Ancien Regime — Revolution

Unter Beigabe von 2 Porträts, 1 Facsimile und 2 Karten



Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien

1895

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Allgemeine Einleitung.

I. Zur Geschichte der Memoiren. Barras' letztwillige Verfügungen über seine Memoiren.

Durch eigenhändiges Testament, datirt Paris den 30. April 1827, registrirt am 2. Februar 1829, laut Anordnung des Gerichtspräsidenten vom 30. März desselben Jahres bei dem Notar Damaison in Paris hinterlegt, verfügte Paul Barras, früheres Mitglied des Direktoriums, wie folgt:

„Ich gebe und hinterlasse Herrn Rousselin de Saint Albin eine Ausgabe von ‚Anacharsis‘ und meine geographischen Karten. Ferner wünsche ich, daß meine Papiere und Memoiren, die bei einem meiner Freunde deponirt sind, ihm übergeben werden, damit er die Memoiren redigire, wozu ich selber keine Zeit fand . . .“

Am 29. Januar 1829, morgens, rief Barras, als er sein Ende nahe fühlte (er starb an demselben Tag in seinem Haus, 70 Rue de Chaillot), seinen Paten, Paul Grand, zu sich. „Befürchtend, die Behörde seine Papiere wegnehmen zu sehen, um Wahrheiten zu vernichten, die der jetzigen Regierung unangenehm sind, besonders einen Briefwechsel zwischen ihm und Ludwig XVIII., und bestärkt in dieser Befürchtung durch die Wegnahme von Papieren Cambacérès', glaubte Barras kurz vor seinem Tod alles vorkehren zu sollen, um diese Wegnahme zu verhindern . . . Er teilt Paul Grand seine Befürchtungen mit, empfiehlt ihm, seine politischen Papiere den Nachforschungen der Behörde zu

entziehen ..." (Auszug aus einer bei Gericht überreichten Denkschrift von Paul Grand vom 25. Februar 1833.)

Barras starb um elf Uhr abends, und sofort wurden seine Papiere in zwei große Koffer verpackt, die noch in derselben Nacht Frau de Barras, Paul Grand und Courtot, sein früherer Haushofmeister und Vertrauensmann, in der Wohnung de Saint Albins deponiren ließen.

Die Vorsicht war nicht überflüssig, denn am folgenden Tag, am 30. Januar 1829, erschien ein Friedensrichter mit seinem Gerichtsschreiber in der Wohnung des Verstorbenen, um Siegel anzulegen. Dieser Beamte handelte auf Grund eines Befehls des königlichen Prokurators vom 15. Juli 1825. Zu jener Zeit war Barras schon sehr krank; der Justizminister, de Peyronnet, „erfuhr, Barras sei krank, und da er wußte, daß dieser wichtige Papiere besitze, insbesondere eigenhändige Briefe Ludwigs XVIII., so beauftragte er den königlichen Prokurator, im gegebenen Augenblick an alle Papiere von Barras, die für die Regierung von Interesse sein könnten, die Siegel zu legen." *)

Eine Anzahl von Papieren, insbesondere Briefe aus der Zeit der Republik, wurden versiegelt, obgleich Frau de Barras und Freunde des Verstorbenen sich dagegen wehrten, indem sie geltend machten, der Friedensrichter habe auf Grund einer vor vier Jahren erlassenen Ordre eines inzwischen gefallenen Ministers dazu nicht das Recht.

Es führte dieser Eingriff zu einem Prozeß der Witwe gegen den Staat (s. „Gazette des Tribunaux" vom 28. Februar und 7. März 1829), den sie zum Teil verlor, obgleich die bedeutendsten Advokaten und Juristen, Isambert, Barthe, Chaix d'Estange, Coffinières, Odilon Barrot, Renouard und andere mit Pierre Grand, dem Bruder von Barras' Paten, darin übereinstimmten, daß das Anlegen von Siegeln ungesetzlich und willkürlich sei bei einem Manne, der seit dreißig Jahren kein Amt inne hatte und dessen Titel eines Direktors „weder einen Funktionär noch einen öffentlichen Depositar" bezeichne. So blieben die meisten der versiegelten Papiere in den Händen der Regierung, und offenbar sind es

---

*) Versuch der Wegnahme von politischen Papieren des Exdirektors Barras Gutachten des Advokaten Pierre Grand. Paris, Delaforest 1829.

diese Papiere, die — gefunden in den Tuilerien durch die nach der Revolution von 1848 zur Durchsuchung der Papiere des Königs Louis Philipp eingesetzte Kommission — der Familie von Saint Albin, auf Grund des Testaments von Barras reklamirt, ausgefolgt wurden.

Sei dem wie immer, der der Zahl wie dem Wert nach wichtigste Teil von Barras' Papieren ist den Nachforschungen der Restaurationsregierung entgangen, die seit vier Jahren auf der Lauer lag und nur wenig erwischte, das vielleicht absichtlich zurückgelassen wurde, um von der Spur abzulenken. Während des erwähnten Prozesses und mitten in dem Lärm, den die liberale Partei über die Willkür der Minister Karls X. schlug, ging Rousselin de Saint Albin ruhig an die Arbeit, die ihm der Freund anvertraut hatte. Wenige Monate später kam die Juli-Revolution von 1830, und Rousselin konnte sich in aller Sicherheit seiner Aufgabe widmen.

II. Echtheit der Memoiren von Barras.

Man hat sicherlich einen gewissen Widerspruch in der Fassung des Testaments in Bezug auf die Memoiren bemerkt. Hält man sich nur an die Anfangsworte: „Ich wünsche, daß meine Papiere und meine Memoiren . . .“, so ist man versucht, daraus zu schließen, es seien bei dem Tode des Exdirektors von ihm geschriebene und vollendete Memoiren vorhanden gewesen. Anderseits lassen die Worte: „Damit er die Memoiren redigire, wozu ich selber keine Zeit fand . . .“ annehmen, daß die seit lange bekannten, wenn auch bis jetzt nicht herausgegebenen Memoiren fälschlich Barras' Namen tragen, den genauen Ausdruck seiner Gedanken über die betreffenden Ereignisse nicht wiedergeben, also in die lange Liste der apokryphen Memoiren einzureihen seien. Zunächst ist mithin die Frage der Echtheit vorliegender Memoiren zu prüfen.

Paul Grand schrieb in einer 1833 dem Gerichtspräsidenten überreichten Vorstellung gelegentlich der zwischen ihm und Rousselin de Saint Albin damals schwebenden Gerichtsverhandlungen — von denen noch die Rede sein wird — über die Veröffentlichung von Barras' Memoiren folgendes:

„Bonaparte war gefallen. Barras wurde von der neuen Dynastie nicht beschützt, aber wenigstens nicht verfolgt und genoß, wie er selbst sagte, die Ruhe des Privatlebens. Er suchte seine Papiere zu ordnen, sie unter einander in einen Zusammenhang zu bringen und begann sogar einen Redaktionsentwurf als Vorbereitung für die Memoiren, die er herausgeben wollte... Schon waren seine Notizen teilweise zusammengestellt. Es erübrigte, aus diesen Notizen ein Geschichtswerk zu machen, die Erzählung seiner Thaten mit den daraus abzuleitenden Betrachtungen für die Rechtfertigung, welche mit diesen Memoiren bezweckt wurde.*) Es erübrigte, die verschiedenen vorkommenden Personen in Scene zu setzen, alles lebendig zu gestalten und entsprechend zu stilisiren. Barras, alt und leidend wie er war, von den Stürmen des politischen Lebens und vielen Verdrießlichkeiten mitgenommen, nicht gewohnt, viel zu schreiben — die Regeln der Rhetorik konnte er wohl in einem thatenreichen Leben vergessen haben — dachte Freunde, denen er ohne Furcht seine teuersten Interessen anvertrauen durfte, mit der Redaktion zu betrauen, die er durch seine Arbeit und seine Notizen erleichtert hat . . ."

In einem andern Dokument in derselben Angelegenheit von Paul Grand heißt es:

„Barras schrieb selbst eine große Anzahl von Notizen über die wichtigsten Stellen der geplanten Memoiren, in der Absicht, sobald es ihm die Zeit erlauben würde, daraus ein vollständiges Geschichtswerk zu machen, das er dann einem Freunde zur Vollendung und Schlußredaktion übergeben könne."

---

*) In einer Art Manifest, datirt vom 20. Juni 1819, unter dem Titel „General Barras an seine Mitbürger" kündigte das frühere Mitglied des Direktoriums die Absicht, seine Memoiren zu verfassen, mit den Worten an:

„Es ist soeben ein Werk erschienen: ‚Geheime Erinnerungen und Anekdoten', gegen das ich Stellung nehmen muß . . . Eines Tages vielleicht, wenn meine angegriffene Gesundheit es zuläßt, werde ich versuchen, meinen Mitbürgern Rechenschaft abzulegen, wie es die Pflicht von Männern ist, die Staatsgeschäfte in schwierigen Zeiten besorgten; aber bevor ich meine Memoiren veröffentliche, will ich nicht damit zögern, in einigen wesentlichen Punkten die Wahrheit zur Geltung zu bringen . . ."

Dieses gedruckte Manifest (vier Druckseiten) bildet wie alle Dokumente, auf die ich mich ohne Angabe ihrer Herkunft berufe, einen Teil der von Rousselin de Saint Albin hinterlassenen Papiere. Das Manifest war seinerzeit in verschiedenen Zeitungen erschienen.

Derselbe Gedanke findet noch bestimmteren und klareren Ausdruck in einer Vorladung von Paul Grand an R. de Saint Albin: „. . . Barras' Memoiren wurden schon bei seinen Lebzeiten von ihm selbst redigirt; die Arbeit bestand also nur in einer Klassifikation, einem Ordnen der Barras'schen Manuskripte . . .“

Ich hatte 1885 Gelegenheit, Paul Grand zu sehen und mich mit ihm zu unterhalten. Er war damals ungefähr achtzig Jahre alt, aber sein Geist hatte nicht unter dem Alter gelitten, noch sein Gedächtnis. Als ich ihn über Barras und die Memoiren befragte, gab er sehr bereitwillig Auskunft und bestätigte, daß bei Barras' Tod wirkliche Memoiren existirten, von Barras diktirt oder stellenweise geschrieben. Was er mir sagte, stimmte vollkommen mit dem Inhalt der von ihm herrührenden Dokumente überein, die fünfzig Jahre vorher geschrieben waren, die ich aber zur Zeit meiner Unterredung mit ihm noch nicht gekannt hatte.

Sollte dieses Zeugnis nicht genügen, so könnte ich andere vorbringen. In einem mir vorliegenden Brief der Gräfin de Pelet, geborenen Thermidor Tallien, vom 12. Juni 1829 an Rousselin de Saint Albin ist zu lesen: „Mein Vater hatte Barras wichtige Notizen anvertraut, die sich auf Begebenheiten bezogen, denen beide beiwohnten oder an denen sie beteiligt waren; sie waren von der Hand meines Vaters geschrieben und wurden Barras gegeben, weil er sie für die Abfassung seiner Memoiren brauchte . . .“

Barras schrieb an Saint Albin ohne Datum: „Guten Tag, mein lieber Alexander. Ich schicke Ihnen das Manuskript und die Notizen, die ich in aller Eile diktirte. Sie werden sie korrigiren und redigiren, bevor Sie Gebrauch davon machen. Sie erhalten auch die zwei Bände ‚Napoleon‘*) voll unverschämter Lügen und Kriechereien seiner Lakaien . . .“

Courtot schrieb an Saint Albin am 30. August 1830: „Ich komme, Sie zu bitten, die Memoiren so, wie sie aus dem Munde des Verfassers gekommen sind, erscheinen zu lassen, unbeschadet der stilistischen Aenderungen, die Ihnen passend scheinen . . .“ Am 19. September schreibt

*) Ohne Zweifel die Fortsetzung zum „Memorial de Sainte-Hélène“ von Grille und Musset-Pathay. Paris 1824, 2 Bände.

derselbe an denselben: „. . . Mir scheint, es ist der Augenblick gekommen, uns mit der Veröffentlichung der Memoiren des unglücklichen Generals zu beschäftigen . . . Ich glaube, es wird jetzt nichts den Eindruck eines so pikanten Werkes abschwächen . . . Die Memoiren des Generals werden ein historisches Monument sein; alle Welt wird daraus Auskunft über die Revolution und die Thaten derselben schöpfen . . ."

Aus einem Brief des Herrn Abeille, Maire von Ampus (Var), an Rousselin de Saint Albin vom 5. November 1830: „Ich erwarte mit Ungeduld die Memoiren meines seligen Onkels . . ."

Pierre Grand schreibt an denselben am 24. August 1831: „. . . Als Verwahrer von Barras' Papieren haben Sie die besten Dokumente in Händen, um zu beweisen, daß er den Grundsätzen, die ihn zum Direktor gemacht haben, stets treu geblieben ist . . . Das Land verlangt sehr nach den Memoiren von Barras, die ihm feierlich versprochen wurden. Es sind jetzt mehr als zweiundeinhalb Jahre, daß ich vor Gericht ankündigte, die Memoiren von Barras würden binnen kurzem erscheinen . . . ‚Bürger', rief ich, ‚Barras erfüllte eine Bürgerpflicht, indem er Blätter diktirte, die bald Geschichte sein werden . . .'"

Endlich noch ein Zeugnis, das letzte und entscheidende, wie mich dünkt. Ich fand unter den Papieren des Herrn Rousselin de Saint Albin in einem Umschlag eine Anzahl von Blättern mit Barras' unleserlicher Handschrift. Die Lektüre dieser Blätter und der verschiedenen Notizen erweist auf das bestimmteste, daß man bald einfache Notizen, bald wirkliche, vollständig redigirte Bruchstücke vor sich hat. Auf dem Umschlag steht, von der Hand Saint Albins geschrieben: „Erzählung von Barras ohne Unterbrechung vom 18. Brumaire bis 1828. Besondere Ereignisse." Und darunter: „Verwendet."

Die Echtheit von Barras' Memoiren steht somit außer Zweifel. Diese Memoiren, mit denen sich der Exdirektor seit 1819 beschäftigte, waren in den letzten zehn Jahren seines Lebens Gegenstand seiner immerwährenden Besorgnisse. Er hat das Material dazu selbst gesammelt; er hat mehr oder weniger lange Bemerkungen selbst geschrieben oder diktirt, die für die endgiltige Redaktion bestimmt waren. Man wußte in seiner Umgebung, daß er an diesem Werke arbeitete, man kündigte die Ver-

öffentlichung derselben an, man wartete mit Ungeduld darauf, man war gespannt auf „pikante“ Enthüllungen über Männer und Ereignisse der Revolution, wie auf die siegreiche Widerlegung der Angriffe gegen das frühere Mitglied des Direktoriums. Durch welche Verkettung von Umständen wurden diese schon vor ihrem Erscheinen berühmten Memoiren bis jetzt nicht herausgegeben? Darüber sind einige Aufklärungen am Platze.

III. Prozeßverhandlungen zwischen den Herren Rousselin de Saint Albin und Paul Grand wegen Veröffentlichung von Barras' Memoiren.

In einem Kodizill, vom 30. September 1827 datirt, hatte Barras seinem Testament folgende Klausel hinzugefügt:

„Herr de Saint Albin wird sich Paul Grand für die Redaktion meiner Memoiren beigesellen, unter Anweisung meiner Frau, und vom Erlös soll jeder seinen Anteil haben, auch Courtot ist zu beteiligen.“

Diese Verfügung war die Quelle von Streitigkeiten zwischen den vier beteiligten Personen.

Die an Saint Albin sofort nach Barras' Tod ausgefolgten Papiere enthielten vielerlei: eigenhändige Briefe von Generalen, Staatsmännern, berühmten Persönlichkeiten, Berichte, Dokumente aller Art, teils von Barras aufbewahrt, als er sich 1799 ins Privatleben zurückzog, teils später im Hinblick auf die abzufassenden Memoiren gesammelt, wie aus dem oben angeführten Briefe von Talliens Tochter hervorgeht. Wenn man Paul Grand Glauben schenkt, so waren es nicht weniger als fünfzehntausend Schriftstücke. Außer diesen wertvollen Dokumenten waren noch die zwei in der Nacht vom 29. zum 30. Januar 1829 zu Saint Albin gebrachten Koffer mit Bruchstücken der Memoiren, von Barras diktirt oder geschrieben, und Notizen: Erinnerungen, Schmähungen und Gehässigkeiten. Die Aufgabe von Saint Albin war zunächst, zu „sondern und die Manuskripte wie die Beweisstücke zu ordnen,“ und nachdem dies geschehen, die „Redaktion“ vorzunehmen, zu der Barras keine Zeit mehr hatte.

Paul Grand hat, wie aus früheren Citaten hervorgeht, mit aller wünschenswerten Deutlichkeit gesagt, was bei Abfassung der Memoiren

auf Barras, was auf Saint Albin entfällt. Man kann nicht behaupten, sie seien ganz von der Hand Barras'; aber sie sind der treue Ausdruck seiner Gedanken, seiner Urteile und besonders seines Hasses. Alle Notizen, alle eigenhändigen Fragmente von Barras, die ich bis jetzt finden konnte und mit den entsprechenden Stellen der Memoiren verglichen habe, zeigen sachlich mit einer einzigen Ausnahme die vollständige Uebereinstimmung und nur in der Form einige Verschiedenheit.*)

Aus der Vergleichung des Manuskripts von Barras und des Textes von Saint Albin ersieht man, daß manche Züge, die in der handschriftlichen Aufzeichnung vorkommen, in der definitiven Redaktion der Memoiren

---

*) Der Herausgeber veranschaulicht dies in zwei Gegenüberstellungen von Texten aus Barras' Handschrift und aus den vorliegenden Memoiren; einer betrifft die Reise in die Picardie 1786, der andere den Besuch bei den Kindern Ludwigs XVI. im Gefängnis des „Temple" 1794. Von diesen Gegenüberstellungen lassen wir die erstere im Originaltext hier folgen; sie zu übersetzen wäre zwecklos, da die eine Seite nur eine überflüssige Wiederholung wäre und die stilistischen wie orthographischen Fehler der andern Seite sich im Deutschen kaum wiedergeben ließen.

Anmerkung des Uebersetzers.

Aus Barras' Handschrift.

„Je fis un voyage avec un chanoine (mot illisible) de liège en picardie, il était lié avec tous les moines de cette province, de sorte que nous fumes reçus acfetés et ébergés dans tous les monastères, il y regnait une telle licence qui quoique jeune me déplut bientôt nous arrivames au chateau du b^on de tournon situé à flexicourt, il avait deux tilles l'une d'elles aujourdhuy Mme du Chilleau, s'occupait de litérature avec succès, elle était en correspondance avec les hommes de lettres les plus distingués et même avec le roi de Prusse ... le b^on était un vieux chevalier très honorable, nous y fimes un séjour plein de charmes, il me dédomagea un peu de la société de ces moines lixurieux."

Entsprechende Stelle der Memoiren.

„Je voyageai du côté de la Picardie avec un prélat considére par tous les moines des couvents situé sur la route d'Abbeville. Nous y fûmes accueillis avec empressement: les soupers étaient alors les repas de la joie et du plaisir. Ceux qu'on nous donnait étaient somptueux, terminés souvent par des orgies. Je fus dédommagé du degoût qu'elles me donnaient en arrivant au château de M. de Tournon. Ce vénerable patriarche nous reçut avec la politesse exquise des anciens chevaliers. Il avait soigné l'éducation de ses deux filles. L'une d'elles, qui a épousé le comte du Chillaut, s'est fait connaître par quelques pièces de théâtre et sa correspondance avec le roi de Prusse."

nicht beibehalten wurden:*) der graue Anzug, das aufgedunsene bleiche Gesicht des kleinen Gefangenen, die Fürsorge der älteren Schwester, der ein unfehlbarer Fraueninstinkt schon sagt, daß sie die Zärtlichkeit der abwesenden Mutter ersetzen muß. Diesen ausmalenden und genauen Details hat de Saint Albin den etwas schwülstigen Kommentar vorgezogen, den er uns von den Blicken gibt, die das Königskind — das in dem ungesunden Loch verkümmert und stirbt — abwechselnd auf seine Wächter und auf den mächtigen Besucher mit dem Federbusch wirft.

Wenn ich ehrlich sein will, muß ich sagen, daß ich die handschriftliche Erzählung von Barras bei allem Mangel an Orthographie, Interpunktion und literarischem Apparat vorziehe, weil sie in ihrer Naivität interessanter ist und mehr den Eindruck der ungeschminkten Wahrheit macht. Saint Albin trug bei der „letzten Redaktion" der Notizen und formlosen, von seinem Freunde aufs Geratewohl hingeworfenen Bruchstücke dem literarischen Zeitgeschmack Rechnung, und die Zeit fand Geschmack an Schwulst und Wortschwall! Als wortreicher Schriftsteller — zu wortreich sogar — mit seiner etwas deklamatorischen und pompösen Schreibweise hat er wohl manches bezeichnende Detail beiseite geschoben, weil es ihm nicht „vornehm" genug war.

Ein Historiker aus einer andern Zeit, der nach Gründlichkeit strebt, den Sinn des Malerischen, die Bedeutung des Kleinsten erfaßt, das zuweilen wie eine Offenbarung wirkt und von so hoher Bedeutung für denjenigen ist, der zu interpretiren, der den darin enthaltenen Lebensfunken herauszulocken versteht — ein Historiker aus der Schule eines Augustin Thierry oder Michelet, hätte sich es nicht zu Schulden kommen lassen. O! der graue Anzug und das aufgedunsene, bleiche Gesicht des kleinen Dauphin mit den geschwollenen Knieen und Knöcheln, der sich wie ein erfrierender Vogel in der Wiege zusammenkauert, die er dem zu großen Bett vorzieht; die Sorge der Schwester, der kleinen Prinzessin, die nicht schläft, weil die Gerüchte der traurigen Nacht bis zu ihr gedrungen sind, weil sie sich vielleicht fragt, ob man sie nicht holen wird, sie und

*) Diese Bemerkung bezieht sich auf die erwähnte zweite, von uns nicht wiedergegebene Gegenüberstellung des Barrasschen Manuskripts und des von Saint Albin redigirten Textes.
Anmerkung des Uebersetzers.

den Bruder, wie man schon den Vater und die Mutter geholt hat — das ist rührend. Und welch ein Herz mußte dieser Edelmann haben, der in seinen handschriftlichen Bemerkungen dreimal auf diese Scene zurückkam,*) und sich bei der Erinnerung an den Besuch des sterbenden Kindes seines Königs auch nicht einmal ergriffen zeigte.

Es ist zu bedauern, daß Saint Albin in der Hast der Redaktionsarbeit nicht alle Details gesammelt hat, die der handschriftliche Text Barras' über den Besuch im Temple enthielt.**) So viel aber ist sicher — von einigen altmodischen literarischen Floskeln und Zieraten, die wir ihm gern erlassen hätten, abgesehen — gewissenhaft ist in beiden citirten Fragmenten Barras' Erzählung wiedergegeben.

Aus dem Vergleichen zwischen dem Text von Barras und dem der Memoiren lernt man die Methode kennen, die Saint Albin bei der Ausführung des Willens seines Freundes befolgte. Er hat dem authentischen Text den passenden Stil gegeben oder was er dafür hielt; und das war ja gerade die Aufgabe, mit der ihn Barras betraut hatte.***) Er hat den Text

---

*) Diese drei Erzählungen stimmen, von einigen unbedeutenden Abweichungen abgesehen unter sich vollständig überein. Die von Saint Albin benützte Erzählung ist die ausführlichste und interessanteste; eine der beiden anderen enthält eine Stelle, die jeden Zweifel, wenn ein solcher noch möglich wäre, an dem wirklich erfolgten Tod von Ludwig XVII. im „Temple“ beseitigen müßte:

„Im Wohlfahrtsausschuß sprach ich von meinem Besuch im Temple, von der Vernachlässigung und schlechten Instandhaltung der Zimmer des Prinzen und der Prinzessin, von der ernsten Krankheit des ersteren; sagte, es sei dringend nötig, Aerzte zu schicken, ihn sorgfältig pflegen zu lassen bei seinem Schwächezustand, und ich würde dem Konvent berichten. ‚Wozu?‘ meinten sie, ‚wir sorgen für gute Pflege und gute Behandlung der Gefangenen;‘ ich versicherte mich, daß alles so geschehe. Aber der junge Prinz litt an einer schon vorgeschrittenen Humoralkrankheit, so daß er trotz aller Pflege starb.“

**) Andere handschriftliche Bruchstücke, im Anhang veröffentlicht, so daß man sie mit den entsprechenden Stellen der Memoiren vergleichen kann, beweisen, daß Saint Albin diese und selbst den Text von Barras' Notizen wörtlich aufgenommen hat, ohne sich damit die kleinen Freiheiten zu gestatten, von denen vorher gesprochen wurde.

***) Man vergleiche Barras' Brief an Saint Albin, worin er ihn ausdrücklich beauftragt, ein Manuskript und Notizen, die er ihm sendet, zu berichtigen und zu redigiren. Dieses Manuskript ist wahrscheinlich die Beschreibung seiner beiden Reisen nach Indien 1776 bis 1782, von denen Saint Albin in den ersten Kapiteln der Memoiren nur das Wesentliche gegeben hat. — Man sehe auch die oben erwähnte Denkschrift von

nicht entstellt, nicht einmal geändert. Der Titel „Memoiren von Barras", unter dem die Redaktion von Saint Albin seit mehr als einem halben Jahrhundert bekannt ist, unter dem sie Prieur de la Côte d'Or mitgeteilt wurde, dessen eigenhändige, mit Bleistift geschriebene Anmerkungen am Rande des Manuskripts zu lesen sind, und Michelet, der den Wunsch aussprach, sie für seine „Geschichte der Revolution" zu benützen, ist keine lärmende Reklame, um das Publikum anzulocken und zu täuschen. Es scheint mir von Wichtigkeit, dies klarzustellen.

Ende 1829 war die Bearbeitung der Memoiren schon weit vorgeschritten. Eine ernste Krankheit Saint Albins und dann die Julirevolution von 1830 verzögerten die Fertigstellung bis 1832. Um diese Zeit, als alles nahezu fertig war, erklärten Paul Grand, Courtot und Barras' Witwe, man müsse zur Veröffentlichung der Memoiren schreiten; die Sorge um den Ruf des Verstorbenen, sagten sie, mache es zum Gebot der Pflicht. Die Verhältnisse schienen überdies günstig: die Erinnerungen der Revolution waren wieder mehr als je zu Ehren gekommen, seit der Sohn von Philippe-Egalité den Thron bestiegen hatte; Verleger machten die vorteilhaftesten Angebote; kurz, R. de Saint Albin hatte kein Recht, Barras der Rechtfertigung zu berauben, die er sich ja mit den Memoiren verschaffen wollte, kein Recht, seine Mitlegatare um den sicheren Ertrag aus der Veröffentlichung zu bringen. Saint Albin entgegnete, nach dem Wortlaut von Barras' Testament stehe ihm allein über die Zweckmäßigkeit der Veröffentlichung das Urteil zu, wie auch ihm allein die Redaktion zustehe; das Kodizill, auf das sich Paul Grand berufe, weise diesem nur eine sekundäre, untergeordnete Rolle zu; seine übereilte Redaktion verlange eine Ueberarbeitung, und bevor diese fertig sei, könne nicht an die Veröffentlichung gedacht werden.

Diese Gründe schienen den Herren Paul Grand und Courtot nicht zu genügen. Saint Albin erhielt eine gerichtliche Aufforderung. Dieser,

---

Paul Grand,: „es erübrigte, diesen Notizen (von Barras) den passenden Stil zu geben". Wie Barras seine Bemerkungen oft niedergeschrieben, waren sie damals so wenig wie heute druckreif. Man wird übrigens im Anhang mehrere solche Notizen finden, um die Treue in der Wiedergabe prüfen zu können, sowie andere, die interessante Andeutungen enthalten, welche bei der Redaktion in der Eile weggelassen wurden.

von einem Prozeß bedroht, war schlau genug, Frau von Barras zu gewinnen und dadurch den Gegnern die Dritte im Bunde zu rauben, ohne die sie machtlos waren. Frau Barras übertrug Saint Albin alle ihre Rechte auf die Memoiren ihres Gatten durch Cessionsakt vom 18. Dezember 1832 vor dem Notar Damaison, worin sie erklärt, „sie habe in der Wahl des Herrn von Saint Albin durch den General für die Redaktion seiner Memoiren stets einen Beweis großen Vertrauens erblickt. Sie könne dieses Vertrauen nur respektiren; auch glaube sie getreulich die Wünsche ihres Gatten zu erfüllen, indem sie für ihren Teil ihm ganz die Entscheidung überlasse in Bezug auf Art und Zeitpunkt der Veröffentlichung der Memoiren ... Infolge dessen entsagte sie unentgeltlich zu Gunsten des Herrn von Saint Albin allen Eigentums- und anderen Rechten, die ihr durch Testament und Kodizill zustehen können, auf die Memoiren des Generals de Barras ... so daß ihre Rechte denen Saint Albins zuwachsen und dieser in seiner Person alle ihre Rechte mit den seinigen vereinige; und nur die eine Bedingung knüpfe sie an ihren Verzicht: Wann immer die Memoiren erscheinen mögen, so dürfe sie keinerlei materielle oder moralische Verantwortlichkeit daraus treffen können ...“

Diese Verzichtleistung der Frau von Barras machte die Herren Paul Grand und Courtot wehrlos; sie begriffen es und gingen einen Vergleich ein, wodurch sie gegen eine Geldentschädigung auf alle ihre Ansprüche verzichteten*) und Saint Albin allein die Entscheidung über die Art und Zweckmäßigkeit der Veröffentlichung überließen.

IV. Warum die Memoiren von Barras, seit 1834 das ausschließliche Eigentum des Herrn Rousselin de Saint Albin, nicht von ihm veröffentlicht wurden.

Es schien, als hätte de Saint Albin nur noch die letzte Hand an die Memoiren zu legen und als werde er sie dann veröffentlichen. Es geschah

*) Ausgleich zwischen dem Herrn von Saint Albin und Paul Grand am 19. Juni 1833; Cession von Herrn Courtot an Herrn von Saint Albin am 31. Mai 1834 vor Notar Damaison in Paris.

nicht. Will man wissen, was ihn davon zurückhielt, vor und nach den Transaktionen, die ihn zum Eigentümer machten? Ein vertraulicher Brief von ihm an Frau von Barras, wovon ich den Entwurf und die Abschrift fand, enthüllt den Grund seines Zögerns. „Die Memoiren," sagt er in diesem Briefe,*) „wurden nach Barras' Tod schnell redigirt unter dem Eindruck der schmerzlichen Empfindungen, die ihn, so lange er lebte, erfüllten, Empfindungen, die sich gegen seine Verfolger in mir fortsetzten, die aber bei einer übereilten Abfassung zu Fehlern verleiten und gefährlich werden konnten ..." Damaison, der Notar von Frau Barras und Saint Albin, sagte, nachdem er Einsicht in das Manuskript genommen hatte, „es sei das ein Nest von Strafprozessen," er sagte, nachdem er das Manuskript im Vertrauen seinem Kollegen Trubert, Notar der Familie X..., gezeigt, „er wisse, daß diese gesellschaftlich hochgestellte und reiche Familie nicht ruhen und rasten würde, bis sie vor dem Richter Genugthuung und Rache erlangt hätte für das, was über sie in den Memoiren stehe ..." Frau Barras mußte darum begreifen, daß man die Veröffentlichung hinausschieben müsse.

Die Memoiren enthielten also nach dem Geständnis vom Mitarbeiter Barras' Stellen, insbesondere gegen solche, die Saint Albin die Verfolger des früheren Mitgliedes des Direktoriums nannte, die nicht nur wie ein Pamphlet gehalten sind, sondern auch Anklagen enthielten, die einen Verleumdungsprozeß geradezu herausforderten. Das Geständnis ist nicht ohne Wert. Man muß Akt davon nehmen und sich desselben erinnern, wenn man gewisse Stellen der Memoiren liest, die dadurch, wie mir scheint, begründeten Verdacht erregen müssen.

Saint Albin hätte die Schwierigkeit beseitigen können, indem er gewisse Stellen, besonders die gegen Napoleon, gegen die Familie und die Umgebung von „Buonaparte", in denen sich Barras ebenso heftig als perfid und undelikat gehen ließ, wegließ oder umänderte. Aber damit hätte Saint Albin den Charakter der Memoiren wesentlich geändert und, es läßt sich nicht leugnen, sich des Verrates an dem Freunde schuldig gemacht, der ihn sterbend mit seiner Rechtfertigung und seiner Rache betraute.

---

*) Brief von Herrn de Saint Albin an Frau von Barras vom 1. September 1832.

Wenn der Redakteur dieser Memoiren nicht das Recht zu haben glaubte, Barras' Gedanken zu entstellen oder selbst abzuschwächen, wenn er sie so abfaßte, wie es Barras gewünscht hatte, also eine Verteidigung und Lobrede in Bezug auf alles, was den Exdirektor persönlich angeht, und eine herbe, leidenschaftliche Verurteilung von allem, was mit Napoleon irgendwie in Verbindung steht, daraus machte, so muß man zugeben, daß er als redlicher Mann die ihm anvertraute Mission erfüllte.

Man muß hinzufügen, daß der Redakteur ebenso über Napoleon und das Kaisertum dachte wie der Exdirektor, und daß diese gemeinschaftliche heftige Feindschaft wohl bestimmend für die von Barras getroffene Wahl für die endgiltige Redaktion der Memoiren war. Während der Revolution war Rousselin de Saint Albin der Freund von Danton und Hoche, deren Geschichte er schrieb, von Chérin, von Bernadotte, der ihn 1798 als Generalsekretär ins Kriegsministerium nahm, von Carnot, der ihm während der hundert Tage wichtige Funktionen im Innern übertrug; er bewahrte sich stets, wenn auch nicht das jugendliche Ungestüm der Begeisterung, doch die aufrichtige, warme Liebe für die Freiheit. Als Anhänger der Juliregierung, nachdem er in den Reihen der Opposition unter Ludwig XVIII. und Karl X. geglänzt hatte, als persönlicher Freund des Königs Ludwig Philipp und der Königin Marie Amalie, die ihm und seiner Familie besonderes Wohlwollen bezeugten, als langjähriger Leiter des von ihm mitbegründeten „Constitutionel“ und steter Verteidiger freisinniger Grundsätze, haßte Saint Albin Napoleon fast ebenso sehr wie Robespierre, der ihn 1794 als Mitschuldigen vor das Revolutionstribunal brachte.

Dieser Mann, so maßvoll, so höflich, der sich damit begnügte, an den Verfasser einer angeblichen Lebensbeschreibung, worin er in der Revolution eine lächerliche Rolle spielte, zu schreiben: „Sie haben die Freundlichkeit, Bürger, sich mit meiner Reputation zu beschäftigen; seien Sie wenigstens so gütig, genau zu sein. Beim Revolutionstribunal war ich nicht Richter, sondern wurde gerichtet. Sie sind ein zu großer Verehrer der Rechtschreibung (juge und jugé) und Wahrheit, um auf einem für meine Geschichte so wichtigen Irrtum zu verharren,“ — dieser Schriftsteller, von klassischer Literatur genährt, der in seinen Werken die griechischen und römischen Historiker sich zum Muster nahm, kann nicht

an sich halten, sobald ihm der Name Napoleon in die Feder kommt; er wird dann wild und heftig und verschmäht die dümmsten und plumpsten Klatschereien nicht. Unter seinen Papieren fand ich einen Zettel von seiner Hand, der gleich vielen anderen von seiner Hand, die ich citiren könnte, zeigt, wie er gegen den großen Kaiser gesinnt war: „Wie mehrere Korsikaner erzählen, die in seinem Hause verkehrten, verliebte sich Bonaparte, als er neun Jahre alt war, in eine seiner Basen, die nahe an vierzig war, so heftig, daß er ihr Gewalt anthat."

Wenn ein ernster Mann von gereiftem Geist, der auf Unabhängigkeit und Gerechtigkeit Anspruch macht, sich von blindem Hasse verleiten läßt, so dummen Erfindungen Glauben zu schenken, so ist dies eine verblüffende Erscheinung; aber man muß wohl Notiz davon nehmen. Jedenfalls sieht man daraus, daß es Saint Albin doppelt schwer fallen mußte, die Angriffe in den Memoiren abzuschwächen, aus Treue gegen den Freund, der sie im Geiste des Hasses und der Rache redigirt sehen wollte, und aus eigenem Hasse gegen den Kaiser und das Kaisertum. Die Memoiren blieben also, wie sie in heißem Eifer entstanden, ein Werk, das „zu Fehlern verleiten und gefährlich werden konnte."

Es liegt mir die erste Abschrift des Werkes vor; sie stammt aus dem Jahre 1830, wie die Quittungen von Kopisten bezeugen. Die einzigen Korrekturen, die man daran bemerkt, sind durchaus nicht von Bedeutung. Kein Wort wurde an den kompromittirenden Stellen, die Damaisons Klugheit so sehr fürchtete, gestrichen oder geändert. Ehe Saint Albin am ursprünglichen, nach Barras' Notizen, Diktaten oder schon redigirten Bruchstücken verfaßten Text etwas geändert hätte, schloß er sie ein; und so fand man sie 1847 nach seinem Tod.

V. Warum die Memoiren von Barras nach 1847 nicht erschienen sind und warum man sich entscheidet, sie jetzt herauszugeben.

Gleich ihrem Vater schritten auch die Kinder Saint Albins nicht zur Veröffentlichung der Memoiren von Barras. Der älteste Sohn, Hortensius de Saint Albin, früher Deputirter für Sarthe und Volksvertreter in der

Constituante von 1848, war unter dem zweiten Kaiserreich Appellationsgerichtsrat; seine Bildung, sein Wissen, sein Verdienst als Schriftsteller — er schrieb ebenso leicht zarte Verse wie Prosa — alles schien darauf hinzudeuten, daß er die Veröffentlichung übernehmen werde, vor der sein Vater sich gescheut hatte. Man ging ihn von vielen Seiten an. Verleger und Gelehrte drängten ihn, die Memoiren nicht länger dem Publikum und der Geschichtsforschung vorzuenthalten.

Wenn man aber ein Werk der Oeffentlichkeit übergab, das fast auf jeder Seite die heftigsten Angriffe auf Napoleon enthielt, so mußte man auf unangenehme Repressalien gegen das Andenken von Barras gefaßt sein, — dessen Freund*) Hortensius wie sein Vater war — und gegen das von Papa Rousselin, dessen politische Rolle während der Revolution sehr verschieden beurteilt wurde. Hortensius de Saint Albin glaubte daher mit den Memoiren nicht hervortreten zu sollen; er begnügte sich damit, der „Revue du XIX[e] siècle" von Arsène Houssaye ein kurzes Bruchstück über den 9. Thermidor mitzuteilen, das er dann einem Bande der „Documents relatifs à la Révolution française"**) einverleibte.

Dieses Fragment ist das einzige, was von den Memoiren bis jetzt veröffentlicht ist, und dieses ist weder vollständig noch getreu wiedergegeben. Bei dem Vergleich mit dem authentischen Text ergeben sich Abweichungen, so heißt es beispielsweise darin: „Couthon war unter einer Kugel gefallen," während im Original steht: „war unter einem Tisch verborgen." Sieben sehr interessante Seiten über die Hinrichtung und Beerdigung Robespierres waren weggelassen. Dagegen wurden einige dreißig Zeilen, die nicht in

---

*) Die Familien Saint Albin und Barras waren sogar verwandt; Rousselin de Saint Albin war in erster Ehe mit einem Fräulein de Montpezat, einer Verwandten von Barras, verheiratet.

**) Paris, Dentu, 1873. Der Band enthält außerdem interessante Auszüge aus Werken von Rousselin de Saint Albin über Hoche, Championnet, Kléber, Malet, Danton und Dugommier. Einige dieser Werke, die Geschichte von Kléber und die von Danton, sind noch nicht erschienen. Das unvollständige und ungenaue Fragment aus den Memoiren von Barras über den 9. Thermidor wurde von de Lescure im ersten Band der „Mémoires sur les journées révolutionnaires, de 1789 à 1799" abgedruckt. (Bibliothèque des Mémoires relatifs à l'histoire de France pendant le XVIII[e] siècle. Paris, F. Didot, 1875.)

den Memoiren sind, eingeschaltet. Eine merkwürdige Randbemerkung, von Prieur de la Côte d'Or mit Bleistift geschrieben, kommt auch nicht in dem Auszug vor. Diese Anmerkung berichtigt die Darstellung von Barras nur in einem Punkt, bestätigt somit indirekt die Richtigkeit derselben in allen übrigen.

Hortensius de Saint Albin starb 1877. Die Memoiren von Barras gingen nun an seinen Bruder Philippe de Saint Albin, den früheren Bibliothekar der Kaiserin Eugenie, dann an seine Schwester, Frau Achille Jubinal, Witwe des früheren Deputirten im gesetzgebenden Körper; diese Geschwister starben bald nach einander, ohne die vielbegehrten Memoiren zu veröffentlichen.

Als ich in die Familie Saint Albin heiratete, deren Mitglieder fast alle in den letzten zehn Jahren gestorben waren, fiel mir 1885 die Aufgabe zu, über das Schicksal der vielbesprochenen, seit mehr als fünfzig Jahren erwarteten Memoiren zu entscheiden.

Es ist in der That eine seltsame Ironie des Schicksals: diese Memoiren, von einem Todfeind Napoleons geschrieben, voller Gift und Galle gegen diesen, und dann einem wenn möglich noch heftigeren Napoleonfeind zur Schlußredaktion, das heißt zur Verschärfung, wenn es möglich ist, der heftigen Angriffe, übergeben, — diese Memoiren bleiben fünfundfünfzig Jahre lang liegen, ohne ihre Bestimmung, die Rache nach dem Tode, zu erfüllen, um dann in die Hände von wem zu fallen? eines Bewunderers von Napoleon!

Nachdem ich einen Blick in das Manuskript geworfen und die gemeinen Angriffe gelesen hatte, aus denen auf jeder Seite der Haß des früheren Mitglieds des Direktoriums gegen den außerordentlichen Mann spricht — Barras konnte sich nicht darüber trösten, daß er Bonaparte in die Höhe geholfen hatte, und wollte sein Genie nicht anerkennen, weil er es im Anfang nicht erkannt hatte — nachdem ich weiter gesehen, daß die Erbitterung auch gegen eine Frau sich kehrt, gegen Josephine, die gerade Barras weniger als irgend eine andere hätte schmähen dürfen, da wollte ich diese Memoiren zerstören — wie man ein giftiges Tier zertritt, ohne sich deshalb Gewissensbisse zu machen.

Als ich dann las und wieder las mit dem festen Vorsatz, meinen

Widerwillen und Zorn zu überwinden, erkannte ich, daß wenn es auch in Bezug auf Napoleon, dessen Familie, Freunde und Diener ein verächtliches Pamphlet ist und gar keinen Glauben verdient, es sonst viel enthält, das wichtig genug ist, um lebhaftem Interesse zu begegnen. Und dann fragte ich mich, ob ich das Recht habe, diese Stimme eines Mannes zu unterdrücken, der eine der ersten Rollen in einem der bewegtesten Dramen spielte, die Aussage eines Zeugen, verdächtig zwar, wenn sie gegen das Andenken des Feindes sich richtet, der aber so viel gesehen hat, der die Ereignisse und die Personen einer Epoche genau kennt, die uns selbst in dem Kleinsten nicht gleichgiltig ist, und der, wenn man von der Anklage gegen Napoleon und der Verteidigungsrede zu Gunsten Barras' absieht, ehrlich und aufrichtig erzählt, was er weiß. Mein Gewissen sagte mir, ich hätte kein Recht dazu, ich wäre Rechenschaft schuldig über dieses wichtige Dokument; dieses Dokument gehörte auch meinem Land und der Geschichte, nicht allein mir, ich wäre auch Depositar, nicht nur Besitzer; und eine feinsinnige Moral könnte die Zerstörung eines Depots wie einen Diebstahl ansehen.

Nachdem die Versuchung, das Manuskript zu zerstören, überwunden war, dachte ich, es ruhig in einem Winkel meiner Bibliothek liegen zu lassen. Aber was soll ich meinen Freunden, Kollegen, Lehrern und allen denen sagen, die sich für die Geschichte der Revolution interessiren und mir unaufhörlich wiederholen: „Werden Sie sich nicht entschließen, uns diese berühmten Memoiren zu geben?" Was hätte ich ihnen sagen können, als: „Ich habe nicht den Mut dazu." Wenn es damit gethan gewesen wäre, hätte ich auch vielleicht noch, so schwer es mir gefallen wäre, den Vorwurf ertragen, die Geschichtsforscher einer Quelle zu berauben. „Aber," fragte ich mich, „was wird mit den Memoiren nach mir geschehen, wenn ich sie einschließe? Wohin gehen sie? In welche Hände, nachdem sie schon ein sonderbarer Zufall in die meinigen gespielt hat, werden sie geraten? . . . Sie der Nationalbibliothek vermachen, damit ein Feind Napoleons sich derselben gegen ihn bediene und alles Gift daraus gegen ihn spritze, ohne zu sagen, es komme von einem Feinde, der darum keinen Glauben verdiene? Oder einem gewissenhaften, verläßlichen Schriftsteller, der die Wahrheit achtet, aber auch den großen Mann, den Barras beschimpfte und verleumdete? Aber

wie könnte er dies begründen, nämlich daß Barras' Werk, in allem was die Person und Umgebung des Kaisers betrifft, ein Pamphlet zweier Kaiserfeinde ist, eine Schmähschrift, die jener brave Mann sofort als ehrenrührig und verleumderisch erkannte? Für mich dagegen ist diese Begründung leicht, da ich die Papiere, Notizen und Briefe von Rousselin de Saint Albin besitze"... Schließlich mußte ich zur Erkenntnis kommen, daß das unbestimmte Hinausschieben der Veröffentlichung nichts taugt; es sieht aus wie Verzagtheit, was mir nicht zusagt, und, was weit schlimmer, setzt das Andenken Napoleons einer Gefahr aus.

Nachdem ich über die Notwendigkeit der Veröffentlichung mit mir ganz im reinen war, fragte ich mich, auf welche Weise ich die Veröffentlichung besorgen sollte. Den ganzen Text? Oder sollte ich die gröbsten Stellen gegen den Kaiser streichen, in einer Weise jedoch, daß der Wert und Charakter des Werkes nicht Schaden litte? Ich glaubte, zu einem solchen Kunstgriff nicht berechtigt zu sein.

Die Meister, von denen ich belehrt wurde, vor allen Fustel de Coulanges, der nach meinem Vater das meiste zur Bildung meines historischen Gewissens that, haben mir eine solche Achtung vor der Wahrheit eingeflößt, daß der bloße Gedanke, auch nur eine Kleinigkeit an einem Dokument zu ändern, auf unüberwindlichen Widerstand in mir stößt. Die kleinste Aenderung am Text von Barras ginge mir gegen die Natur; wenn auch in der löblichsten Absicht, hätte sie immer etwas Zweideutiges, Schiefes, eine fatale Aehnlichkeit mit einer Fälschung. „Ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat historia!" sagt Cicero. Vor jeder Lüge, vor keiner Wahrheit zurückweichen. Niemand wird mich darum tadeln, wenn ich mich nach dem richte, was als oberste Satzung für jeden Historiker gilt.

Es war noch eine Erwägung anderer Art, die mich in dem gewissermaßen berufsmäßigen Widerwillen gegen eine Reinigung des Textes bestärkte. Die Memoiren gelangten durch Erbschaft in meine Hände. Daraus folgt, ob ich wolle oder nicht, daß ich bei Veröffentlichung dieser Memoiren als Vollstrecker des letzten Willens von Barras handle, der sie gerade im Hinblick auf diese Veröffentlichung Herrn Rousselin de Saint Albin vermacht hat. War es nun eine kindische, überflüssige Gewissens-

frage, oder war es nur ein ganz natürlicher Skrupel, wenn ich mir, wie ich es that, die Frage vorlegte, ob mir nicht eine Pflicht obläge dem Manne gegenüber, als dessen Erben ich mich gewissermaßen zu betrachten habe? Und war es nicht vor allem meine Pflicht, die Absicht des Erblassers zu respektiren, nichts hinzuzufügen zu dem, was er ausdrücklich sagen wollte, nichts davon wegzunehmen — selbst wenn das Gesagte mein persönliches Empfinden verletzt — kurz, die Memoiren so zu veröffentlichen, wie sie von ihm und dem ihn überlebenden dazu beauftragten Mitarbeiter abgefaßt wurden, kurz so, wie ich sie von meinen Erblassern überkommen habe? Ich hege nicht den mindesten Zweifel, daß es meine Pflicht ist, dem Verfasser der Memoiren wie der Geschichte gegenüber, den Text zu veröffentlichen, ohne ein Wort daran zu ändern. Zu etwas anderem, denke ich, bin ich aber auch als Testamentsvollstrecker nicht verpflichtet; nach loyaler Erfüllung dieser meiner Verpflichtung gelange ich in den Vollbesitz meiner Rechte als Historiker und Kritiker, und ich sehe keinen Grund, der mich abhalten könnte, unabhängig und, wie man schon gesehen hat, sogar streng auch die Memoiren und Barras selbst zu beurteilen.

Die Veröffentlichung ohne jede Aenderung war also eine beschlossene Sache. Aber war nicht eine Art Skandal von den Schmähungen des Exdirektors gegen Napoleon zu fürchten? Diese Befürchtung hatte offenbar H. de Saint Albin vor dreißig Jahren, und mit Recht. Damals war in Frankreich die Verehrung und Bewunderung Napoleons noch fast allgemein. Anstatt, wie es später Mode wurde, heuchlerische Thränen über den 18. Brumaire zu vergießen — ein revolutionärer Akt, den man wie die gehässige Erschießung des Herzogs von Enghien nur richtig beurteilt in Verbindung mit einer Reihe von Gewaltthätigkeiten des Volkes und der Regierung während der zehnjährigen inneren Geschichte Frankreichs — wußte man es Bonaparte Dank, das Vaterland der Fäulnis des Direktoriums entrissen, den Verfall aufgehalten und das Beste, Wesentlichste aus den Errungenschaften der Revolution in die neuen Einrichtungen hinüber gerettet zu haben. „Ich habe den Abgrund der Anarchie geschlossen, das Chaos entwirrt. Ich habe die Revolution gereinigt... Ich habe den Wetteifer gespornt, das Verdienst belohnt und die Grenzen des Ruhmes

erweitert."*) In Anbetracht solcher Wohlthaten entschuldigte man seine Fehler, verzieh man seinen grenzenlosen, wahnsinnigen Ehrgeiz und Hochmut, der uns so teuer zu stehen kam. Und ich glaube, so geziemt es einem großen Volke gegenüber einem großen Manne.

Jetzt aber, nach den Schriften von Michelet, Lanfrey, Proth, Jung, wäre es kindisch, einen Skandal zu fürchten. Wurde nicht schon alles gegen Napoleon gesagt? Gibt es eine Beschuldigung, eine Beleidigung, eine Verleumdung, die ihm erspart worden wäre? Hat man ihm nicht sogar das Genie des Feldherrn, den Mut des Soldaten abgesprochen, wie es Lewis Goldsmith 1814 in seiner schmutzigen Schmähschrift that? Hat man nicht zu beweisen versucht, er sei im Grund ein Spitzbube, ein Räuber, ein Bluthund gewesen? Alles umsonst! Trotz alledem beherrscht der Kaiser noch das Jahrhundert, an dessen Beginn sich seine Riesengestalt erhebt gleich der Memnonsäule am Eingang der ägyptischen Wüste. Ruchlose Hände haben versucht, das gefürchtete und bewunderte Granitantlitz zu zerkratzen. Aber so lange es Menschen gibt, werden sie an der Größe dieses Riesen ihre Kleinheit messen. Die Nachwelt wird stets aufblicken zu der Sphinx mit dem rätselhaften Herrscherantlitz eines Napoleon.

Immer Er! Ueberall Er! — Sein gedenk' ich
In Sonnenglut, von Eis umstarrt . . .
Geschichte und Dichtung sind voll von ihm.
Nichts Großes ist im Himmel und auf Erden,
An dem nicht sein Name haftet.

Die Legende, die unzerstörbare Legende leuchtet uns überall entgegen. An diesem Ausgang eines in Enthusiasmus geborenen Jahrhunderts, das im Düster allgemeiner Ernüchterung verläuft; jetzt, da die haltlose Gesellschaft sich nicht reformiren noch verteidigen kann, da die furchtbarste Gefahr alles bedroht, was uns teuer ist, Artigkeit und Gesittung, Bildung und Duldsamkeit, Freiheit und Vaterlandsliebe, da Kunst und Wissenschaft selbst von den neuen Barbaren ausgerottet zu werden Gefahr läuft; gerade jetzt in dieser angstvollen Zeit wird es uns wohlthun, sich zu den Erinnerungen an jenen heroischen Ritterroman zu flüchten; in dieser Zeit ohne Glauben und ohne

---

*) „Correspondance de Napoléon I." Paris, Plon et Dumaine, 1870. Band 32, Seite 264.

Ideale wird man gern im Geiste die stolzen, schönen Tage der Vergangenheit miterleben! Feiert nicht aus demselben Grunde die Napoleonlegende bei uns ihre Auferstehung? Das Frankreich, das wir dort finden, so verschieden von dem unsrigen, übt auf unsere Geister unwiderstehlichen Reiz. — Wir sagen uns: „So waren wir vor hundert Jahren! Wie gesund und stark waren damals die Menschen! Welch edle Volkskraft! Welch herrliches Geschlecht! Wie sie lebten! Und wie sie starben! Welche Tugend ist uns abhanden gekommen, daß wir dieser prächtigen Generation so wenig gleichen? . . .“

Wird solches Empfinden in allen lebendig, so ist die herrliche Epopöe nicht mehr Sache der einzelnen und einer Partei; sie erweitert sich zu einer Art von Nationalkultus. Das Volksbewußtsein Frankreichs ließ sich einen Augenblick täuschen, begriff aber bald, daß diese Legende nie so tiefe Wurzeln im Herzen des Volkes schlagen konnte, wenn nicht mehr daran wäre, als gewisse Schriftsteller glauben machen wollten. Und ich glaube, der Instinkt hat das Volk gut geleitet, wenn es das einseitige Urteil, das man ihm als die Wahrheit über Napoleon vorlegte, nicht genehmigte.

Napoleon war ein Menschenschlächter, gewiß. Die Mütter von heute mögen ihn noch hassen dafür, daß er den Müttern von damals so viele Söhne geraubt hat. Einverstanden. Aber die Herzen von uns Männern, von uns Soldaten, werden bei seinem Namen höher schlagen! Die Heldenthaten, die er von seinen Leuten verlangte, wird das Vaterland vielleicht morgen von uns verlangen. Dazu kann man sich nicht besser vorbereiten, als indem man oft daran denkt, was die Genossen des großen Feldherrn thaten. Wehe Frankreich, wenn es von der Erinnerung an jene blutige, mutige Zeit nicht mehr gerührt wird!

Das Verbrechen besteht übrigens nicht darin, daß man Menschen töten läßt. Die Menschenpflanze hat nur auf kurze Dauer Anspruch; wenn man sie vor der Zeit schneidet, so stört man nicht die Weltordnung, sondern hilft ihr nur nach; wird sie niedergemäht, so schlägt sie wieder aus. Es ist nur die Frage von einigen Jahren. Das wahre Verbrechen besteht darin, die Seele einer Nation zu erniedrigen, zu entwürdigen; die Seele bleibt, der Mensch vergeht; und es gibt kein Mittel, die Seele wieder gesund zu machen,

während die Fruchtbarkeit der Natur dafür sorgt, daß Menschen durch neue Menschen ersetzt werden. Die Verwundung der Seele geht immer tief und heilt langsam — wenn sie überhaupt heilt. Der herrschende unselige Materialismus tötet jedes edle Streben und schlägt uns jene unsichtbaren, tödlichen Wunden, bei denen wir verlieren, was das Beste in uns ist. Napoleon hat derlei nicht verbrochen; er hat uns nur ins Fleisch geschnitten; die Wunden, die er uns schlug, haben sich geschlossen. Aus seinen Händen ging Frankreich tapfer und stark hervor. Das Verbrechen, die Seele seines Volkes verdorben zu haben, hat Napoleon nicht begangen!

Man darf auch nicht behaupten, daß so viel Blut, das er vergießen ließ, gegen ihn um Rache schreit. Die es für ihn vergossen, waren weniger seine Opfer als begeisterte Gläubige an seine übermenschliche Größe. Fragt einmal Lassalle, Marbot und die anderen, ob sie sich darüber beklagen wollten, an des Kaisers Seite ihr junges Leben gelassen zu haben! Unter ihm schien auch ein kurzes Leben ein langer Jubel; ihre Minuten waren thatenvoller als unsere Tage. Diese jungen Männer bedauerten es nicht, wenn sie fielen; sie hatten mehr erlebt als zu anderer Zeit die Greise, sie hatten ihr Leben erschöpft; ihr Blut, in dem man seinen Ruhm ertränken will, wurde nicht dazu, sondern im Gegenteil zu seinem Ruhme vergossen. Dieses Blut gegen ihn anrufen, heißt so viel, wie ein Dokument fälschen, den Sinn einer glaubwürdigen Zeugenaussage entstellen, die da lautet: „Gepriesen in alle Ewigkeit sei der Zauberer, der uns den schönsten Traum erleben ließ, den Menschen je erlebten! Für ihn starben wir freudig; unsere Liebe zu ihm war so groß, daß sie nur Genüge fand, wenn wir uns selbst unserem Gott opferten, — und wir fühlten auch, daß durch dieses Opfer der Geringste von uns teil hat an einem Werke der Unsterblichkeit.“

Die Bourgeois-Geschichte, die positivistische von heutzutage, — kurzsichtig und oberflächlich — triumphirt, wenn sie die durch ihn vernichteten Existenzen zusammenzählt, und vergißt dabei, daß auch der Krieg hienieden seine Bestimmung hat, und nicht nur zum Unheil. Der Sturm bricht Aeste, entwurzelt Bäume, richtet allerlei Schaden an; aber er reinigt die Luft. So der Krieg; er verursacht großen materiellen Schaden, moralisch restaurirt er oft. Die männlichen Tugenden, die ein Volk in Selbstsucht

und Wohlleben einbüßt, werden durch Krieg zu neuem Leben erweckt. Ein Volk, das langsam seinem Verfall entgegengeht, wird oft durch Krieg davor bewahrt. Der Krieg thut weh, aber er verjüngt.

Gewiß, Napoleon liebte den Krieg zu sehr. Man mag sagen, er war der Tod; aber er war auch das Leben, und dies nicht minder. Wenn man auf die Hekatomben blickt, die seinen großen, genialen Verirrungen fielen, so darf man nicht übersehen, daß er aus den Franzosen ein Volk von Helden machte. Was war Frankreich zu seiner Zeit und was ist es heute? Wer könnte, ohne schamrot zu werden, den Vergleich wagen? — „Meinen jungen Soldaten drang Ehre und Mut aus allen Poren!“ sagte er von seinen Rekruten 1813 nach einem Gefecht, in dem sich diese Kinder wie die Löwen geschlagen hatten. Ehre und Mut, Pflichtgefühl, Aufopferung für das Vaterland, Ruhmesliebe: damit hat er Frankreich groß gemacht.

Und der Ruhm, man mag sagen, was man will, ist kein leeres Wort — kein flüchtiger Sonnenstrahl, der einen Augenblick sich niederläßt und verschwindet. Dieser Sonnenstrahl dringt ein, befruchtet, weckt geheimnisvolle Kräfte, die in der Tiefe des Volksbewußtseins schlummern. Der Ruhm ist eine Macht, die wirkt, dauert und sich überträgt; er stachelt die neuen Generationen an, das Land nicht von der Höhe hinabgleiten zu lassen, auf die frühere Generationen es gebracht haben. Die dem Volke Ruhm gaben, wie Ludwig XIV. und Napoleon, bleiben die ewigen Wohlthäter dieses Volkes, sie gaben ihm moralische Kraft, Mannesstolz, Bewußtsein seiner Würde, erhöhten es in seinen eigenen Augen wie in denen der Welt, hießen es edel denken und handeln, seiner würdig. Wo gibt es einen Ruhm gleich dem, den Frankreich seinem Kaiser verdankt?

Napoleon war der größte, mächtigste Schöpfer von Kraft und Begeisterung; er erhob das Volk über das Durchschnittsmaß, über sich selbst empor, erfüllte es mit edler Leidenschaft bis zum Wahnsinn. Vor ihm hatte schon die Revolution, die er fortsetzte und mit der er unlöslich verbunden bleibt, dieses Wunder vollbracht. Vergessen und Verzeihung dieser für die Schlächtereien auf dem Schafott, jenem für die auf dem Schlachtfeld! Wenn noch so viel Blut vergossen wurde, — was wir dabei gewannen,

ist mehr wert. Frankreich beginnt dies dunkel zu fühlen, den Kern der Geschichte zu erfassen. Dagegen wird Barras mit aller Galle nicht aufkommen. Was vermögen die verdächtigen Klatschereien eines erbitterten Neidlings gegen den außerordentlichen Mann, der sich siegreich behauptete gegen zahllose Pamphlete wie gegen den ganzen wissenschaftlichen Apparat eines Denkers und Schriftstellers von der Bedeutung eines Taine?

„Aber," wird man sagen, „der Kaiser ist nicht allein in den Memoiren von Barras angegriffen. Es sind darin schlimme Andeutungen über Josephine. Fürchten Sie nicht, gewissermaßen als Mitschuldiger des Verfassers zu erscheinen, wenn Sie dem Publikum zu lesen geben, was Barras über seine Intimität mit Frau von Beauharnais nur zu deutlich zu verstehen gibt?"

Ich begnüge mich, diejenigen, die mir übelnehmen sollten, was das frühere Mitglied des Direktoriums gegen die frühere Kaiserin der Franzosen Schlimmes sagt, auf die „Biographie Michaud" (Artikel Josephine, Bd. 59, S. 225 u. ff.) und auf die „Papiers et correspondances de la famille impériale" (Paris 1872, Beauvais, Bd. 2. S. 1332) zu verweisen. Man braucht nur den Artikel der „Biographie" und die beiden Briefe von Josephine an Barras zu lesen — letztere wurden durch die Kommission veröffentlicht, die nach dem 4. September 1870 mit der Durchsuchung der Papiere Napoleons III. beauftragt war — um sich zu überzeugen, daß die Memoiren nichts über diesen Punkt bringen, das nicht schon längst veröffentlicht wäre. Es wäre ungerecht und thöricht, wenn man mir Mangel an Rücksicht gegen das Andenken einer Dame vorwerfen wollte, zumal einer so guten und liebenswürdigen wie dieser. Ich wäre gewiß vor der Enthüllung von Schwächen zurückgewichen, zu denen sich Josephine sicherlich hinreißen ließ, bevor ein tieferes und ihr vielleicht neues Gefühl sie von diesen „Lastern der Zeit" reinigte und die zu schnell getröstete Witwe Alexanders von Beauharnais zur tadellosen Frau des ersten Konsuls und Kaisers machte. Aber die Thatsache, daß die kokette und frivole Freundin der Frau Tallien etwas von ihrem guten Rufe einbüßte in einer Epoche wie die des Direktoriums, als die öffentliche Moral so tief gesunken und die Tugend der Frauen unausweichlich

der Berührung mit der allgemeinen Korruption ausgesetzt war — diese Thatsache, man möge sich dagegen sträuben oder nicht, gehört der Geschichte an.

Geschieht nun Josephinen mit den Indiskretionen und feigen Schmähungen Barras' unrecht? Ach, wir wußten es ja, sie war schwach, aber wir haben ihr seit lange verziehen, so sehr sprach ihre Anmut, ihre himmlische Güte, ihre Selbstverleugnung in der traurigen Stunde der Ehescheidung zu ihren Gunsten! Aber was wir vielleicht nicht wußten, ist, daß sich unter den schönen, edelmännischen Manieren des Vicomte de Barras die Seele eines Lumpen barg. Das verraten zur Genüge gerade seine Worte gegen diejenige, welche dem Kerl zu viel Ehre erwies, indem sie ihn auszeichnete. Diesen neuen Zug dem hinzufügen, was man schon vom Cynismus und der Immoralität dieses Mannes wußte, ihn nach eigenem Zeugnis verächtlicher zeigen, als man ahnen konnte — ist dies nicht auch eine Verteidigung des großen Mannes gegen seinen Verleumder?

Mit vollkommener Beruhigung unternehme ich daher diese Veröffentlichung, bei der das Andenken Napoleons nach meiner Ueberzeugung nichts verlieren und die Geschichte Nutzen finden wird. Ich rufe den Kaiser selbst zum Zeugen auf:

„Die Verleumdung hat all ihr Gift gegen mich verspritzt; sie kann mich nicht mehr verletzen; sie ist für mich nur noch das Gift des Mithridates . . . Ich diene den Pamphletisten zur Weide, aber ich werde nicht ihr Opfer sein; sie beißen auf Granit. Mein Andenken besteht aus Thaten, Worte werden es nicht zerstören . . . Wenn der große Friedrich oder ein anderer seines Schlages gegen mich schriebe, so wäre es etwas anderes, dann hätte ich vielleicht Anlaß, mich zu rühren; aber alle die übrigen, wenn sie sich noch so sehr anstrengen, werden immer nur mit Pulver schießen . . . Die Lüge vergeht, die Wahrheit besteht . . . Was hat man mit den großen auf Schmähschriften gegen mich verwandten Summen ausgerichtet? Davon wird bald nichts mehr zu spüren sein, während meine Monumente und meine Institutionen mich der spätesten Nachwelt erhalten werden . . . Allen Schmähschriften zum Trotz fürchte ich nichts für meinen Ruf. Die Nachwelt wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Man wird die Wahrheit kennen und wird das Gute, das ich gethan, vergleichen mit den Fehlern, die ich begangen habe. Ich bin über das Resultat beruhigt . . ." *)

Wenn es für die Veröffentlichung von Barras' Memoiren einer andern Autorisation bedürfte als der meines Gewissens, so fände ich sie in jenem großen Wort, mit dessen Gewicht Napoleon mit der souveränen Autorität des Genies, seiner selbst sicher wie seines Werkes, im voraus alle seine Verleumder erdrückt, Barras so gut wie die übrigen, in dem Wort: „Sie beißen auf Granit."

---

*) Fragments empruntés au Mémorial et reproduits dans la correspondance de Napoléon I. Paris, Plon et Dumaine, 1870. XXXII. S. 252, 287 und 325.

George Duruy.



Vorrede zum ersten Band.

I.

Der Mensch.

Der erste Band der Memoiren umfaßt die Periode des Lebens von Barras vor der Revolution (Kapitel 1 bis 7) und die Revolution selbst von 1789 bis zur Verfassung vom Jahre III (1795), das ist bis zu den Anfängen der Regierung des Direktoriums (Kapitel 7 bis 23).

Auf der ersten Seite schon macht sich die Selbstzufriedenheit und die Eitelkeit, einer der hervorstechendsten Charakterzüge Barras', in seinen Memoiren mit komischer und ergötzlicher Naivität breit. Wenn er uns seinen Geschmack an Vergnügen, „die ihn oft von seinen Pflichten ablenkten", zu beichten für gut findet, so beeilt er sich, dieses Bekenntnis mit der Eröffnung auszugleichen, daß er stolz und mutig ist, daß seine ersten Regungen immer edelmütig waren.

Ein anderer hätte vielleicht mit einiger Verlegenheit von seiner Abstammung gesprochen. War er doch ein guter Edelmann, von echtem Adel!*) Diesem Edelmann aber, der unter seinen Papieren sorgfältig einen Stammbaum verwahrte mit der stolzen Devise: „Vivat Barrassia proles, antiquitate nobilis, virtute nobilior",**) war es vorbehalten,

*) Papiere von Saint Albin. Auszug aus dem Adelsbuch der Provence vom Abbé Robert: „Das Haus Barras ist eines der edelsten und ältesten der Provence; Urkunden aus dem Jahre 1200 geben denen dieses Namens den Rang von Rittern."

**) Papiere von Saint Albin. Stammbaum des Hauses Barras. Das Familienwappen der Barras bestand nach demselben Adelsbuch der Provence aus „sechs Gold- und Azurstreifen".

seinem König den Kopf abschlagen zu lassen und sogar in seinem Jakobiner-Feuereifer zu verlangen, daß der Jahrestag der Befreiung, an dem der Kopf Capets auf dem Schafott fiel, als Fest gefeiert werde. Wie soll man seinen Adelsstolz in Einklang bringen mit diesen Thaten, deren sich der wildeste Ohnehose nicht zu schämen brauchte, mit der einstudirten Haltung eines verstockten Revolutionärs, die er annahm und bis zum letzten Tag seines Lebens beizubehalten trachtete, selbst nach seinen verdächtigen Beziehungen zu dem Bruder desjenigen, für dessen Tod er gestimmt hatte? Barras zieht sich mit wirklich wunderbarer Leichtigkeit aus der Affaire. Als Edelmann und sehr stolz auf seine Pergamente, versäumt er nicht, uns wissen zu lassen, daß die Blacas, die Pontevès, die Castellane „Anspruch erhoben" auf die Verwandtschaft mit seinem Hause, dem Hause, dessen Erbteil zu allen Zeiten „die Tapferkeit und die Volkstümlichkeit" war und das in seinem Alter so weit zurückreicht „wie die Felsen der Provence". Er geruht sogar hinzuzufügen, daß einer seiner Ahnen „auserwählt ward, um dem Zweikampf zwischen dem Kaiser Ludwig von Bayern und Franz I. beizuwohnen". Ein höchst sonderbarer Zweikampf*) in der That, verwunderlich für den Historiker, der im Vertrauen auf bürgerliche Chronologie gewöhnlich annimmt, der Kaiser Ludwig von Bayern und der König Franz I. lebten durch zwei Jahrhunderte getrennt und hätten wohl einige Schwierigkeit gehabt, zusammenzutreffen. Man glaube aber nicht, daß der Nachkomme jenes Ritters um einen nichtigen Ruhm betrogen sei. Wenn er diese frivolen Details erzählt, so geschieht es, weil ein Verfasser von Memoiren bekanntlich nicht das Recht hat, der Nachwelt etwas zu verbergen. Von den Kreuzfahrern abstammend, aber vor allem Sohn der Revolution, weiß Barras, was mit „etwas Feudalem, das er immer mit sich trug", anzufangen. Diese Lappalien, die er selbstgefällig aufzählt, schätzt er eigentlich gering, verlaßt euch darauf. In frühester Jugend hatte er schon die Seele des Republikaners und wies mit demselben Abscheu die Demütigung, „eine Livree zu tragen", zurück, wie das Anerbieten, als Page bei dem Herzog von Orleans einzutreten. Er und Page! Ihr Manen des Brutus!...

*) Der Doppelsinn von „singulier" in und ohne Verbindung mit „combat" läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben. Der Uebersetzer.

So erzählt man die Dinge, wenn man stolz darauf ist, Ahnen zu besitzen, die zur Zeit des heiligen Ludwig gelebt haben, und ebenso stolz darauf, eine Rolle in der Revolution gespielt zu haben — selbst wenn die Erfordernisse dieser Rolle die seltsame Verpflichtung auferlegten, dem Sohn des heiligen Ludwig in den Himmel zu helfen. Aristokrat durch Abstammung, Erziehung und Geschmacksrichtung, Demagog von Beruf, Terrorist ohne Bosheit, aber nicht ohne Böses zu thun; blutdürstig zu gewissen Stunden seines Lebens bei aller Gutmütigkeit und angeborenem Großmut, lebte er in einer schrecklichen Zeit, da jeder für seinen Kopf zitterte, und das sicherste Mittel, dem Schafott zu entgehen, darin bestand, aus Vorsicht jeden auf das Schafott zu schicken, der Mißtrauen einflößte;*) Junker und Jakobiner (talon rouge et bonnet rouge: roter Absatz und rote Mütze); der epikuräischste, raffinirteste „ancien régime“ der Bergpartei und der wildeste Revolutionär unter den Edelleuten des Konvents, der Jakobiner Vicomte Paul de Barras.**)

II.

Barras vor der Revolution.

Die vier ersten Kapitel sind der Erzählung von zwei Reisen und Feldzügen gewidmet, die Barras als Unterlieutenant im Regiment Pondichéry 1776 bis 1783 in Indien machte. Diese Kapitel mit unterhaltenden Anekdoten, wie die Erzählung eines Schiffbruchs bei den Malediven, sind ein Auszug aus einem viel ausführlicheren Bericht, den der junge

---

*) Siehe 13. Kapitel. General Brunet denunzirte beim Wohlfahrtsausschuß die Ungesetzlichkeit gewisser Handlungen von Barras im Süden. Barras, bedroht, rettet sich, indem er seinerseits den unglücklichen General des Verrates anklagt, und Brunet wird guillotinirt. Derselbe Mann aber, der ohne Zaudern den Kopf eines Feindes fallen läßt, um den seinigen zu retten, wird wieder human, sobald ihn die Furcht nicht zwingt, unbarmherzig zu sein. Siehe 18. Kapitel, wie er zu Gunsten von Hoche, Championnet, Kellermann intervenirt und ihre Namen von der Proskriptionsliste streichen läßt.

**) Bei der Ausmusterung in der Gesellschaft der Jakobiner, zu Anfang 1793, wurde Barras würdig befunden, auf der Mitgliederliste weiter zu figuriren. (Siehe Memoiren I, 11. Kapitel.)

Offizier in Form eines Reisetagebuches verfaßt hat und der unter den Papieren von Saint Albin gefunden und um des interessanten Inhaltes willen teilweise im Anhang abgedruckt wurde. Die reichlichen und genauen Details in diesem Tagebuch über die energische Verteidigung de Bellecombes in Pondichéry vom 5. Juli bis zum 18. Oktober 1778 bilden einen wichtigen Beitrag zur Geschichte unserer Kämpfe gegen die Engländer in Indien.*) Die Nachlässigkeit der Regierung, der Heldenmut der Offiziere und Soldaten treten uns in dieser Erzählung so lebendig entgegen, daß sie gleichzeitig unsern Zorn und unsere Bewunderung erregen.

Die folgenden Kapitel**) zeigen uns die Präludien der Revolution. Barras war nach Frankreich zurückgekommen, hatte die Armee verlassen, sich in Paris etablirt, verkehrt intim mit den berühmtesten Persönlichkeiten der Epoche und beginnt, die Haltung eines erklärten Gegners des Hofes und der Regierung anzunehmen. Er begegnet den Ministern mit edlem Stolz,***) denunzirt den Luxus, die Schlemmerei, die Korruption, die, wie es scheint, in den Klöstern herrschten.†) Gewisse vertrauliche Mitteilungen, die er sich in seiner unerträglichen Geckenhaftigkeit als Liebling der Frauen gern entschlüpfen läßt,††) legen die Vermutung nahe, daß Barras damals ebenso wenig als zu irgend einer andern Zeit seines Lebens ein strenger Moralist war. Dieser Puritaner, der an den lockeren Sitten der Mönche Aergernis nimmt, ist eng liirt mit Abenteurern wie die Lamottes von der Halsbandgeschichte, bei denen offenbar der Mann ebensowenig wie die Frau Muster von Tugend waren. Beklagen wir uns nicht darüber, denn diese etwas zweideutige Beziehung verschaffte Barras die Gelegenheit, uns über diese garstige Geschichte interessante Details zu geben, welche die gänzliche Unschuld der Königin wie die wirklich unergründlich tiefe Dummheit des galanten Kardinals Rohan†)

---

*) Siehe Anhang (unter I).

**) 5. und 6. Kapitel.

***) Siehe im 5. Kapitel seinen Streit mit de Castries.

†) Siehe 6. Kapitel.

††) Siehe den Anfang des 2. Kapitels, wo er es angezeigt findet, uns von seiner ersten Liebschaft zu unterrichten, im Alter von 16 Jahren, mit „einer der liebenswürdigsten Damen".

außer allen Zweifel stellen. Das ist gewiß: wenn die arme Marie Antoinette bei diesem seltsamen Abenteuer auch nur die mindeste Schuld getroffen hätte, so hätte Barras es sich gewiß nicht entgehen lassen. Es ist seltsam, dieser Mann, der von den Frauen so sehr geliebt ward, hatte für sie nie das Gefühl dankbarer Nachsicht, wie man es von dem Frauenliebling aus Dankbarkeit doch erwarten sollte. Er liebte viele Frauen, aber er liebte nie die Frau. Der Instinkt der üblen Nachrede war ebenso stark bei ihm wie der der Selbstgefälligkeit. Edle und hervorragende Frauen wie Frau Roland und Frau von Staël wurden, wie man sehen wird, ebenso wie Josephine von den schärfsten Pfeilen seiner Bosheit getroffen. Und es ist ein wahres Wunder, daß Marie Antoinette so davon kam bei dem Bedürfnis, das Barras empfand, den Ruf jeder Frau zu beflecken, deren Name ihm unter die Feder kommt.*)

III.

Barras und die Einnahme der Bastille.

Mit dem 7. Kapitel der Memoiren gelangen wir zur Revolution. Die große That, die diese Periode unserer Geschichte eröffnet, die Einnahme der Bastille, ist nur Gegenstand einer kurzen und banalen Erwähnung. Von den verschiedenen Zwischenfällen, an denen der denkwürdige Tag so reich war, hat Barras nichts behalten und berichtet nur ein Detail. Er sah „die Opfer der Willkür, endlich gerettet von peinlichen Fragen, Torturen und unterirdischen Verließen," die Kerker verlassen und unter diesen „Opfern" den interessanten Marquis de Sade. Ein solcher Mangel an Information ist um so überraschender, als Barras

*) Barras geht übrigens nicht zarter mit seinen Zeitgenossen um als mit seinen Zeitgenossinnen. Man höre, wie er über einige derselben urteilt: „François de Neufchateau, Cambacérès und Sieyès, die ehrloseste Dreieinigkeit. — Jourdan, Oberbefehlshaber, niederträchtig, feig und talentlos. — Masséna, tapfer, verwegen, aber dumm, diebisch und heuchlerisch wie ein Italiener. — Letourneur, eine Null, aber voller Hochmut. — Carnot hat bei gewöhnlicher Begabung eine große Liebe zur Arbeit. — Brunet hätte nie etwas anderes werden sollen als Buchdruckerlehrling" und so weiter. (Papiere von Saint Albin. Handschriftliche Notiz von Barras).

wirklich Zuschauer des Ereignisses war, wie er behauptet, und sogar 1789 einen Bericht darüber verfaßte, der unter den Papieren von Saint Albin in Barras' Handschrift glücklich gefunden wurde.*)

Die Stelle der Memoiren über die Einnahme der Bastille ist ebenso matt, unbestimmt und unbedeutend als der Bericht aus dem Jahre 1789 durch ausführliche und den Eindruck der Wahrheit machende Mitteilungen interessant ist. Der Eindruck, den man aus dieser offenbar unter der Wucht der dramatischen Ereignisse selbst verfaßten Darstellung empfängt, — dieser Eindruck ist, das muß man sagen: daß der durch die Einnahme der Bastille für immer berühmt gewordene Tag im ganzen nur ein furchtbares und blutiges Saturnal war. Nichts Heroisches in dieser ersten Erzählung. Die Verteidiger der alten königlichen Festung sind ungefähr fünfzig Invaliden, angegriffen von zehntausend Kombattanten, zu deren Unterstützung hunderttausend Bewaffnete bereit standen. Keine „Opfer der Willkür, den peinlichen Fragen, Torturen und unterirdischen Verließen" entrissen. Dagegen wahrhaft kannibalische Akte, die der Sieger vollbrachte: wehrlose Unglückliche an die Laternen gehängt, niedergesäbelt und in Stücke gehauen; abgeschnittene Köpfe und Hände, blutige Herzen in den Straßen herumgetragen, Leichen an den Füßen geschleppt, in der Nacht mit Fackeln. Das war es, was Barras gesehen hat und was er auf jenen Seiten verzeichnet, als er damals Tag für Tag die Ereignisse niederschreibt, deren Zeuge er war. Und seine Darstellung schließt mit den Worten, aus denen man wohl sieht, daß sie nicht nachträglich verfaßt ward: „Heute, Donnerstag, ist alles ruhig, das Volk verlangt indessen noch nach Exempeln, man sucht nach den proskribirten Köpfen und alle Schlechten müssen zittern."

Dreißig Jahre sind vorübergegangen. Barras, schon 1789 Feind des Hofes, hat sich offen für die Revolution erklärt, darin eine wichtige Rolle gespielt, auf den Bänken der Bergpartei gesessen und nach beendigter Revolution sich stolz als unveränderlicher und überzeugter Revolutionär

*) Siehe im Anhang (unter IV), den Auszug aus dem autographischen Tagebuch von Barras über die Einnahme der Bastille. Dieser Bericht bildet die sechs letzten Seiten des Tagebuches, in dem auch die Erzählung von der Belagerung Pondichérys vorkommt.

drapirt. Er sammelt seine Erinnerungen im Hinblick auf die Memoiren, die er veröffentlichen will, wirft einige Notizen auf das Papier; und da er nicht gern die Feder führt — eine Nervenkrankheit behindert ihn im Gebrauch seines Armes und seine von Anfang an schlechte Handschrift war in den letzten Jahren seines Lebens fast ganz unleserlich geworden — diktirte er seinen Freunden Paul Grand und Rousselin de Saint Albin Bruchstücke seiner künftigen Memoiren.

Zu dieser Zeit war die revolutionäre Version über die Einnahme der Bastille offiziell festgestellt. Die Legende hat sich dieser That bemächtigt, sie eigens ausgeschmückt, um unsere Bewunderung und unser Mitleid zu erregen. Es wird seither angenommen, daß die Bastille unter einem Ansturm von Heroismus des Volks von Paris gefallen ist und daß ihr Fall schreckliche Geheimnisse von Unbill ans Tageslicht gebracht hat. Seltsamerweise bildete sich, während diese Legende die wirklichen Begleitumstände so gründlich entstellt hat, der äußere Umriß der Begebenheit, wenn man so sagen kann, gleichzeitig mit dieser selbst: ein natürliches Ergebnis aus der Einbildungskraft, der Empfindung und der Leichtgläubigkeit des Volkes, nicht aus den späteren Kommentaren revolutionsfreundlicher Geschichtsschreiber. Niemals gab es eine eklatantere Fälschung einer geschichtlichen Thatsache; aber niemals gab es auch eine Geschichtsfälschung, die naiver, ehrlicher gewesen wäre und mehr Mitschuldige gehabt hätte. Man bedenke, daß schon am Morgen nach diesem so schrecklichen Tag, an dem so viele brave Leute von einem blutdürstigen Pöbel massakrirt wurden, der thatsächliche Charakter wilder Grausamkeit verschwunden war, ertränkt, weggeschwemmt von dem Strom allgemeiner Heiterkeit. „Da, wo es kein Verbrechen gegeben hat, braucht es keine Verzeihung," sagte nach dem Zeugnisse von Barras selbst der Vicomte de Noailles. Einer der größten Herren des Königreichs absolvirte in dieser Weise die Schlächtereien vom Tag vorher!

Die Bastille war eben kein Gefängnis wie andere. Die Bastille hatte, während ihre hohen und massiven Mauern über Paris jahrhundertelang emporragten, nach und nach aufgehört, eine Sache zu sein; sie lebte: ein geheimnisvolles, bedrohendes Leben. So saß einst vor den Thoren von Theben das schreckliche, mit Menschenblut getränkte

Ungeheuer, die Sphinx. In den Augen der Pariser war die Bastille zu einer Art von moralischer Person geworden; die gelehrige, mitleidlose, stumme Vollstreckerin jahrhundertelanger Ungerechtigkeiten; sie war das immer gegenwärtige Symbol — wie ein drückender Alp — eines von Tag zu Tag mit größerer Berechtigung verabscheuten Regiments. Und der ganze anwachsende Haß, den dieses Regiment in einer Art von Wahnsinn, in dem es sich vor seinem Untergang betäubte, wie mit Absicht herauszufordern schien — diese ganze nach und nach im Herzen des Volkes aufgehäufte Wut wandte sich gegen dieses Symbol, bevor es sich gegen das Regiment selbst wandte, umtoste es dumpf, wie der Ozean die Klippen umtost. Und darum wurde, als die Bastille verschwand, weggespült von einer plötzlich andringenden, furchtbaren Sturzwelle, von dem Volk von Paris am 14. Juli 1789 mit unwiderstehlicher Kraft, einer Sturmflut gleich — darum wurde alles vergessen: Gewaltthätigkeiten, Metzeleien, Barbarei der Sieger. Die Bastille ist genommen! Dieser von ganz Paris ausgestoßene Siegesruf erfüllte Frankreich, ging durch Europa und hallte wider bis an die Ufer der Newa. Und Freudenthränen entströmten den Augen derer, die ihn vernahmen; Leute, die sich nicht kannten, blieben auf den Straßen in Petersburg stehen, um sich die gute Nachricht mitzuteilen. Man beglückwünschte, man umarmte einander.*) Jeder fühlte dunkel, daß diese Worte: „Die Bastille ist genommen“ eine Prophezeiung enthielten; daß dieser Satz einen tiefen Sinn barg und mehr bedeutete als Worte; daß in diesen einfachen Worten die Totenglocke des „ancien régime“ läutete. So ist hier die Legende wahrer als die Geschichte; denn sie hat wunderbar begriffen und hervorgekehrt den symbolischen Charakter des Ereignisses, — den wesentlichen Charakter, den diejenigen schwer verkannten, die in ihrem blinden

*) Siehe Mémoires de Ségur, Band III, Seite 433 und 434: „Obgleich die Bastille gewiß für keinen Einwohner Petersburgs etwas Bedrohliches hatte, so wäre es doch schwer, die Begeisterung zu schildern, die der Fall dieses Staatsgefängnisses und dieser erste Sieg einer stürmischen Freiheit bei den Kaufleuten, den Bürgern und einigen jungen Leuten aus höherem Stande hervorriefen. Franzosen, Russen, Deutsche, Dänen, Engländer, Holländer, alle beglückwünschten einander auf den Straßen und umarmten sich, wie wenn ihnen eine auf ihnen lastende zu schwere Kette abgenommen worden wäre.“

Hasse gegen die Revolution sich bemühten, an die Einnahme der Bastille den Maßstab eines einfachen Gemetzels zu legen.

Sie war das, es ist wahr. Aber ein Teil der Wahrheit ist keine Wahrheit. Also, die Einnahme der Bastille war nicht allein ein Gemetzel. Etwas Großes und Edles ward an diesem Tage geboren. Was liegt daran, daß es im Blut geboren ward! Ist es nicht das ewige Gesetz hienieden, daß das Leben unaufhörlich aus dem Tode geboren wird? Vergessen wir die Schmerzen der Geburt und denken wir nur an das Schöne, das auf die Welt kam.

Wie dem auch sei, Barras, als er viele Jahre nach dem Ereignis in seinen Memoiren darüber zu sprechen hat, erinnert sich nicht mehr des Berichtes, den er früher darüber schrieb — oder er erinnert sich, findet ihn unter seinen Papieren und wird, als er ihn liest, denke ich mir, wie betäubt davon. Wie, die Einnahme der Bastille wäre nichts gewesen als das! Das Volk hätte sich dabei nicht hochherzig, sondern feig und grausam gezeigt! Und er, Barras, sollte den Feinden der Revolution überliefern, womit sie für immer die Erinnerung an jenen ruhmreichen Tag beflecken könnten, aus dem der 20. Juni, der 10. August und alle die großen Daten der Revolution geboren wurden! Ist es möglich, daß er so schlecht begriffen, diese Blasphemie von einer Erzählung verfaßt hat? Und kurz entschlossen entfernt er diese Darstellung als im Widerspruch mit der Legende, die in der Geschichte bereits Bürgerrecht erworben hat, und gegen die er am wenigsten auftreten kann, er, der glühende Revolutionär, der jetzt selbst an die Legende glaubt, die schließlich stärker ist als das, was er mit eigenen Augen gesehen hat. Er redigirt eine erste Notiz: „Die Bastille, diese Stätte der Qualen, wurde angegriffen und genommen. Ich befand mich unter den Stürmenden. Lapoype und Fréron auch. Der Kommandant, der mit Kartätschen schießen ließ, wurde getötet, die Bastille zerstört, und erklärte Feinde des Volkes, das sie unterdrückt hatten, wurden ebenfalls zum Tode geführt." *)

Das ist gewiß weniger kompromittirend als die unglückliche Darstellung aus dem Jahre 1789. Wie sehr aber diese kurze und farblose

*) Papiere von Saint Albin, handschriftliche Note von Barras, nach den Schriftzügen wohl aus den letzten Jahren seines Lebens, ebenso die folgende

Erzählung auch alles abschwächt, Leute die vom Volk zum Tod geführt wurden, kamen doch darin vor. Solche Erinnerungen sollen den Glanz dieses schönen Tages nicht verdüstern! Barras streicht die Stelle, in der er diese Andeutung macht — und es ist doch eine so diskrete Andeutung! — von den schrecklichen Mordscenen, die er uns in seiner ersten Darstellung erzählte; und der zusammengestrichene Text der für die Memoiren bestimmten Note, worin sorgfältig alles wegbleibt, was an die unangenehmen Zwischenfälle erinnern könnte, lautet: „Die Bastille, diese Stätte der Qualen, wurde angegriffen und genommen . . . Der Kommandant ließ mit Kartätschen schießen. Diese Nachricht erschreckte den Hof." In einer andern Note, auch von seiner Hand, schildert Barras das Ereignis wie folgt: „Die Bastille, dieses schreckliche Monument der Willkür, wurde vom Volk am 14. Juli mutig angegriffen. Schlecht verteidigt, wurde sie genommen und zerstört. Diese außerordentliche That erfüllte die Regierung mit Schrecken." *)

So, von Abschwächung zu Abschwächung, geben uns schließlich die Memoiren über die Einnahme der Bastille nur einige Zeilen im 6. Kapitel, eine farblose und fade Stelle, aber in ihrer Banalität ganz entsprechend, wie es Barras ausdrücklich wollte, der heroischen und sentimentalen Legende, bar aller malerischen, genauen und furchtbaren Details, die er in seiner ursprünglichen Darstellung verzeichnet hatte, bevor eine neue, ganz verschiedene Version aus der Phantasie des Volkes hervorgegangen war, über die alle Freunde der Revolution sich stillschweigend geeinigt hatten, bei der die Erinnerung an die abscheulichen Exzesse, die den ersten Sieg des Volkes beschmutzten, für immer beseitigt ward.

IV.

Barras und die Revolutionstage vom 5. und 6. Oktober, vom 20. Juni und vom 10. August.

Die vorstehenden Betrachtungen erklären hinlänglich, warum die übrigen Revolutionstage ebenso wie die Einnahme der Bastille von Barras

*) Papiere von Saint Albin.

nur flüchtig erwähnt werden und man nach ausführlichen, genauen Angaben darüber vergeblich sucht, die doch der Verfasser der Memoiren versprochen zu haben scheint, indem er uns sagt, er erzähle, was er gesehen habe. Aber was ist ein Zeuge, der nicht alles sehen will oder sich nicht an alles erinnern will, was er gesehen hat, dessen studirte Aussage sich nicht von Liebe und Achtung der Wahrheit allein beeinflussen läßt, sondern von der beständigen Sorge, die Dinge in einer nach einer gewissen Richtung günstigen Beleuchtung darzustellen? Nun, Barras hat sich in seinen Memoiren zum Verteidiger der Revolution bestellt; er plädirt auch dann, wenn er uns glauben machen will, er sage als Zeuge aus. Es wurde dies, denke ich, zur Genüge durch die verschiedenen Retuschirungen erwiesen, die er mit seiner Erzählung von der Einnahme der Bastille vornahm.

Hat er eine Darstellung der Ereignisse vom 5. und 6. Oktober, vom 20. Juni, vom 10. August verfaßt wie vom 14. Juli? Es ist möglich, sogar wahrscheinlich, wenn man erwägt, daß er nach 1789 die Gewohnheit hatte, seine Eindrücke über irgend ein bemerkenswertes Ereignis, das sich unter seinen Augen vollzog, schriftlich zu verzeichnen. Aber diese Darstellung, wenn sie existirt hatte, gelangte nicht in meine Hände.

Und die handschriftlichen Notizen von Barras über diese berühmten Tage, die ich unter Saint Albins Papieren finden konnte, sind ebenso dürftig an Nachrichten wie die betreffenden Stellen der Memoiren selbst.*)

---

*) Handschriftliche Notiz von Barras über den 5. und 6. Oktober: „Die Feinde der Revolution suchen Zwietracht zu säen. (Wörtlich: Handeln, um die Zwietracht zu gründen. Der Uebersetzer.) Das sind ihre Manöver, die Opposition der Adeligen, der Priester, die Rüstung der Emigrirten unter den Fahnen der Mächte, die an allen den Exzessen schuld sind: sie rechtfertigen leicht die Nation. Am 5. Oktober fehlte es in Paris an Brot ... Das Volk verläßt Paris trotz Lafayette ... Keine feindliche Absicht beseelte es; man hält ihm Bajonette entgegen; ein Offizier von den Gardes du Corps säbelt Bürger nieder ... Der Verwundung von Bürgern folgte ein Flintenschuß, der dem Offizier, von dem die Verwundung ausgegangen war, den Arm brach. Es folgten Exzesse ... Das Schloß wurde angegriffen; man drang ein; die Gardes du Corps, die es verteidigten und Feuer gaben, wurden getötet ... Der König benützte einen Moment der Ruhe, um zu sagen, daß er und seine Familie sich dem Wunsche des Volkes fügen werden ... Die Nationalgarden sowie die Versammlung eskortirten den König bis nach Paris ... Das Brot erschien wieder reichlich."

Wie dem nun sei, die Erzählung von Barras über den 5. und 6. Oktober, den 20. Juni und den 10. August entspricht, wie die von der Einnahme der Bastille, ganz der revolutionären Tradition. Am 5. und 6. Oktober wurde das Volk durch eine Orgie der Gardes du Corps provocirt. Barras hat dieser Orgie beigewohnt, wie er auch ohne Zweifel der Befreiung der tugendhaften Gefangenen der Bastille am 14. Juli beigewohnt hat. So durch die Seiden des Tyrannen provocirt, übte das Volk nur legitime Repressalien. Wie konnte es auch anders sein? Ist das Volk nicht immer großherzig? Wird sich seine angeborene Großmut nicht auch noch in den Ausbrüchen seines Zornes zeigen? In dem revolutionären Credo gibt es keinen Artikel, an den man fester glaubte als an diesen. Barras wirft also in seiner Gläubigkeit einen Schleier über alle Details, die so beschaffen sein könnten, daß wir an diesen verschiedenen Tagen die öffentliche Ordnung, das Gesetz, die Menschlichkeit auf das schlimmste verletzt zu sehen bekommen, wie sie es in der That wurden. Und die gewollte Klugheit seiner Erzählung erklärt deren Banalität.*)

Handschriftliche Notiz von Barras über den 20. Juni: „Am 20. Juni begab sich das Volk zum Schloß. Der König pflanzt die rote Mütze auf, die Versammlung entläßt die königliche Garde. Paris ist erregter als die Provinzen ... Es wäre vielleicht gute Politik gewesen, dem König die ganze Freiheit zu lassen."

Handschriftliche Notiz von Barras über den 10. August: „Das Volk, gedrängt durch die Gefahr feindlicher, auf Paris marschirender Armeen, durch die Kühnheit der Feinde im Innern, glaubte, daß es allein die öffentliche Freiheit retten müßte. Es beschloß den Tag vom 10. August. Die Menge begab sich zum Schloß; das Caroussel sowie die übrigen Zugänge wurden besetzt. Es gab Verhandlungen mit den Schweizern, die den Hof des Schlosses bewachten. Der König hatte sie noch morgens Revue passiren lassen. Unterhändler, die vorangegangen waren, erhielten mehrere Gewehrschüsse durch die Oeffnungen der Gitter... Das Schloß wurde vom Volk überschwemmt. Der König war während des Kampfes mit seiner Familie in den Schoß der Nationalversammlung geflüchtet und so weiter."

*) Zwei interessante Bemerkungen sind immerhin bemerkenswert. Am 20. Juni hatten sich Bataillone der Nationalgarde, die dem König ergeben waren, Rue Saint Honoré und um das Palais Royal in der Absicht, Ludwig XVI. zu verteidigen, versammelt; mit ein wenig Energie konnte also der König den Aufstand unterdrücken. — Am 10. August wie am 14. Juli war der Sieg des Volkes zum großen Teil der Beteiligung von Militär, mit der Menge vermischt, zu danken.

V.

Barras und der 9. Thermidor.

Ganz anders und viel interessanter ist die Erzählung, die er dem 9. Thermidor widmet.*)

Dreißig Jahre später liebte er es, die Erinnerung an jenes große Ereignis wachzurufen, sich selbst, besonders aber uns zu vergegenwärtigen, mit welchem Aufwand von Energie und mit welcher Kaltblütigkeit er es verstand, der Mann der Vorsehung zu sein, den die Umstände erheischten. Er sieht sich wieder, er schildert sich uns selbstgefällig, wie er damals war oder wie er glaubt gewesen zu sein; fest, klar inmitten der Krise, die bestürzte Versammlung unter seinen Schutz nehmend, unerschrocken gegen den Tyrannen kämpfend, gegen das Ungeheuer, endlich Robespierre überwindend. Ein zweiter Drachentöter St. Georg.

Der 9. Thermidor ist eben die große Scene in der politischen Rolle von Barras. Als ehrgeiziger und geschickter Schauspieler, der aber noch nicht die heißersehnte Gelegenheit gefunden hatte, in einer ersten Rolle aufzutreten, spielte er sie wunderbar, diese große Scene, mit aller Emotionsfähigkeit, halb wahr und halb gemacht, seines südländischen Naturells, mit aller pathetischen Grimasse, aller Emphase und Großsprecherei, die dem Geschmack der Zeit entspricht, übrigens auch zur Entwicklung eines solchen Dramas paßt. Unterstützt durch die Situation, eine der tragischsten in der That, die man sich nur denken kann; berauscht durch die unerwartete Wichtigkeit, die seine Persönlichkeit auf einmal als Retter der Freiheit erlangte; glücklich wie ein debütirender Schauspieler, endlich die Blicke eines ganzen Volkes auf sich gerichtet zu sehen, fand

---

*) Ich habe es von Paul Grand, dem Paten und intimen Freund von Barras, den ich, wie man gesehen hat, über die Memoiren zu konsultiren die Ehre hatte, daß es keine Episode in seinem politischen Leben gab, auf die Barras so oft und so gern in der Unterhaltung zurückgekommen wäre. Die Redaktion des Teils der Memoiren, der sich auf den 9. Thermidor bezieht, wurde, wie mir Paul Grand sagte, teils nach Notizen vom Exdirektor selbst, teils nach den Erinnerungen, die bei der Unterhaltung oft wiederkehrten, redigirt.

Barras schöne Posen, prächtige Gesten, Worte auf den Effekt berechnet.*) Er glich Talma; und mit einemmal stieg er bis zum Himmel, er eroberte die Gunstbezeugungen der Popularität, einer Dirne, der er seit vier Jahren hofirte, und die, launisch wie sie ist, sich bis jetzt ihm hartnäckig verweigerte, was er auch thun mochte. Welche Freude für den eitlen Provençalen, populär zu sein! Was sage ich, populär? Der Ruhm, getäuscht von seinen heroischen Posen, streifte an jenem Tage seine Siegerstirn mit einem Kusse. Diesen Kuß möchte er immer fühlen. Nimmermehr begegneten ihm die keuschen Lippen wieder, die ihn aus Versehen küßten. Nein, wirklich niemals wieder; selbst nicht im Vendémiaire, wo ein anderer, ein schlimmer, kleiner, schwarzer, magerer und schäbiger Korse, ihn verdrängte — sollte man es glauben! — ihn, den Sieger des Thermidor mit dem stolzen Federbusch. Und seither mußte er sich begnügen, den Weibern und der Menge die leichten Köpfe zu verdrehen, dem Pöbel und Fräulein Lange zu gefallen: ein nach seinem Verdienst zugeschnittener Erfolg. Von jenem edlen Kusse aber, der sich zu ihm verirrt hatte, von jenem einzigen Kusse, den er nicht verdiente, hat Barras die Erinnerung bewahrt; und er findet wieder etwas von dieser verflüchtigten süßen Liebkosung, wenn er uns hochtrabend**) von seinen eingebildeten Heldenthaten erzählt, die ihm dazu verhalfen. Es lag in seinem indiskreten, großsprecherischen Naturell, kein glückliches, wenn auch noch so flüchtiges Abenteuer verschweigen zu können, so auch nicht das vorübergehende Verhältnis vom 9. Thermidor mit der Berühmtheit, einer für diesen gewöhnlichen Verführer zu hochstehenden Geliebten, deren

*) Siehe 19. Kapitel: „Ich gehe auf meinen Posten; bleiben Sie auf den ihrigen." (Worte, die Barras an den Konvent gerichtet haben will, als er die Versammlung verließ, um gegen Henriot zu marschiren, mit dem Dekret der Außerhalbdesgesetzeserklärung in der Hand.) „‚Bürger Fouquier!' rief ich mit lauter Stimme, aber kalt und befehlend, ‚der Nationalkonvent hat mich beauftragt, seine Befehle ausführen zu lassen.'" „Ich wurde umringt, man befragte mich, ich erwiderte: ‚Sie (die Ausschüsse) sind tot, bevor sie getroffen wurden!'"

**) Der 9. Thermidor ist „die kolossalste, entscheidendste That der Neuzeit, nicht nur für Frankreich, sondern für Europa und für das ganze Menschengeschlecht . . ." — „Die Schlacht vom 9. Thermidor kann sich mit allen Schlachten messen, die an der Grenze gegen die Koalition geliefert wurden . . ." „Sie wird ein Gegenstand ewiger Unterhaltung sein für die künftigen Rassen . . ." (19. Kapitel.)

Unbeständigkeit ein anderer, ein würdigerer, der Held mit dem Adlerauge und dem Cäsarprofil, bald und für lange Zeit fesseln sollte.

Barras war also aus dem Süden zurückgekommen, wo ihm der Konvent eine Mission (April 1793) bei der Armee in Italien anvertraut hatte. Er hat in den aufrührerischen Departements Niederalpen, Rhonemündung und Var „die Ruhe hergestellt".*) Man weiß zur Genüge, daß dieses sanfte Wort im Schreckensjahr 1793 Gewaltthätigkeiten, Hinrichtungen und Massacres in sich schließt. Barras hat die Ruhe hergestellt, wie es damals Brauch war: mit Feuer und Schwert. Er ist jedoch unruhig. Ohne Zweifel hat er sich während dieser Mission als guter Revolutionär gezeigt. Und um sich als solcher zu zeigen, hat er sich um so mehr angestrengt, als es galt, um jeden Preis den Flecken seiner aristokratischen Abstammung, die ihn verdächtig macht, zu verwischen. So hat er also seine Kollegen im Eifer noch überboten, noch lauter deklamirt und perorirt als Fréron, den Volksgesellschaften noch niedriger geschmeichelt, furchtbare Repressalien gegen die Rebellen geübt, „Sans Nom" terrorisirt, das unglückliche „Port de la Montagne" **) in Blut ertränkt, kurz, die junge provençalische Vendée ausgerottet. Nun, wenn man in dieser Weise sein Mandat erfüllt hat, kann man mit erhobenem Haupt nach Paris zurückkehren. Man ist offenbar ein Reiner, man hat die Gewogenheit des Wohlfahrtsausschusses verdient.

Ja, aber Barras hat sich nicht damit begnügt, in der Provence die Ruhe herzustellen. Neben seinen revolutionären Thaten übte er verdächtige Praktiken. Barras streckte nach den konfiszirten Gütern der flüchtigen Proskribirten oder der Opfer der grausamen Jakobinerreaktion, deren Vollstrecker er war, die Hand aus: eine feine und habgierige Hand, nicht gemacht, um blutige Dekrete zu zeichnen, — die sie aber doch gezeichnet hat — sondern um vor Wonne zu zittern bei der Berührung des weichen Seidenhaares schöner Mädchen und bei dem Schimmer des Goldes zwischen seinen Fingern. Er hat mit den Lieferanten spekulirt, seinen

*) Siehe 14., 15. und 16. Kapitel.

**) Namen, die Marseille und Toulon zur Strafe für ihre Teilnahme an der föderalistischen Insurrektion gegeben wurden. Barras und Fréron tauften eigenmächtig Marseille wieder um. — Hamel, Histoire de Robespierre III, S. 401.

Einfluß, seine Protektion verkauft, in tausenderlei Weise geschwindelt, wie er sein Leben lang schwindeln wird. Schon beginnt der Mann der Lust und des Geldes gelegentlich unter dem Demagogen zum Vorschein zu kommen; und aus der ganzen geschmeidigen, eleganten Person des jakobinischen Vicomte dringt der leise Duft von Verkäuflichkeit und Korruption, die stets seinen Namen in der Geschichte begleiten werden.*) Patrioten der Provence — naive Leute, die immer noch an eine sehr strenge Republik glaubten, in deren Dienst Männer mit sehr reinem Herzen stehen — hatten Kenntnis von Vorteilen, die der Vertreter aus seiner Mission gezogen hat, die sich nicht eingestehen lassen. Sie haben ihn in Paris denunzirt.**) Und wenn Barras unruhig ist trotz der Proben, die er von dem Feuer seiner revolutionären Gesinnungen gegeben hat, so denkt er an den furchtbaren Mann, dem er nach dem Wohlfahrtsausschuß und dem Konvent gegenüberstehen muß, an jenen Robespierre, dessen kalter, hochmütiger Blick auf ihm ruhen, in den tiefsten Falten seiner lasterhaften Seele lesen wird. Robespierre liebt die Pflichtvergessenen nicht. Und diejenigen, die Robespierre nicht liebt, werden nicht leicht alt.

Gerade jetzt denkt „der Unbestechliche" daran, die Republik von dem Ungeziefer zu reinigen, das sich eingenistet hat, das an ihr nagt, sie verunreinigt: den Korrumpirten. Tallien, „dieser Bauch nur für Fraß

---

*) „Barras war ein Wollüstling und ein Intrigant . . . Sein Gewissen scheint sich nicht gescheut zu haben, im Trüben zu fischen. Es scheint schwer, diese zweideutige und verdächtige Persönlichkeit zu verleumden . . ." (de Lescure, Mémoires sur les journées révolutionnaires. I, S. XL und XLI.)

**) Siehe Moniteur vom 6. Vendémiaire III (27. September 1794), Sitzung des Konvents vom 2. Vendémiaire. Der Vertreter Ruamps verlangt die Verlesung von Briefen, in denen Barras und Fréron wegen Vergeudungen angeklagt werden. Erpressungen von Barras und Fréron werden auch von Barère denunzirt in seinen „Mémoires" (IV, S. 14). Man liest ferner in einem übrigens recht armseligen Werk „Amours et aventures du vicomte de Barras" (Paris 1817): „In Mission nach dem Süden geschickt, waren seine Koffer bald voll und seine Schulden bezahlt." (Bd. II, S. 187.) Ich citire nur aus dem Gedächtnis dieses Werk, das keinen geschichtlichen Wert hat, in dem aber die Liebhaber von Klatsch sehr ihre Rechnung finden, wenn sie die Liebesgeschichten des galanten Vicomte mit Frau Tallien und Frau de Beauharnais lesen.

und Weiber";*) Fouché, dieser „scheußliche Spitzbube",**) dessen „abscheuliches Gesicht noch weniger abscheulich war als seine Seele";***) Carrier, der blutdürstige Satrap, der „in einem Serail, umgeben von frechen Sultaninnen, lebte";†) der Dieb und Fälscher Courtois;††) der Trunkenbold Fréron, der Mitschuldige an den Erpressungen von Barras im Süden:†††) alle diese Männer, deren Hände, nach dem starken Ausdruck Robespierres selbst, „voll sind von Raub und Blut",*†) „Robespierre kennt sie, überwacht sie und macht Anstalt, sie zu treffen". „Ich kann diesen Zustand der Dinge nicht ertragen; es bricht mir das Herz, wenn ich bedenke, daß inmitten unserer Siege die Republik nie so viel Gefahr lief. Entweder muß ich untergehen oder sie von den Spitzbuben und Verrätern befreien, die ihr den Untergang bereiten wollen . . ."**†)

---

*) Michelet, Revolution VII, S. 122.

**) Wort von Dupont de l'Eure über Fouché, citirt von Hamel, Histoire de Robespierre III, S. 629.

***) Hamel III, S. 395.

†) Brief von Julien an Robespierre, citirt von Hamel, Histoire de Robespierre III, S. 398.

††) Er hat sich durch seine Vergeudungen bei einer Mission in Belgien bemerklich gemacht und wurde deshalb auf einen von Robespierre gezeichneten Befehl vor den Wohlfahrtsausschuß berufen. Später wurde er wegen Getreidewuchers vom Tribunal ausgeschlossen. Sein famoser Bericht über den 9. Thermidor ist, wie Hamel (III. S. 655 bis 660) nachgewiesen hat, nichts als eine unverschämte Geschichtsfälschung.

†††) Siehe im 14. Kapitel der Memoiren das Porträt, das Barras uns von seinem Freunde entwirft: „Der Gebrauch von Spirituosen, die Exaltation, die er diesem Hilfsmittel verdankte, gab ihm eine Kühnheit, eine fast kriegerische Unerschrockenheit. Bei seinem ohnehin sehr entschiedenen Charakter machte dies einen prächtigen Revolutionär."

*†) Dieses Wort seines Freundes umschreibend, sprach Couthon gleichfalls in seiner Rede vom 6. Thermidor bei den Jakobinern von diesen Männern, „deren Hände gefüllt sind mit den Reichtümern der Republik und triefen von dem Blute der Unschuldigen, die sie geopfert haben."

**†) Worte Robespierres an einen seiner Freunde am Abend vor der berühmten Sitzung im Konvent am 8. Thermidor (siehe Hamel III, Seite 720). Diese Rückkehr Robespierres zu den Ideen der Mäßigung und Milde wird von Barras selbst bezeugt in einem sehr wichtigen autographen Bruchstück, das man am Ende des ersten Bandes finden wird und das in eklatanter Weise die These von Hamel über die Ursachen des 9. Thermidor bestätigt (siehe Anhang unter VII). „Er und seine Kollegen wollten zu Grundsätzen der Mäßigung zurückkehren; er sprach gegen die Plünderer,

Und um sie sicherer und schneller zu erreichen, ließ er das furchtbare Gesetz vom 22. Prairial votiren, mit der geheimen Absicht, gerade damit die Erpresser und die Menschenschlächter zu treffen, die die Republik entehren.

Barras' erste Sorge bei seiner Rückkehr nach Paris ist also, Robespierre seine Reverenz zu machen, in jenem kleinen Hause in der Rue Saint Honoré,*) wo der unbeugsame Tribun das Beispiel einer Einfachheit und Sittenreinheit gibt, über die „der Korrumpirte par excellence, dessen Salon zum Lieblingsasyl und Mittelpunkt wird von allem Cynischsten und Unreinsten, was es gibt", wohl lächeln mochte.**) Man wird sich hüten, durch Analyse jene Stellen voll von malerischen und

---

gegen die Lieferanten, gegen die Schafotte. Es war die Epoche, die die Mitglieder der Ausschüsse ergriffen, um ihn unpopulär zu machen. Er wurde als Gemäßigter behandelt und fiel wie der brave Camille Desmoulins, Danton, Bazire und die anderen Deputirten, die den Hinrichtungen und dem Schrecken und der Macht der Ausschüsse Einhalt thun wollten ..." Diese von Barras selbst seinem Opfer erwiesene bezeichnende Huldigung ist in der Redaktion der Memoiren verschwunden. Es scheint mir von Interesse und gerecht, sie hier wieder herzustellen. Und es ist das mit ein Grund, der mich bestimmt hat, im Anhang dieses autographe Fragment von Barras zu veröffentlichen, trotz der Konfusion, der Unordnung, den Wiederholungen, die man darin bemerken wird. Ich sträube mich nicht, zuzugestehen, daß die autographe Erzählung in manchen Punkten mit dem Text der Memoiren nicht übereinstimmt. Man vergleiche insbesondere, was in beiden über den famosen Brief von Charlotte Robespierre gesagt wird, den Courtois in seinem Berichte anführt. De Saint Albin, als heftiger Feind Robespierres, hat sich bei seiner Redaktion strenger an die gehässige Tradition vom Thermidor gehalten als an Barras selbst in seinen persönlichen Notizen. Auf diesen Zwiespalt zwischen den beiden Versionen hinzuweisen, ist für mich einfach Pflicht historischer Ehrlichkeit. Nachdem ich dieser Pflicht genügt habe, beeile ich mich, hinzuzufügen, daß diese Konstatirung einer Ungenauigkeit in der Redaktion die erste ist, die ich bei Vergleichung der unter Saint Albins Papieren gefundenen Autographen von Barras mit dem Text der Memoiren wahrzunehmen Gelegenheit hatte.

*) Barras und nach ihm Ernest Hamel glauben, dieses Haus sei zerstört worden. Victorien Sardou behauptet, es existire noch, es sei nicht zerstört, sondern einfach erhöht worden und führe heute die Nummer 398 der Rue Saint Honoré. (Siehe „Figaro", supplément littéraire vom 11. August 1894.)

**) Hamel, Histoire de Robespierre III, S. 399. Nicht weniger streng ist E. M. de Vogué. „In den Memoiren von Larevellière-Lepeaux," sagt er, „ist der widerliche Barras ganz nach Verdienst als Intrigant behandelt, der seine Hand in allen Schüsseln hat und bereit ist, sich allen Parteien zu verkaufen." Revue des Deux-Mondes, Nummer vom 1. Februar 1895, S. 675 und 677.

genauen Details ihres Reizes zu berauben, in denen Barras uns seinen Besuch erzählt bei dem sittenreinen Mann, den er fürchtet wie einen Richter. Robespierre war im Konvent eine Art Gerichtshof geworden, an den sich jeder wenden zu müssen glaubte, um einen Richterspruch über die Dinge zu erhalten, deren er angeklagt sein konnte; man hielt sich für geborgen, sobald Robespierre ein freisprechendes Urteil abgegeben hatte . . . „Ich konnte mich nach meiner Rückkehr von Toulon . . . trotz aller meiner Festigkeit einer gewissen Unruhe nicht erwehren und ließ mich von Fréron überreden, ihn aufzusuchen, den Allmächtigen, den echten Republikaner." *) Der eisige Empfang, das hartnäckige Schweigen Robespierres, der Blick voll Verachtung auf die unverschämte Persönlichkeit, die ihn in seiner dem Nachdenken gewidmeten Zurückgezogenheit stört — Phrasen feilend, anstatt zu handeln, der Unglückliche! — dem Nachdenken über die Rettung und Wiedergeburt der Republik durch einen großen Streich; es sind die Züge, die zu sammeln der Geschichte obliegt und für deren Mitteilung man Barras Dank schuldet. Man begreift, daß ein Mann, der in solcher Weise behandelt wird, kein anderes Heil mehr für sich sieht als im Untergang Robespierres. Wenn man bedenkt, daß mehrere in gleicher Lage waren: Fouché, Tallien, Fréron und andere, so liegen die tiefen Ursachen des 9. Thermidor auf einmal zu Tage. Und der Fall Robespierres erscheint uns als das, was er wirklich war: nicht das Werk der Reaktion des öffentlichen Gewissens gegen die Schreckensherrschaft, wie man so lange fälschlich gelehrt hat, sondern das Resultat eines geschickt gelegten Hinterhalts gegen den Unbestechlichen seitens aller Korrumpirten, aller derer, die vom Raube lebten, sich von der Schreckensherrschaft nährten, gegen den enttäuschten Terroristen, „der den schrecklichen Lauf der Revolution" aufzuhalten suchte. **)

---

*) Siehe 17. Kapitel, S. 114.

**) Das Wort ist von Barère und wurde von ihm in der Sitzung vom 9. Thermidor gesprochen. Am Abend vorher hatte Robespierre gesagt: „Sind wir es, die die Patrioten in die Kerker geworfen und den Schrecken in alle Stände getragen haben? Die Ungeheuer sind es, die wir anklagten. Sind wir es . . . die den friedlichen Bürgern den Krieg erklärten, unheilbare Vorurteile oder gleichgiltige Dinge als Verbrechen erklärten, um überall Schuldige zu finden und die Revolution dem Volke selbst furchtbar zu machen?" (Rede Robespierres am 8. Thermidor.)

Die drei langen, der Tragödie des 9. Thermidor gewidmeten Kapitel*) gehören gewiß zu den interessantesten Partien des ersten Bandes. Ganz der Thermidor-Tradition entsprechend, folglich Robespierre sehr feindlich, bildet die Darstellung vom 9. Thermidor, wenn auch mehr der Ausdruck des lebhaften Hasses der siegenden Fraktion gegen Robespierre als der Wahrheit, immerhin einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des Ereignisses, das mit Robespierre die Republik selbst begrub. Mit Robespierres Tod schließt die heroische Zeit ab.**) Die Gewalt gelangt in die Hände einer unreinen Koterie von Menschen, verkommen in Lastern und Verbrechen. Auf diesem Düngerhaufen kann die Korruption des Direktoriums gedeihen: bis der Tag kommt, an dem mit anderen Mitteln und in anderer Absicht den höchsten Gedanken Robespierres verwirklichend, Bonaparte — ich glaube ihm nicht unrecht zu thun, wenn ich hier daran erinnere, daß er der Freund, der Anhänger des sittenreinen Tribunen***) war — den ganzen Unrat wegfegen wird.

VI.

Der 13. Vendémiaire und die ersten Beziehungen zwischen Barras und Bonaparte.

Der 13. Vendémiaire bildet, gleich dem 9. Thermidor, einen Teil des vorliegenden Bandes und wurde darin einer ausführlichen Behandlung gewürdigt.†) Barras — habe ich nötig es zu sagen? — gibt sich redliche Mühe, zu beweisen, daß „der Sieger des Thermidor" sich in dieser neuen Krise seiner würdig zeigte, und daß die abermals bedrohte Freiheit seiner Thätigkeit, Entschlossenheit, Kaltblütigkeit, sowie seinem militärischen Talente einen neuen Triumph verdankt. Der Oberbefehlshaber der Armee des Innern hat sich als energischer und fähiger Kriegsmann, als ebenso

*) 17., 18. und 19. Kapitel.

**) Im Innern wenigstens. Auf dem Gebiete der Waffen dauert sie fort und wird dauern bis zum letzten Tag der Revolution, das ist bis 1815.

***) Vergleiche ein bemerkenswertes Urteil Napoleons über Robespierre: „Der wahre Sündenbock der Revolution", Mémorial, 2. Kap. 18. November 1815.

†) Siehe 21. Kapitel.

hochherzig wie tapfer bewährt. Barras selbst sagt es. Wer wird dem Wort eines Edelmannes nicht Glauben schenken?

Wenn wir hier nur einen neuen Zug jener Selbstgefälligkeit, auf die gelegentlich bereits hingewiesen wurde, fänden, so könnten wir uns begnügen, mit einem Lächeln darüber hinwegzugehen. Was die Sache komplizirt und erschwert, ist, daß er von dem Lob, mit dem er gegen sich so freigebig ist, gar nichts einem andern gibt, der vielleicht mehr Anspruch darauf hat als er selbst. Angenommen, Barras hat bei diesem Anlaß alles gethan, so, wie er es sagt; gut! Wir wollen darüber nicht mit ihm streiten. Aber daß neben der glänzenden Rolle, die der Chef am 13. Vendémiaire für sich in Anspruch nimmt, die Rolle des Lieutenants matt, verschwindend, null gewesen sein soll, wie es die Memoiren ausdrücklich behaupten, ist doch ein wenig überraschend, wenn man weiß, daß dieser Lieutenant Napoleon Bonaparte hieß.

Hier muß man nun der Frage näher treten, in welchem Grade man den Zeugnissen glauben darf, oder — lassen wir dieses Wort, das sehr zur Unzeit an Gericht und Gerechtigkeit erinnert — den Schmähungen von Barras gegen Napoleon.

Die ersten Beziehungen zwischen Bonaparte und Barras datiren von der Zeit der Belagerung von Toulon. Im Drange offenbar, von seiner Rolle als Beschützer Bonapartes Besitz zu ergreifen, erzählt*) uns Barras, daß er, zufrieden mit einem Bericht des jungen Offiziers nach einer Inspektion der Küsten der Provence, ihn gleich am Anfang der Operationen zum Kapitän befördert habe. Nun haben diese Operationen erst Ende August 1793 begonnen; und im Juli desselben Jahres schrieb Bonaparte, bei den Küstenbatterien in Verwendung, nicht durch den Vertreter Barras, sondern durch einen seiner früheren Chefs, den General Duteil, an den Minister in seiner Eigenschaft als Kapitän beim 4. Artillerie-regiment um Material, das er benötigte, um „die Schiffe der Despoten zu verbrennen;"**) Worte, die aus der Feder des künftigen Kaisers Napoleon in ihrer Aufrichtigkeit nur den Eindruck einer köstlichen Ironie machen.

---

*) Siehe 15. Kapitel.

**) Jung, Bonaparte et son temps. Bd. II, Seite 324 und 325, nach den Kriegsarchiven.

Legen wir dieser Ungenauigkeit bei der ersten Erwähnung Bonapartes nicht mehr Wichtigkeit bei, als sie verdient, auch wenn ein Zeuge — und Barras erhebt Anspruch darauf, ein solcher zu sein — der sich gleich am Anfang seiner Aussage irrt, einem gesetzlich sehr begründeten Verdacht unterliegt. Setzen wir die Lektüre des Kapitels fort. Wir erfahren da, Bonaparte habe einige Zeit vorher „ein höllisches Schriftstück . . . Monument des cynischsten Jakobinismus" verfaßt, dessen Druckkosten er zu bezahlen versäumte, obgleich ihm eine „Gratifikation" speziell zu diesem Zwecke von den Vertretern bewilligt worden sei.

Wollen Sie sich gefälligst dieses „höllische Schriftstück"*) einmal ansehen. Das „Souper de Beaucaire", von Bonaparte im Juli 1793 zu Avignon geschrieben, ist eine warmblütige Schrift, den reinsten Patriotismus und die glühende Liebe zur Revolution atmend, eine Liebe, aus der Napoleon übrigens nie einen Hehl machte — eine Liebe, wie man sie in jenen schönen und tragischen Jahren der größten Gefahr und Begeisterung verstand: „Es hat gute Jakobiner gegeben. Es gab eine Zeit, als jeder Mann, dessen Herz etwas höher schlug, Jakobiner sein mußte. Ich bin es selbst gewesen wie Tausende von anderen braven Leuten."**) Jung, der, wie man weiß, nicht die Gewohnheit hat, Bonaparte zu schmeicheln, weist in dem Werk auf „merkwürdige Aphorismen" hin, auf „klare und vernünftige Würdigungen", auf „kurze, bündige Urteile, denen man die Präzision des Meisters und des Kriegsmannes anmerkt," auf „wunderbare Vorzüge".***) Und das wird als „ein Monument des cynischsten Jakobinismus" denunzirt von demselben Mann, der einige Tage vorher dem Konvent entbot: „Schickt Brunet vor das Revolutionstribunal . . . Die Zeit der Nachsicht ist vorüber. Man muß guillotiniren oder darauf gefaßt sein, es selbst zu werden . . . Trefft also sofort die Köpfe der Schuldigen . . ." †)

---

*) Man findet eine vollständige Wiedergabe bei Jung, Bd. II, S. 354—371.

**) Diese köstlichen Worte sind nach Thibaudeau (Mémoires sur le Consulat, S. 59) von Frédéric Masson citirt auf Seite X der Einleitung seines schönen und gelehrten Buches: „Napoléon et les femmes".

***) Jung, Bd. II, S. 372.

†) Archiv des Kriegsministeriums, Depesche von Barras vom 29. August 1793

An dieser Depesche — soll ich es gestehen? — nehme ich durchaus kein Aergernis. In einer solchen Zeit scheinen mir die Argumente der landläufigen Empfindlerei sehr übel angebracht, sogar, um es gerad heraus zu sagen, etwas albern. Die Humanität kann und soll der Luxus friedlicher Zeiten sein. Mit einer solchen Krise hatte sie nichts zu schaffen. In einem Zweikampf auf Leben und Tod ist man nicht human. Hören wir also auf, diesen Leuten Vorwürfe darüber zu machen, daß sie es mit dem Leben anderer so leicht nahmen. Die meisten von ihnen machten sich auch nicht viel aus ihrem eigenen Leben und fanden es ebenso leicht und einfach, zu sterben wie zu töten. Man mag sie noch so grausam und blutdürstig finden, ihr Vorgehen hat mit souveräner Wirksamkeit darum nicht weniger zum Heil des Vaterlandes beigetragen. Von Jourdan sprechend, der auf dem Rückzug kämpfte, hätte Joubert — das sagt uns übrigens Barras — gerufen: „Ein General, der sich nicht mehr auf dem Pferd hält, seit der Schrecken des Wohlfahrtsausschusses nicht mehr hinter ihm (in der Kruppe) sitzt.“ *) Ein kostbares Wort, das den Vorzug des Schafotts in günstiger Beleuchtung zeigt. Das Schafott! Das war die dunkle Vision, die plötzlich vor den Augen eines jeden Generals auftauchte, wenn er in Versuchung geriet, zurückzuweichen. Vorwärts denn! „Sieg oder Tod!“ war kein leeres Wort, kein harmloses rhetorisches Dilemma. Und wahrlich, die Gefahr vor den Spitzen feindlicher Bajonette war minder groß, als vor dem grünen Tisch, um den herum jene furchtbaren Männer saßen, die mit einem Worte die Köpfe von Generalen springen ließen, deren Verbrechen darin bestand, nicht gesiegt zu haben und nach einem solchen Verbrechen noch zu leben. Die Humanität mag vor diesen Thaten ihr Antlitz verschleiern, wenn es ihr beliebt. Die Vaterlandsliebe hat nicht das Recht, sie zu verleugnen, — sie würde sich dadurch selbst verleugnen — denn in den meisten Fällen waren sie in ihrer erhabenen Schrecklichkeit der wilde Ausdruck reinster Vaterlandsliebe. Und in meinem Wissen und Gewissen ist es ein unlösbares Problem für mich, ob ich, hätte ich zu jener Zeit gelebt, auf der Seite der „Opfer“ oder auf der Seite der „Henker“

*) Memoiren von Barras, Bd. II, 16. Kapitel.

gewesen wäre. Ich tadle also Barras nicht, weil er die schrecklichste Repression gegen die Verräter verlangte, damals besonders, als ein abscheuliches Verbrechen, wie das der Auslieferung von Toulon an die Engländer, begangen wurde. Aber ich frage mich, mit welchem Recht der Vertreter von der Bergpartei, Paul Barras, das „Jakobinertum", des „Souper de Beaucaire" denunzirt.

Suchen wir nicht: mit dem Recht des Hasses. Es ist derselbe Haß, — und dieser allein — der ihm den Rest dieses Kapitels diktirt hat. Wo hätte er, wenn nicht aus dieser Quelle, die seltsame und unerwartete Offenbarung geschöpft, die er uns über die physische Aehnlichkeit zwischen Bonaparte und Marat macht? Für die moralische Analogie muß der Marquis de Sade herhalten: derselbe Blutdurst, behauptet Barras, bei dem „göttlichen Marquis" und bei dem „menschenfressenden Ungetüm (ogre) aus Korsika" — wie man später, 1814, in der erbaulichen royalistischen Literatur sagen wird, die mit der Invasion ins Kraut schoß. Wenn Barras Herrn de Sade mit einem Ungeheuer wie Napoleon vergleicht, so ist er streng gegen den ersteren. Erinnert er sich nicht mehr, der Undankbare, jenes hübschen Exemplars von „Justine", das der Verfasser in seiner Galanterie allen Mitgliedern des Direktoriums zukommen ließ — diese waren nicht so geschmacklos, daran Anstoß zu nehmen — und das der General Bonaparte nach seiner Rückkehr aus Aegypten als Wilder, der von den anmutigen Phantasiebildern nichts versteht, verbrennen ließ, als der Marquis die unglückliche Idee hatte, auch ihm die gleiche Widmung darzubringen?*) Barras weiß auch noch andere Dinge. Er hat sich die Erinnerung bewahrt an die Servilität Bonapartes gegenüber den Vertretern**) und ebenso den „absprechenden, entschiedenen" Ton, den der junge Offizier gegen seinen Chef, den General Dugommier, angeschlagen hätte. Man wird bemerken, daß hier ein kleiner Widerspruch vorliegt. Nun ja, ich kenne die erstaunlichen schauspielerischen Fähigkeiten, die geschmeidige und perfide Liebenswürdigkeit, die Bonaparte zu entfalten wußte, wenn er verführen oder täuschen wollte.

---

*) Siehe Biographie universelle, collection Didot, Bd. XLII, S. 998, Notiz über de Sade.

**) Siehe 16. Kapitel.

Von den beiden Vorwürfen, die ihm Barras hier macht, möchte ich doch lieber den zweiten gelten lassen. Es fällt mir nicht schwer, an die Schroffheit jenes gebieterischen Tones zu glauben, in dem sich schon der Herr verrät. Dagegen bezweifle ich seine demütige Haltung gegenüber diesen „Einfaltspinseln", dieser „Rasse von Ignorantacci," im Hinblick darauf, wie er zwanzig Jahre später vor O'Meara die Vertreter des Konvents bei der Armee behandelte.

In diesem giftigen Kapitel hat es Barras nicht allein auf Bonaparte abgesehen. Lucien Bonaparte teilt das Schicksal seines Bruders. Bevor die übrigen Mitglieder der Familie an die Reihe kommen, insultirt zu werden, — sie werden es alle, einer nach dem andern im Verfolg der Memoiren, — teilt uns Barras hier mit, daß Lucien „Magazinaufseher in Saint Maximin war, dessen Name er in Marathon umändern ließ", sich 1793 damit ergötzte, um seine Jakobinischen Ueberzeugungen zu beweisen, heilige Monstranzen und Hostien zu profaniren. Ein revolutionärer Zeitvertreib, an dem alle Mitglieder der Familie Bonaparte Gefallen zu finden schienen, da, wenn man Lewis Goldsmith glauben darf, der künftige Schöpfer des Konkordats seinem religiösen Friedenswerk damit präludirte, daß er in Toulon*) „eine heilige Monstranz mit seinen Exkrementen füllte". Sollte Barras zufällig Goldsmith studirt haben? Und sollte es nicht vielleicht eine bloße Reminiszenz aus der „Histoire secrète du cabinet de Napoléon Bonaparte" sein, die ihn dem jüngeren Bruder die bizarre Heldenthat zuschreiben ließ, die der gemeine englische Pamphletist auf Rechnung der Schandthaten des älteren setzte? Man muß gestehen, es ist ein unangenehmes Zusammentreffen. Es beweist, daß die Schmähschrift Goldsmiths und die Memoiren Barras' in Bezug auf Napoleon nach Methode systematisch verleumden, anschwärzen und beschimpfen. Mit dieser Bemerkung, deren Wichtigkeit jedem Unparteiischen einleuchten muß, will ich die Prüfung der von Barras mitgeteilten Erzählung von seinen ersten Beziehungen zu Bonaparte schließen.

---

*) Histoire secrète du cabinet de Napoléon Bonaparte et de la cour de Saint-Cloud, par Lewis Goldsmith, Paris 1814, 2 Bände in Oktav. Siehe Bd. I, Seite 69.

VII.

Die Rolle Bonapartes bei der Belagerung von Toulon.

Ob Bonaparte physische Aehnlichkeit mit Marat,*) moralische Aehnlichkeit mit dem Marquis de Sade hat; ob er mit einer Beflissenheit, in der Barras die Berechnung des machiavellistischsten Ehrgeizes sieht, die Handschuhe oder den Fächer der Frau des Vertreters Ricord aufgehoben, dieser Dame die Zügel oder den Steigbügel gehalten hat, wenn sie zu Pferde stieg: das alles ist ein so kindisches Geschwätz, daß ich mich fast schäme, dabei verweilt zu haben. Anders verhält es sich mit den Belehrungen, die uns die Memoiren über die Rolle Bonapartes bei der Belagerung von Toulon geben.

Barras war an dieser berühmten Belagerung beteiligt, in sehr ehrenvoller Weise sogar. Man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen für die Energie der von ihm beim Beginn des Aufstandes angeordneten Maßregeln, für seine Thätigkeit, für die Tapferkeit, mit der er wie ein gemeiner Soldat mitthat, den Säbel des Vertreters in der Faust, bei dem großen Angriff am 17. Dezember gegen die Positionen des Faron. Dugommier, der indessen die Vertreter nicht sehr liebte,**) verzeichnet in dem Bericht über die Einnahme von Toulon seine schöne Haltung: „Das Volk sehe seine Vertreter, wenn sie mitten in der rauhsten Nacht das Beispiel der Ausdauer geben, mitten im Kampf das Beispiel der Aufopferung. Saliceti, Robespierre der Jüngere, Ricord und Fréron waren auf dem Vorgebirge Eguillette und Barras auf dem Berg Faron; wir waren alle damals Freiwillige. Dieses brüderliche und heldenhafte Zusammengehen war wie gemacht, den Sieg zu verdienen."***) Barras konnte stolz

*) Ist es nötig, zu sagen, daß Lanfrey — dem das Manuskript von Barras' Memoiren mitgeteilt wurde — sich beeilt, von dieser Aehnlichkeit zwischen Bonaparte und Marat Notiz zu nehmen? Siehe Lanfrey, Histoire de Napoléon, Bd. I, S. 72.

**) Er beklagt sich mit einer gewissen Bitterkeit über ihre unaufhörliche Einmischung in die Leitung der Operationen: „Es ist nicht mehr ein Haupt, das befiehlt, alle, die irgend eine Autorität haben, reden mit, und doch haftet im Fall der Niederlage der Kopf des Generals allein . . ." Kriegsarchiv, Brief von Dugommier an den Minister Bouchotte vom 10. Dezember 1793.

***) Bericht von Dugommier aus dem Hauptquartier in Toulon vom 6. Nivôse II (26. Dezember 1793). Kriegsarchiv.

darauf sein, ein solches Zeugnis — von einem solchen Manne zu bekommen. — Bei den erschrecklichen Repressalien der Republikaner gegen die verräterische, durch einen wunderbaren Heroismus wieder gewonnene Stadt war Paul Barras durchaus nicht der gemäßigte, milde, sogar empfindsame Sieger, der er in seinen Memoiren gewesen zu sein behauptet. Er zeigte sich, gleich seinen Kollegen, unbarmherzig. Ein Augenzeuge der Metzeleien, die in Toulon noch ärger als in Lyon den schönen Sieg der Armeen des Konvents befleckten, erklärt, daß Barras persönlich an der Spitze einer dieser Schlächtereien stand.*) Erinnern wir uns der Wiedereinnahme von Paris gegen die Banden der Kommune vor 24 Jahren. So abscheulich es uns auch vorkommt, und mit Recht, so war doch das Verbrechen der Kommune nicht gleich dem von Toulon im Jahr 1793. Es war nicht so groß; und fast ebenso schrecklich war doch die Strafe. Ich fände es unbillig, Barras einen Vorwurf aus seiner Strenge zu machen, die ich bei denen entschuldige, welchen das Unglück der Zeit jüngst in Paris die schmerzliche Pflicht auferlegte, sie gleichfalls zu üben.

Der Bürgerkrieg bleibt sich immer gleich, immer greulich seit den ältesten Zeiten; es ist die verbrecherische Thorheit der Menschen, Söhne desselben Vaterlandes, von Zeit zu Zeit auf einander loszustürzen und sich einander zu zerfleischen; es ist dies das abscheuliche Erbteil von Kain, der seinen Bruder Abel ermordete, von dem wir alle einen Tropfen in den Adern haben, der uns dazu treibt, leichter das Blut unserer Brüder zu vergießen als selbst das unserer Feinde; alle, die da Keime des Hasses säen, alle Apostel der gesellschaftlichen Zwietracht, verfluche ich; nicht diejenigen, denen das von Not bedrängte Vaterland gebietet, es um jeden Preis zu retten, die das rauhe Geschäft besorgen und als Sieger, noch erhitzt vom Kampf, die Größe der Strafe nach der der Missethat bemessen.

---

*) Der Autor der Manuskriptnoten über die Belagerung von Toulon, dem ich diese belastende Aussage entnehme, ist leider anonym. Er ist ein guter Republikaner und scheint zu der Armee gehört zu haben, die Toulon wieder nahm. Die Stelle über Barras lautet: „Diese Unglücklichen, zum großen Teil in Unwissenheit über ihr Los, in Haufen zusammenstehend und sich einander vertraulich und ruhig befragend, wurden alle massacrirt auf ein Zeichen des Vertreters Barras, der zu Pferd dieser schauderhaften Schlächterei präsidirte . . . Oft haben in dieser Weise infame Regierende unsere erhabene Revolution besudelt . . .“ Papiere von Saint Albin.

So that Barras in Toulon ...*) Ich will nicht wissen, ob er zu töten fortfuhr, nachdem die Schlacht zu Ende war, wie es übrigens die gewissenlose Justiz des Konvents verlangte. Friede seinem Andenken, Friede und Stille dem Andenken aller auf dieser blutigen Seite der Geschichte. Mit welchem Recht wollten wir schreckliche Thaten verdammen, die wir selber gestern noch derlei begangen haben?

Welchen Anteil Barras an der Repression auch gehabt haben mag — wichtiger ist seine Erzählung der Belagerung in seiner Eigenschaft als Zeuge und Teilnehmer. Hat Bonaparte den Plan entworfen, dessen Ausführung die aufrührerische Stadt zu Falle brachte? Hat er nur durch gute Maßregeln technischer Art zum Gelingen des von einem andern entworfenen Planes beigetragen? Oder hat er endlich nicht mehr gethan, als im Durchschnitt die Offiziere thaten, die neben ihm dienten? Von diesen drei Ansichten vertritt die erste Thiers,**) die zweite Krebs und Moris,***) die dritte Oberst Jung;†) welcher von den drei kann aus den Memoiren ein neues Argument schöpfen? Das ist jedenfalls wichtiger, als zu wissen, ob Barras wirklich dem jungen Kapitän einen neuen Anzug geben ließ gegen den mit den durchlöcherten Aermeln, den der künftige Kaiser damals trug.††) O! dieser Anzug mit den Löchern in den Aermeln, dieser heldenhafte, von Barras gering geschätzte Anzug!

---

*) Falls dieser Punkt nicht durch die oben citirte Note des Anonymus hinlänglich sichergestellt scheinen sollte, so könnte ich das Zeugnis von Barras selbst anrufen, wenn nicht in seinen Memoiren, wenigstens in den offiziellen Depeschen, die er mit seinen Kollegen unterzeichnet hat: „Sie (die Verbündeten) sind hier als Verräter eingedrungen, haben sich als Feiglinge hier gehalten, sind als Verbrecher weggegangen ... Die Rache der Nation entfaltet sich. Man füsilirt stark. Schon sind alle Marineoffiziere vertilgt. Die Republik wird gerächt werden, wie es ihrer würdig ist; die Manen der Patrioten werden besänftigt sein ... Die nationale Justiz wird täglich und exemplarisch geübt ... Alles in Toulon, was bei der Marine, bei der Armee der Rebellen und in der Zivil- oder Militärverwaltung verwendet war, ist erschossen worden ..." Kriegsarchiv, Depeschen vom 30. Frimaire und vom 3. Nivôse der Vertreter Fréron, Saliceti, Robespierre der Jüngere, Ricord und Barras.

**) Thiers, Révolution française (Paris 1825), Bd. VI, S. 50 u. ff.

***) Campagne dans les Alpes pendant la Révolution 1792—1793, 1 Bd., Oktav, 399, CLVII Seiten, mit fünf Zeichnungen. Siehe Seite 373, Note 3.

†) Bonaparte et son temps, Bd. II, S. 394.

††) Siehe 16. Kapitel der Memoiren.

Wie hat doch dieser Mensch nicht begreifen können, daß dieser elende Anzug des Kapitäns Bonaparte bei der Belagerung von Toulon wärmer zu unseren Herzen spricht als der reichste Krönungsmantel! Er glaubte Napoleon zu verkleinern, indem er ihn uns arm zeigte am Anfang seiner Laufbahn. Wie armselig ist diese Berechnung eines plumpen und gemeinen Hasses! In diesem durchlöcherten Anzug von '93 wie im grauen Ueberrock von 1814 erscheint uns der Heros nur noch größer. An diesem Detail, meine ich, mag man schon merken, in welchem Geiste die Memoiren über die Rolle Bonapartes bei der Belagerung von Toulon berichten werden.

Diese Rolle besteht, laut Barras, in drei militärischen Fehlern. Der Entwerfung des Planes stand Bonaparte fern, dies war Sache des Oberbefehlshabers; auch der Ausführung des Planes sogar stand er fern oder er beteiligte sich nur, um in ungeschickter Weise eine Kombination zu kompromittiren, die ohne diese „Dummheit“*) gelungen wäre und den Sieg der Konventsarmee vervollkommnet hätte. Alles, was Barras Bonaparte zugesteht, ist: er habe „einige Beweise seines militärischen Talentes gegeben, das sich zu entwickeln begann,“ er habe „voreilige Dispositionen in der Kriegskunst“ gezeigt. Kurz, ein ziemlich begabter Offizier, thätig und nicht ohne Intelligenz, der aber nur nebensächlich bei diesem Anlaß thätig war. Der wahre Eroberer von Toulon war Dugommier.

Wie sollte es auch anders sein? Wer ist denn dieser kleine, schäbige Korse? Eine Feuerseele von übermenschlicher Energie, unzufrieden mit subalternen Rollen, lechzend nach Ruhm, in Toulon durch eine erste Manifestation des Genies den großen, schon damals dunkel geahnten Geschicken präludirend? O nein! Aber ein flacher Intrigant, der drei Jahre, bevor er aus gemeiner Berechnung Frau von Beauharnais heiratete, schon seinen Weg durch die Frauen zu machen sucht. Soldaten der Batterie der Männer ohne Furcht, die ihr ihn an eurer Seite saht unter dem Kugelregen von der Höhe der Schanze Mulgrave, wie ihr ihn einige

---

*) Dieses verblüffende Wort ist nicht in die Memoiren übergegangen, und ich bedaure es. Aber es kommt in einer handschriftlichen Note von Barras vor, in der gerade von dieser verfehlten Operation die Rede ist: „Kein englisches Kriegsschiff wurde in den Grund gebohrt durch die Dummheit (bêtise) Bonapartes.“ (Papiere von Saint Albin.)

Tage vorher gesehen habt, als er „mit seinen heroischen Händen" *) die stehen gebliebenen Kanonen der Batterie von Brégaillon richtete, die von den Kugeln der englischen Schiffe beworfen, kreuzweise bestrichen, rasirt wurde — was sagt ihr dazu, Waffengefährten von Bonaparte in Toulon?

Vor Toulon, wie später am 13. Vendémiaire, wäre also die Rolle Bonapartes fast null gewesen. Das ist genau, von einigen Nuancen in der Schärfe der Kritik abgesehen, was die militärischen Schriftsteller, deren Namen ich oben erwähnte, behaupten. Oberst Jung hält nicht mit der Erklärung zurück, Bonaparte habe vor Toulon „nur seiner Thätigkeit und besonders seiner intimen Verbindung mit seinem Landsmann Saliceti seine Wichtigkeit zu verdanken . . . Er hatte die Funktionen des Artilleriekommandanten eines Flügels der Armee. Er hatte Kollegen und Vorgesetzte. Er wurde nur ein einzigesmal zusammen mit Arena und Cervoni citirt . . ." **) In den Augen des Kommandanten Krebs und des Herrn Moris, Verfasser gleich dem Obersten Jung eines sehr gelehrten und sehr bemerkenswerten Buches, waren die Dienste Bonapartes bei der Belagerung von Toulon „ansehnlich", aber sie waren „technischer Art". Sein Hauptverdienst bestand darin, daß er „mit wenig Hilfsmitteln einen kleinen Geschützpark aufstellte, mit dem er viel ausrichtete". Beschämt ob dieser Konzession — die, so bescheiden sie auch ist, von der Unparteilichkeit des Oberst Jung beharrlich zurückgewiesen wird — beeilen sie sich, hinzuzufügen, daß, „was die Bestimmung des Angriffsplanes betrifft, so hätte Bonaparte wenig Verdienst gehabt, zu entdecken, was alle Welt wußte." Hierdurch finden die ersten Zeilen der Stelle Bestätigung, der ich folgendes entnehme: „Es hat sich nach und nach über die Belagerung von Toulon eine wahre Legende gebildet, deren Held Bonaparte ist. Nichts in den offiziellen Dokumenten rechtfertigt sie, wie schon Oberst Jung in ‚Bonaparte et son temps' ***) bemerkt hat."

Also einerseits die Geschichte, die an den Quellen selbst die Wahrheit schöpft, die authentischen Dokumente zu Rate zieht, keines vernachlässigt,

*) Victor Hugo.

**) Jung, Bd. II, S. 304.

***) Les Campagnes dans les Alpes pendant la Révolution (1792—1793), par MM. Krebs & Moris. Seite 373, Note 3.

noch weniger eines eskamotirt; — wissenschaftliche, reine, unparteiische Geschichte, vertreten durch die Werke von Jung, Krebs und Moris, sowie die Memoiren von Barras — deren Konklusionen nahezu identisch sind mit denen von Jung. Anderseits eine verdächtige Legende, aus dem dummen Kultus einiger alten Haudegen und von den hofirenden Schmeichlern Napoleons für ihr Idol gebildet.

Ohne uns um etwas anderes zu kümmern als um die Wahrheit, wollen wir ehrlich und loyal diese Geschichte und diese Legende prüfen, und zeigen, welche von beiden gelogen hat. Sollte es mir zufällig gelingen, mit der Widerlegung von Barras auch, wie ich hoffe, die Darstellung der ehrenwerten Schriftsteller, die ich in so schlechter Gesellschaft zu finden bedaure, hinfällig zu zeigen, so würde ich mich sehr darüber freuen, ich gestehe es. Man ist nicht alle Tage so glücklich, drei Irrtümer auf einmal zu berichtigen.

Das erste, was klargestellt werden muß, ist: Wann ist zuerst die Meinung entstanden, daß die von Bonaparte in Toulon geleisteten Dienste etwas Besonderes hatten, etwas dem Mann, nicht dem Offiziersgrad Eigenes, eine spezielle Wichtigkeit, etwas das Maß dessen weit Ueberragendes, was man von einem einfachen Kapitän der Artillerie, und wäre es auch der beste seiner Waffe, verlangen kann?

Es war nach dem Gefecht in den Schluchten von Ollioules (7. September 1793), in der der tapfere Dommartin an der Spitze der Artillerie des Konvents von einer Kugel getroffen mit dem Ruf: „Es lebe die Republik!" fiel, als Bonaparte, einfacher Kapitän, das Kommando der Artillerie bekam, jedoch mit Beibehaltung seines Grades. Am 29. September sind die Vertreter Gasparin und Saliceti so zufrieden mit ihm, daß sie ihn zum Bataillonschef vorschlagen. Am folgenden Tag, am 30. September, schreiben sie, „Bonna Parte" sei „der einzige Artilleriekapitän, der im stande sei, die Operationen zu erfassen."*) Liegt nicht in diesen Worten der beiden Vertreter der Gedanke, Bonaparte werde anderer Dinge für fähig gehalten und bedeute etwas mehr als ein gewöhnlicher Offizier, der seinen Dienst ordentlich besorgt?

---

*) Jung, Bd. II, S. 386, nach den Kriegsarchiven.

Auf Carteaux, der in Ungnade fällt, folgt (am 9. November) der General Doppet und diesem sehr bald Dugommier. Doppet hat, wie kurz er auch bei der Armee vor Toulon sich aufhielt, Bonaparte bei der Arbeit gesehen. „Ich ließ von der Alpenarmee einen alten, ausgezeichneten Offizier, den General der Artillerie Duteil, mit mir kommen; er besuchte mit mir die vor meiner Ankunft aufgestellten Batterien, und ich sah mit ebenso viel Erstaunen als Befriedigung (sic), daß dieser alte Artillerist allen Maßregeln Beifall zollte (sic), die der junge Bonaparte, damals Oberstlieutenant der Artillerie, getroffen hatte. Ich konstatire mit Vergnügen, daß dieser junge Offizier, inzwischen der Held von Italien geworden, mit vielen Talenten eine seltene Unerschrockenheit und die unermüdlichste Thätigkeit verband. So oft ich bei dieser Armee die Posten visitirte, fand ich ihn immer auf dem seinen; wenn er einen Augenblick Ruhe brauchte, so legte er sich auf den Boden, in seinen Mantel gewickelt; er verließ nie die Batterien . . ." *)

Fünf Wochen waren verflossen, seit Bonaparte das Artilleriekommando bekommen hatte. Seine Thätigkeit, seine Tapferkeit, seine Talente machen ihn zum Muster für die Armee. Und vier Jahre später, als der brave Doppet an diese Armee vor Toulon zurückdenkt, wo er nur vorübergehend sich aufgehalten hatte, taucht das unauslöschliche Bild dieses seltenen, dieses einzigen Offiziers in ihm auf.

Am 30. September macht der Feind mit 6000 Mann einen Ausfall, nimmt eine der republikanischen Schanzen, deren Kanonen er vernagelt. Dugommier eilt herbei und treibt mit einem wütenden Angriff die Engländer zurück. Am folgenden Tag schreibt er: „Ich kann die Haltung derjenigen unserer Waffenbrüder, die sich schlagen wollten, nicht genug loben; unter denen, die sich am meisten auszeichneten und am meisten bei dem kräftigen Vorstoß mitwirkten, waren die Bürger Bonaparte (sic), Kommandant der Artillerie, Arena und Cervoni, Generaladjutanten." **) Und dieser Bericht des Oberbefehlshabers wird in Bezug auf die Haltung

*) Mémoires politiques et militaires du général Doppet. A Carouge, im 5. Jahre der Republik, in einem Band, Duodez, S. 180—181.

**) Kriegsarchiv. Brief von Dugommier an den Minister vom 11. Frimaire II (1. Dezember 1793).

Bonapartes bei diesem Anlaß durch einen Brief des Vertreters Salicetti an seine Kollegen vollständig bestätigt.*) „Es ist unmöglich, den Mut unserer Truppen zu beschreiben ... Unsere Soldaten würden Wunder thun, wenn sie Offiziere hätten. Dugommier, Garnier, Mouret und Buonaparte haben sich sehr gut gehalten.“ Der Vertreter macht keine besondere Erwähnung von Arena, noch von Cervoni. Aber er erwähnt Bonaparte, wie ihn der Oberbefehlshaber schon erwähnt hatte.

Am 16. Dezember versuchen die Republikaner eine Generalattake gegen die feindlichen Positionen. „Das Feuer unserer Batterien, dirigirt durch das größte Talent, verkündete dem Feind sein Schicksal.“ So sagt Dugommier in seinem wunderbaren Bericht über die Einnahme von Toulon.**) Wer dirigirte nun das Feuer dieser Batterien? An wen ist folglich dieses glänzende Lob gerichtet? Fragt nicht Krebs und Moris; sie erwähnen diesen Bericht nicht. Fragt noch weniger Jung, der ihn wohl anführt, aber mit Weglassung dieser lästigen Stelle. Fragt ganz einfach euren gesunden Menschenverstand, euer natürliches Gerechtigkeitsgefühl: sie werden euch sagen, daß diese Worte ohne Zweifel Bonaparte gelten. Wird Jung vielleicht dagegen einwenden, Bonaparte sei nicht namentlich genannt? Es sei. Aber er erlaube mir, seine Aufmerksamkeit auf ein anderes Dokument zu lenken, dessen Klarheit und Präzision ihm wohl genügen dürften: „Es fehlt mir an Worten, um Dir das Verdienst Bonapartes zu schildern: viel Wissenschaft, ebensoviel Intelligenz und sehr viel Tapferkeit, das ist eine schwache Skizze der Vorzüge dieses seltenen Offiziers. Es ist an Dir, Minister, sie dem Ruhm der Republik zu weihen.“***) So urteilt der Divisionsgeneral Duteil über Bonaparte in einem Brief an den Kriegsminister über die Einnahme von Toulon nach dem Ereignis. Wie kam es nun, daß Oberst Jung und nach ihm

---

*) Kriegsarchiv. Belagerungsarmee vor Toulon. Militärischer Briefwechsel, 1793. Brief vom 11. Frimaire II (1. Dezember 1793).

**) Memoire über die Einnahme von Toulon von Dugommier, nebst einem Briefe an den Präsidenten des Konvents, vom 6. Nivôse II. Kriegsarchiv, Armee vor Toulon.

***) Brief von Duteil dem Jüngeren, Divisionsgeneral, an den Kriegsminister, vom 19. Dezember 1793. Kriegsarchiv, Armee vor Toulon. Militärischer Briefwechsel 1793.

Krebs und Moris, für die das Kriegsarchiv kein Geheimnis hat, sich diesen Brief entgehen ließen — man muß gestehen, einen ziemlich bedeutsamen Brief — den sie als ehrliche Geschichtsschreiber doch hätten veröffentlichen müssen? Denn niemals möchte ich glauben, daß sie mit Absicht ein so wichtiges Zeugnis aus dem Prozeß, den sie gegen das Andenken Bonapartes führen, entfernen, nur weil es für ihren Angeklagten spricht.

Nachdem wir den Bericht von Dugommier und den Brief von Duteil gelesen haben, muß es uns ganz natürlich und berechtigt scheinen, daß die Vertreter Bonaparte, der vor zwei Monaten noch einfacher Kapitän war, zum Brigadegeneral vorschlagen. Einem exceptionellen Verdienst, dachten sie, könne nur eine — selbst in jenen Zeiten rascher Beförderung exceptionelle Belohnung entsprechen. „Die Volksvertreter bei der Belagerung von Toulon, befriedigt von dem Eifer und der Intelligenz, die der Bürger Bonaparte, Bataillonschef beim zweiten Artillerieregiment, bewiesen hat, indem er zur Uebergabe dieser aufrührerischen Stadt beitrug, haben ihn dafür belohnt, indem sie ihn zum Brigadegeneral ernennen; man schlägt dem Minister vor, diese Ernennung bestätigen zu wollen...“ *)

Jung konnte der Versuchung nicht widerstehen, zu insinuiren, daß „Bemühungen und Intriguen“ ohne Zweifel zu dieser neuen Beförderung beigetragen haben. Man wird mir gestatten, diese Ansicht des gelehrten Historikers nicht zu diskutiren. Sie vervollständigt in glücklichster und logischster Weise das Urteil — Barras hätte es unterschrieben — von Jung, wie wir oben sahen, über die Rolle Bonapartes bei der Belagerung von Toulon: „Er wurde nur einmal zusammen mit Arena und Cervoni erwähnt. Seine ganze Wichtigkeit verdankte er seiner Thätigkeit und besonders seiner intimen Verbindung mit seinem Landsmann Saliceti . . .“

Man weiß jetzt wohl, was man von diesem Urteil zu halten hat oder von den Behauptungen in Barras' Memoiren in Bezug auf die unbedeutende Rolle Bonapartes bei der Belagerung von Toulon. Ich habe seine Waffengefährten befragt, die Männer, unter deren Augen der junge Offizier in Toulon gedient hat. Was sie gesehen haben, das sagten sie uns einfach und rückhaltlos. Ich habe absichtlich, als ver-

*) Provisorisches Dekret vom 22. September 1793, citirt von Jung in einer Note Bd. II, S. 395.

dächtig, weil nicht ganz uninteressirt, alle Zeugnisse weggelassen, die nicht in die Zeit vor dem Konsulat und Kaiserreich fallen. Ich wollte, alle von mir angerufenen Zeugnisse sollten auch nicht dem leisesten Verdacht von Schmeichelei ausgesetzt sein und dem Artilleriekapitän sollte von der Bewunderung, die der Sieger und allmächtige Beherrscher Europas später einflößen mochte, nichts zu gut kommen. Alle Zeugnisse habe ich mit einer Ausnahme — des von Doppet — offiziellen Quellen entlehnt. Bevor ich mich in das Studium des Gegenstandes vertiefte, habe ich mir eine Vorfrage gestellt: Zu welcher Epoche hat man angefangen zu denken und zu sagen, die Rolle Bonapartes bei der Belagerung von Toulon sei etwas ganz anderes gewesen als Sache eines wenn auch ausgezeichneten subalternen Offiziers? Die Dokumente beweisen mit aller wünschenswerten Klarheit und Präzision, daß die Ansicht, welche die Herren Krebs und Moris als Legende behandeln, gleichzeitig mit der Belagerung selbst sich bildete; daß diese „Legende“ republikanischen, nicht bonapartistischen Ursprungs ist; daß sie von selbst der Bewunderung entsprang, erregt durch glänzende Thaten, deren Zeuge die ganze Armee war. Nachdem dieser erste Punkt mit Hilfe offizieller Dokumente aufgeklärt ist, will ich barmherzig sein und nicht allzu sehr die Ungeheuerlichkeit der Behauptung der beiden gewissenhaften Schriftsteller betonen, die sich durch die wunderbare Gelehrtheit des Obersten Jung offenbar täuschen ließen: „Es hat sich nach und nach über die Belagerung von Toulon eine wahrhafte Legende gebildet, deren Held Bonaparte ist. Nichts in den offiziellen Dokumenten rechtfertigt dieselbe, wie auch schon Oberst Jung bemerkt hat.“

Nichts von dem, was die Memoiren von Barras zur Unterstützung dieser Ansicht beitragen, wird nicht voreingenommene Leser überzeugen. Man muß sich darein fügen: Bonaparte hat in Toulon etwas gethan. Man begreift schwer, daß dieses Geständnis Schriftstellern so schwer fällt, die dem Offiziercorps jener französischen Armee angehörten, der einer davon, Bonaparte, einigen Glanz verliehen haben soll, und die nach den seither erlittenen unverdienten Unglücksfällen mehr als je mit ihrem Ruhme geizen, ihn eifersüchtig hüten sollte. Oberst Jung und Kommandant Krebs finden indessen, das Geständnis gehe über ihre Kräfte. Da nur die Liebe zur Wahrheit sie beseelt, beugen wir uns. Ich will glauben,

das Opfer, das sie der Wahrheit brachten — oder doch was sie dafür halten — sei ihrer Empfindung als Patrioten und Soldaten schwer gefallen. Aber warum überließen sie uns, die wir keine Uniform tragen, diese Arbeit nicht? Es hätte an Zivilunternehmern der Zerstörung des militärischen Genies Napoleons nicht gefehlt — auch ohne sie. Man hat es ja gesehen, 1871, als es sich um die Vendômesäule handelte.

Nachdem dies erledigt ist, wende ich mich zu dem zweiten fraglichen Punkte. Was hat also Bonaparte in Toulon gethan, da es nun einmal feststeht, daß er dort etwas gethan hat?

Da sind zuerst die Verdienste „technischer Natur", von denen Krebs und Moris sprechen. Ich habe hier nicht in das Detail einzugehen von dem, was Bonaparte als Kommandant der Artillerie bei der Belagerung von Toulon that, obgleich das Detail, wie ich es in den wertvollen Dokumenten des Kriegsarchivs gefunden habe, eine sehr beredte Sprache führt. Ich werde mich begnügen, die Philosophie — wenn ich so sagen darf — von allen diesen authentischen, gewissenhaft analysirten Dokumenten abzulösen. Was sonnenklar aus meiner Untersuchung hervorgeht, ist folgendes:

1) Eine unermüdliche, wunderbare, übermenschliche Thätigkeit, die Hilfsquellen da schafft, wo sie nicht sind: „Ich schickte einen intelligenten Offizier, den ich von der italienischen Armee kommen ließ, nach Lyon, nach Briançon, nach Grenoble, um aus diesen verschiedenen Punkten zu holen, was uns von Nutzen sein konnte. Ich verlangte von der italienischen Armee die für die Verteidigung von Antibes und Monaco unnützen Feuerschlünde. Ich requirirte hundert Pferde in Marseille. Ich ließ von Martigues acht Bronzekanonen kommen. Ich etablirte in Ollioules ein Arsenal mit achtzig Arbeitern, Schmieden, Wagnern, Zimmerleuten, die unaufhörlich an den von uns benötigten Gegenständen arbeiteten. Ich etablirte einen Park, wo man Flechtwerk, Schanzkörbe, Faschinen anfertigte. Ich ließ in Marseille alle Korbflechter zur Herstellung von Faschinen requiriren. Ich requirirte Pferde bei allen Departements, von Nizza bis Valence und Montpellier. Ich ließ in Seyne und Ciotat alles Holz wegnehmen, das zu finden war. Ich ließ in Marseille täglich 5000 Erdsäcke machen. Ich etablirte einen Feuerwerkersaal. Ich ergriff Maßregeln, um die Gießerei von Dardennes wieder herzustellen. Ich habe einen Waffensaal,

wo man alle Gewehre reparirt . . ."*) Man merke auf diesen Egoismus, diesen Ton der Autorität. Man bedenke, daß diesem ängstlich genauen Bericht ein Angriffsplan gegen Toulon beigefügt war, einfach, klar — auf den wir noch zurückkommen. Hier zeigt sich schon dieser mächtige Geist im Vollbesitz jener wunderbaren Gabe, die kleinsten Details ebenso gut zu bemerken, wie das große Ganze zu umfassen und zu beherrschen. Ist es der Artilleriekapitän Bonaparte, der diese beiden Dokumente verfaßte? — oder der Kaiser Napoleon, der Berthier die genaue, ausführliche Ordonnanz für eine seiner Unternehmungen diktirt?

2) Ein unfehlbarer Ueberblick, der sich bei der Aufstellung der Batterien zeigt, die von ihm immer an den Ort gestellt werden, wo sie die furchtbarsten Wirkungen hervorbringen können.

3) Eine unbegreifliche Kühnheit in der Wahl dieser Aufstellungen. Beispiele: die Batterie von Brégaillon, in einer Nacht hergestellt, einige Klafter vom Meeresufer, den verbündeten Schiffen zum Hohn — und die Batterie der Männer ohne Furcht, mit seinen Anneren gerade unter den Kanonen der großen Schanze Mulgrave errichtet, „auf Pistolenschußweite" von den Engländern, wie mit einiger Uebertreibung Saliceti in seiner autographen, nicht herausgegebenen Erzählung der Belagerung von Toulon sagt.**)

4) Eine unbändige Hartnäckigkeit in der Verteidigung und Erhaltung der so exponirten, als „verlorene Kinder" hingeworfenen Batterien. Beispiel: die 20000 Kugeln, die in die zwei Batterien des Berges und der Ohnehosen***) geworfen wurden, die noch schrecklichere Kanonade, die Brégaillon†) und die Männer ohne Furcht aushielten.††)

---

*) Kriegsarchiv. Dokument zu einem „Angriffsplan von Toulon" (veröffentlicht in der Korrespondenz Napoleons) von Bonaparte an den Minister, aus dem Hauptquartier Ollioules vom 24. brumaire II (14. November 1793).

**) Autographe Notizen des Vertreters Saliceti über die Belagerung von Toulon. Papiere von Saint Albin.

***) D. i. die von Bonaparte selbst in dem oben angeführten Bericht angegebene Ziffer.

†) Diese Batterie hatte das Feuer von zehn Schiffen, zwei Schiffbrücken und zwei Galioten mit Bomben auszuhalten.

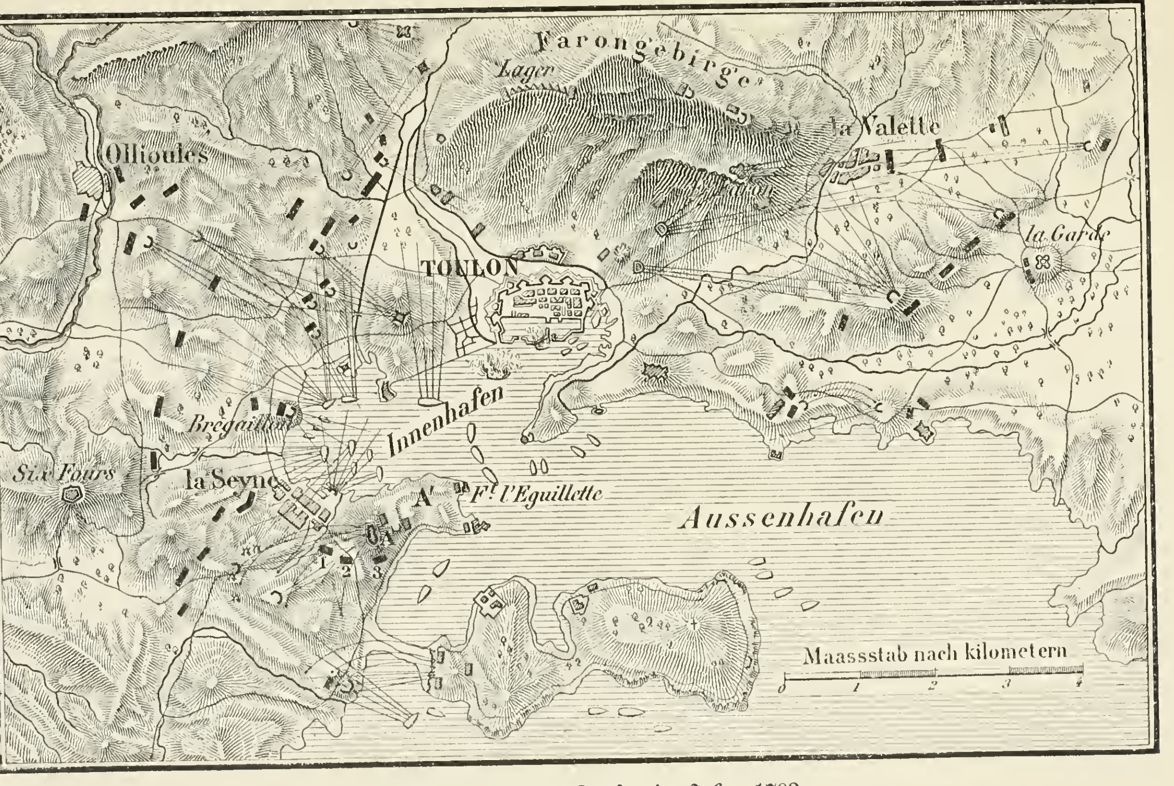
††) „Am ersten Tag wurden fast alle Kanoniere getötet oder verwundet, so daß keiner mehr hingehen wollte, als Bonaparte den Einfall hatte, in den Tagesbefehl zu setzen, diese Batterie solle die Batterie der Männer ohne Furcht heißen; sofort wollten alle Kanoniere dabei sein." (Noten von Saliceti.)

5) Das Genie der Offensive, das schreckliche Zerstörungsgenie Napoleons, das sich schon in der kühnen Verwendung von Belagerungsgeschütz offenbarte: nicht auf Distanz, nicht klassisch seine Kugeln verschleudernd und verlierend, sondern ganz nahe, auf Büchsenschußferne sozusagen, um die Verheerung zu verhundertfachen. Ein schreckliches Spiel, wobei man Gefahr läuft, sich zerschmettern zu lassen; aber wo man mit Schrecken schlägt, selbst den Gegner zerschmettert, wenn man es einige Stunden aushält. Man vergleiche diese Methode mit derjenigen, die er später auf den Schlachtfeldern anwenden wird mit seiner Feldartillerie, alle auf einen Punkt gerichtet, wie eine Pistole auf das Herz des Feindes: die beiden Methoden sind identisch.

Wenn es das ist, was Krebs und Moris unter „Verdiensten technischer Art“ verstehen, so bin ich mit ihnen einverstanden. Aber wer sieht nicht, daß es andere Verdienste nicht so bescheidener Art sind, so schätzenswert diese auch sein mögen: daß der Mann, der das gethan hat, nicht nur ein Offizier ist, der seinen Beruf gründlich versteht; kurz, daß der große Feldherr sich schon in dem Artilleriekomandanten verriet?

Und das ist der dritte Punkt, der klarzustellen ist — zur Beschämung von Barras, und nicht allein von ihm — was nun am Schluß dieser Erörterung geschehen soll.

Einige kurze topographische Andeutungen sind hier nötig. — Die Stadt Toulon ist im Norden durch die Höhe des Farongebirges beherrscht, auf dem die Verbündeten — Engländer, Spanier, Neapolitaner, Piemontesen — sich wie in einer natürlichen Festung niedergelassen hatten. Im Westen und im Osten hielten Befestigungen vor der Stadt die republikanische Armee im Schach, deren zwei Divisionen, die westliche unter Carteaux, Doppet, dann unter Dugommier, die östliche unter Lapoype — durch den Faron von einander getrennt waren. Im Süden der Hafen, ganz im Besitze der feindlichen Flotte. Dieser Hafen besteht aus zwei verschiedenen Teilen: dem Außenhafen, der mit dem offenen Meer in Verbindung ist; dem Innenhafen, der tief in das Land eindringt. Zwischen beiden tritt das Vorgebirge „Eguillette“ hervor — wie Faron und alle Höhen, die die zwei Häfen beherrschen — von den verbündeten Truppen besetzt. Die Position der Belagerten ist also sehr stark und sehr gesichert, die der Belagerer dagegen ist schlimm.



Die Belagerung von Toulon im Jahre 1793.

Nach der Karte in der „Histoire de France depuis la Révolution de 1789“ von Emanuel Toulongeon, Paris, im Jahre XII (1803).

Erklärung. Die schwarzen Rechtecke bezeichnen die Positionen der republikanischen, die schraffirten die der verbündeten Truppen und Batterien. Das Zeichen ⊂⊃ bedeutet die verbündeten Schiffe. — A Große englische Schanze oder Fort Mulgrave. — A' Vorgebirge Eguillette mit Klein-Gibraltar. — 1 und 2 Nebenbatterien der Batterie der „Männer ohne Furcht“. — 3 Batterie der „Männer ohne Furcht“.

Trotz dieser ungleichen Lage zwischen Angriff und Verteidigung wurde Toulon genommen. Ein großer Teil an diesem Erfolg gebührt der Tapferkeit der belagernden Armee; das bestreite ich gewiß nicht. Ich glaube fest, daß die Welt noch keine Soldaten von höherer seelischer Qualität gesehen hat, als diese Soldaten der Republik. Die kaiserlichen Armeen sogar bieten uns nichts so Schönes. Bei ihnen ist die Tapferkeit zwar dieselbe, der Heroismus ist da etwas Natürliches, Gewöhnliches. Aber es ist in den Dienst eines minder edlen Ideals gestellt. Die Liebe zum Ruhm, die leidenschaftliche Hingebung an einen großen Mann stehen nach ihrem moralischen Wert nicht so hoch als die reine Liebe zu Freiheit und Vaterland, von der das Herz der Soldaten vom Jahr II entflammt war. Um etwas Aehnliches zu finden, muß man zum alten Griechenland und Rom seine Zuflucht nehmen. Der Soldat der Revolution steht den Streitern Leonidas' und Scipios nicht nach. Griechenland gegenüber Xerxes, Rom gegenüber Hannibal erscheinen mir nicht größer und stoischer als unser republikanisches Frankreich gegenüber der Koalition. Und ich halte dafür, den Adelstiteln unseres Vaterlandes würde etwas Wesentliches mangeln, wenn diese erhabene Seite in unserer Geschichte fehlte.

Ich gebe auch zu, daß dem bewundernswerten Chef, der diese bewundernswerten Soldaten vor Toulon kommandirte, eine glänzende Huldigung gebührt. Mit seinen achtundfünfzig Jahren,*) seinem Kranz von weißen Haaren, schien Dugommier wie ein Ahnherr unter den dreißigjährigen Generalen, den frühreifen Blüten des Ruhmes, aufgegangen unter den heißen Sonnenstrahlen der Revolution. Aber sein Herz, sein stolzes und edles Herz hat keine Runzeln; und dieser Greis ist jung, wenn es, wie ich glaube, ein Zeichen der Jugend ist, sein Blut für eine Idee vergießen zu wollen. Seine Familie gehörte einem kleinen, aber alten Beamtenadel an. Von der Liebe zur Revolution ergriffen, gibt er sich ihr hin mit Leib und Seele. Ein aufrichtiger, ein feuriger Ohnehose. Aber indem er die Ideen seiner Kaste abschwor, bewahrte er sich die unzerstörbare Gesinnung des Edelmanns. Von aristokratischen Vorurteilen konnte er sich

*) Jacques Cocquille du Gommier war 1736 in Guadeloupe geboren, wo seine Familie, die aus Nivernais stammte, sich seit einem Jahrhundert niedergelassen hatte.

heilen, nicht aber von der angeborenen Aristokratie seiner Instinkte, er gehörte zu denen, die ihren Adel im Blute ihrer Adern mit sich tragen. Gegen die Feinde der Republik führte er guten rauhen Krieg, war aber auch human und höflich, mehr als es dem Wunsche des Wohlfahrtsausschusses und der Vertreter entsprechen mochte;*) der bescheidenste, selbstloseste und zugleich der tapferste der Männer; sich selbst vergessend in seinen Berichten, um die Heldenthaten seiner „Waffenbrüder", wie er fast immer seine Soldaten nennt, in ein besseres Licht zu setzen.**) Er liebte die Schlacht und stürzte sich hinein mit der Heiterkeit eines Freiwilligen. „Heile schnell Deine Wunden," schrieb er an den in Perpignan krank liegenden Doppet, „damit wir dem Feinde solche beibringen können."***) Welcher Mut vereint sich in dieser jovialen, etwas derben Soldatensprache! Troupier ohnegleichen, hatte er auch die Vorzüge eines Führers: Ueberblick, Entschlossenheit, Energie. Saliceti fand ihn „etwas langsam in seinen Maßregeln".†) Bonaparte rächte ihn für diesen Vorwurf.††) Er

*) Siehe Kriegsarchiv, Brief Salicetis an den Wohlfahrtsausschuß vom 22. frimaire II (12. Dezember 1793). Siehe auch den Brief von Dugommier an denselben Ausschuß vom 13. Dezember. Er verteidigt sich darin gegen den Vorwurf, einen englischen General, O'Hara, der in Gefangenschaft geraten war, „zu höflich" behandelt zu haben. Die Armee wußte, „daß unsere (in Toulon) gefangenen Waffenbrüder gut behandelt wurden; wir sind human gewesen, ohne, ich schwöre es, aufzuhören, Republikaner zu sein."

**) Siehe Kriegsarchiv, Brief von Dugommier an den Präsidenten des Konvents vom 6. nivôse II, in dem er seine Denkschrift über die Einnahme von Toulon anzeigt: „Wir hätten die Fahnen schicken können, die wir in großer Menge in den geräumten Posten fanden; aber unsere tapferen Waffenbrüder schätzen nur die auf der Bresche gewonnenen oder der Feindeshand entrissenen Fahnen . . . Ich hätte mir auch einen persönlichen Glanz verleihen können, indem ich mit der Ankündigung eines großen Ereignisses zuvor gekommen wäre; aber Toulon war bezwungen, ich hatte mit aller Kraft dazu beigetragen. Das war mir genug, der Ruhm gebührt allein meinen Waffenbrüdern."

***) Mémoires du général Doppet, S. 248.

†) Brief von Saliceti an den Wohlfahrtsausschuß vom 12. Dezember 1793. Kriegsarchiv.

††) „Er hatte alle Vorzüge eines alten Militärs. Persönlich außerordentlich tapfer, liebte er die Tapferen und wurde von ihnen geliebt. Er war gut, dabei lebhaft, sehr thätig, gerecht, hatte militärischen Scharfblick, Kaltblütigkeit und Beharrlichkeit." (Napoleon, zitirt von Jung II, S. 389.)

konnte nicht mehr töten, wenn er aufgehört hatte, sich zu schlagen. Die von den Vertretern angeordneten Massenhinrichtungen nach der Einnahme von Toulon erregten seinen Abscheu.*) Einen Haufen wehrloser Menschen niederschießen, war nicht seine Sache. Er ließ sich zur Pyrenäen-Armee schicken, wo eine spanische Kugel ihm den schönen Soldatentod gab, um den der Marschall de Villars Berwick beneidete.

Die Revolution hat größere Feldherren hervorgebracht. Hoche und Moreau, Kleber und Massena — um ihrer aller Meister nicht zu nennen — waren Kriegsmänner von größerem Zuschnitt. Bei keinem aber dieser ruhmreichen Feldherren, auch nicht bei Bonaparte, findet sich jene sittliche Reinheit, die sich mit der seinigen messen könnte.**) Ich bewundere jene mehr; aber vor keinem neige ich mich mit größerer Achtung als vor dem Rivalen der Bayard und Moncalm, vor diesem ritterlichen Jakobiner, diesem Republikaner ohne Furcht und Tadel. Nur die zarte, jungfräuliche Gestalt des Husaren mit den langen Haaren, Marceaus, könnte dem alten General Dugommier an die Seite gestellt werden: Rodrigo und Don Diego der Revolution.

---

*) Es ist schwer, sein Abschiedsgesuch „mit der ersten Post" anders zu erklären, das er schon am sechsten Tag nach dem Einzug der Truppen des Konvents in Toulon an den Wohlfahrtsausschuß richtet. Kriegsarchiv, Brief Dugommiers an den Wohlfahrtsausschuß vom 4. nivôse II (24. Dezember 1793).

**) Ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, an eine Episode aus der Belagerung von Toulon zu erinnern, die so recht zeigt, welcher Geist unter den Soldaten und dem Chef der republikanischen Armee herrschte. Der englische General O'Hara, bei einem Ausfall in Gefangenschaft geraten, hatte 60 Louisdor zur Verteilung an die Soldaten des Bataillons von Ardèche geschickt, die, anstatt ihm — nach dem grausamen Befehle des Konvents — den Garaus zu machen, ihn vom Schlachtfeld aufhoben, wo er verwundet gelegen war, und ihn human behandelten. Die vier Freiwilligen wurden gerufen, um die Belohnung in Empfang zu nehmen, aber sie verweigerten die Annahme mit den Worten, „sie brauchten kein Geld, sondern nur Brot und Patronen". Dugommier schrieb dann an O'Hara: „Man hat den Freiwilligen der Republik das Geld angeboten, das Du für sie bestimmt hattest in Anerkennung des Dir am 2. frimaire erwiesenen Dienstes; sie haben es abgelehnt mit derselben Großmut, die Dich bestimmt hat, es anzubieten. Ich schicke Dir also die 60 Louisdor, die Du zur Verteilung an meine Waffenbrüder gegeben hast; sie sind zufrieden mit dem Vergnügen, das sie hatten, der unglücklichen Menschheit zu helfen. So ist, General, unsere Republik auf alle Tugenden begründet, und die getäuschten Völker werden einst erröten, die sie bekämpfen." (Kriegsarchiv, Brief von Dugommier an O'Hara vom 10. Dezember 1793.)

Man wird mich also nicht beschuldigen, daß ich den Ruhm der Armee vor Toulon und ihres Oberbefehlshabers verkleinern wolle. Aber die Tapferkeit der unvergleichlichen Truppen und dessen, dem die verdiente Ehre zuteil ward, an ihrer Spitze zu stehen, hätte nicht über die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten einer Belagerung unter den geschilderten Verhältnissen den Sieg davon getragen, wenn nicht eine geniale Idee den Angriffsplan beherrscht hätte, der adoptirt wurde und dessen Ausführung die Uebergabe von Toulon fast unmittelbar zur Folge hatte.

Diese Idee ist ganz einfach folgende:

Die Hauptmacht von Toulon besteht aus der furchtbaren englisch-spanischen und neapolitanischen Flotte, verstärkt durch das französische Geschwader, das der . . . „Verrat dem Admiral Hood auslieferte". Diese Flotte zerstören oder einfach zum Rückzug zwingen, heißt Toulon entwaffnen. — Aber wie sie angreifen, da man kein Schiff hat, um ihr das Meer streitig zu machen? — Durch Festsetzung in einer Position, von wo aus die Republikaner die zwei Häfen im Besitz der Verbündeten für sie unhaltbar machen können. — Aber sie sind auch im Besitz der sie beherrschenden Höhen! — Das thut nichts. Es handelt sich übrigens nicht darum, ihnen alle Höhen abzunehmen. Es ist da ein Punkt, ein einziger Punkt, dessen Besetzung hinreicht, um die feindliche Flotte in die Alternative zu bringen, zu fliehen oder verbrannt zu werden. Dieser Punkt ist das Vorgebirg Eguillette, das den Innen- und Außenhafen beherrscht, gleichwie den kleinen Kanal, durch den die Schiffe aus dem einen in den andern gelangen. — Aber dieses Vorgebirge ist uneinnehmbar! — Man wird es doch nehmen. — Aber das Fort Mulgrave, die große englische Schanze, die den Gipfel einnimmt, die Batterien, mit denen er gespickt ist und ihm den bezeichnenden Beinamen eines „kleinen Gibraltar" verschafften! — Man wird andere errichten, die das Feuer dieser zum Schweigen bringen werden. — Da und sonst nirgends muß man treffen, um zu siegen. Bemächtigen wir uns also um jeden Preis des Vorgebirgs Eguillette, und Toulon ist unser.

Also, absolut darauf verzichten, Toulon von der Landseite zu nehmen, obgleich es nur von dieser Seite angreifbar scheint; die regulären Operationen einer Belagerung wie alle anderen durch eine Kombination

ersetzen, die ebenso neu ist als die Bedingungen dieser Belagerung ungewöhnlich sind; die direkte, notwendigerweise langsame Aktion, weil gegen eine Stadt gerichtet, die beständig zur See Lebensmittel, Munition, Verstärkungen beziehen konnte, durch eine indirekte, in ihren Wirkungen tausendmal niederschmetterndere Aktion ersetzen; Toulon von der Seeseite nehmen, ohne Flotte; sich des einzigen Punktes bemächtigen, von dem aus man dem Feind mit Batterien in Ermanglung von Schiffen eine wirkliche Seeschlacht liefern kann, bei der er dem Untergang geweiht ist, wenn er einen so ungleichen Kampf aufnimmt, oder schleunigst fliehen muß, wenn er sich der furchtbaren Gefahr entziehen will: das war, von Nebensächlichem abgesehen, die belebende Idee des Plans, der Toulon in die Gewalt der Republik brachte.

Es erübrigt zu erfahren, welchem Gehirn dieser Plan entsprungen ist.

Jung beschäftigt sich gar nicht mit der Lösung dieses Problems.*) Nach Krebs und Moris ist es eine Art von anonymem Kollektivwerk, alle Welt bei der Armee hatte von den ersten Tagen der Belagerung an begriffen, Toulon könnte nicht anders genommen werden.**) Von Barras haben wir gesehen, daß er nicht ausdrücklich sich selbst die Einnahme von Toulon zuschreibt, wie den Sieg am 13. Vendémiaire, sondern wenigstens Dugommier allein die Ehre dieses großen Erfolges davontragen läßt.***)

Befragen wir nun nochmals nicht die Werke über die Belagerung von Toulon aus zweiter Hand, sondern die authentischen offiziellen

---

*) „Wir werden nicht in die detaillirte Erzählung dieser Kriegsoperation eintreten. Sie ist bekannt. (Bonaparte et son temps, II, S. 391.)

**) Siehe Campagne dans les Alpes, S. 373, Note 3, oben schon zitirt.

***) „Die Gefangennahme des Generals O'Hara, Bonaparte zugeschrieben, das englische Schiff, das er zum Sinken gebracht, der Feldzugsplan, an dem er geholfen haben soll, alles das sind falsche Behauptungen. . . . Ich wiederhole, der wahrhafte Eroberer von Toulon ist Dugommier." (Memoiren von Barras, 16. Kapitel.) Barras hat recht in Bezug auf die Gefangennahme des Generals O'Hara, die Napoleon später fälschlich sich zugeschrieben hat, und die gefällige Schriftsteller, im Vertrauen auf diese Versicherung, fortfuhren, ihm zuzuschreiben. O'Hara wurde von vier unbekannten Freiwilligen des Bataillons von Ardèche, kommandirt von Suchet, gefangen. Siehe Kriegsarchiv, militärische Korrespondenz, Armee von Toulon, 10. Dezember 1793, mitgeteilt 1832 dem Generallieutenant Grafen Pelet, Direktor des Kriegsdepots, von Leone d'Almeyda, früher Adjutant Dugommiers vor Toulon.

Dokumente aus der Zeit des Ereignisses. Verlangen wir vom Archiv des Kriegsministeriums Auskunft über den Ursprung dieses Planes, dessen Urheber, wie es scheint, alle Welt ist — außer Bonaparte.

Hier erfahren wir, daß der erste Gedanke, sowohl von Generalen wie von Vertretern, der war, Toulon mit einem mächtigen Angriff auf die Verteidigungen im Sturm von der Landseite zu nehmen. Carteaux spricht davon, „alle Forts und Schanzen mit der blanken Waffe zu nehmen". In diesem Punkt ist er einmal in Uebereinstimmung mit seinem Kollegen Lapoype. An jenem Tag, am 10. September, denkt der Oberbefehlshaber ebensowenig wie die Vertreter daran, Toulon von der Seeseite zu nehmen. Sie schlagen vor, das in die Stadt kommende Wasser abzufangen, einen Doppelangriff gegen die Landverteidigungen zu richten, während man die Flotte beschießen wird, um sie daran zu hindern, daß sie mit ihrem Feuer die angegriffenen Werke beschütze.*) Nichts von alledem, was auch nur im entferntesten mit dem Plan Aehnlichkeit hätte, der einige Wochen später angenommen und ausgeführt wurde.

Plötzlich erscheint eine absolut neue Idee und kommt in der Korrespondenz der Vertreter zum Ausdruck: „Wir werden uns wohl hüten, die Stadt Toulon nach der Regel zu belagern, da wir ein sichereres Mittel haben, die Stadt zu zwingen, und dieses Mittel besteht darin, das feindliche Geschwader in Brand zu stecken oder es zum Rückzug aus Furcht vor dem Brand zu zwingen . . . Wir erwarten nur grobes Geschütz, um eine Position einzunehmen, von der aus wir die Schiffe mit roten Kugeln erreichen können, und dann werden wir sehen, ob wir nicht Herren von Toulon sind . . ."

Diese Zeilen sind vom 13. September 1793. Welche Fortschritte haben in drei Tagen die Volksvertreter gemacht! Wie weit weg sind wir jetzt von dem Projekt, Toulon durch Durst einzunehmen! Wie wird die Idee einer regelmäßigen Belagerung, selbst die Idee der direkten Angriffe von der Landseite plötzlich so verächtlich beiseite geschoben! Nun, am 29. desselben Monats schlagen dieselben Vertreter den Kapitän Bona-

*) Kriegsarchiv. Briefe von Carteaux und von Lapoype an den Minister Bouchotte vom 10. und 11. September 1793; Brief der Vertreter an den Wohlfahrtsausschuß vom 10. September.

parte, der seit dem 7. mit dem Kommando der Artillerie betraut ist, zum Bataillonschef vor; und am 30. schreiben sie, der junge Offizier „sei der einzige Artilleriekapitän, der sich auf Operationen verstehe". Aus diesen schon angeführten Zeilen, deren Tragweite wir weiter oben nicht ganz ermessen konnten, schließe ich, daß diese neue Idee, welche plötzlich in der Korrespondenz der Vertreter auftaucht, ihnen von dem suggerirt wurde, den sie einige Tage nachher dafür belohnen, die Idee gehabt zu haben, und in Ausdrücken belohnen, die keinen Zweifel darüber lassen, von welcher Wichtigkeit das war, was Bonapartes Anspruch auf ihr Wohlwollen begründete. Welcher Anspruch, wenn nicht der Hinweis auf eine Art, Toulon zu nehmen, an die weder sie noch sonst jemand zuerst gedacht hatte?

Ob nun die Idee, wie ich glaube, von Bonaparte inspirirt war, oder ob die Zeichner des Briefes vom 13. September, Gasparin, Saliceti und Albitte, selbst die Ehre der Urheberschaft verdienen, der Brief selbst gibt nur eine Andeutung, einen schwachen Umriß des oben entwickelten Planes. Ein wesentlicher Zug fehlt darin: die genaue Angabe des Punktes, von wo die republikanische Armee die feindliche Flotte zwingen könne, den Hafen zu verlassen. Eine Hypothese, wie begründet auch die von mir aufgestellte sein möge, ist noch kein Beweis. Führen wir also unsere Untersuchung fort.

Es liegen gerade zwei Angriffspläne auf Toulon dem Wohlfahrtsausschuß oder dem Kriegsminister vor. Der erste ist vom Marine-Ingenieur Doumet-Revest.*) In diesem Plan ist wohl die Rede davon, die Positionen zu besetzen, welche den Hafen beherrschen. Aber es ist hier nur eine nebensächliche Unternehmung. Doumet-Revest hatte gar keine Ahnung von der Folge dieser Besetzung. Er bezeichnet nicht diejenige der Positionen, deren Wegnahme für sich allein entscheidende Wirkungen haben muß, den einzigen Punkt, dessen Besitz den Fall von Toulon

---

*) Angriffsplan gegen die infame Stadt Toulon auf allen Punkten, an denen sie sich verteidigen kann, von Bürger Doumet-Revest, Marine-Ingenieur, wohnhaft in Grenoble. (Archiv der technischen Sektion des Geniewesens im Kriegsministerum, Belagerung von Toulon 1793; Dokument, an den Minister Bouchotte gerichtet, 14. November 1793.)

unfehlbar nach sich ziehen muß. In diesem beachtenswerten, aber kurzsichtigen Plan ist immer von der Landseite die Rede, auf die große Anstrengungen der Republikaner zu richten seien.

Der zweite Plan, von Ende Oktober datirt, ist unterzeichnet mit dem berühmten Namen von Michaud d'Arçon,*) General des Geniewesens und Inspektor der Befestigungen, die größte Autorität seiner Zeit — und die mit größter Berechtigung geschätzte — in Sachen der Belagerung oder Verteidigung fester Plätze. Die Kriegsarchive besitzen nicht weniger als drei Noten oder Memoiren über die „Unternehmung von Toulon" vom 26. bis 31. Oktober 1793 von dem großen Ingenieur, den die frühere königliche Armee — nebst so vielen anderen ausgezeichneten Offizieren — den Armeen der Revolution vermacht hat. Diese verschiedenen Projekte bieten einen wirklichen Angriffsplan, sehr sorgfältig studirt und ausgeführt, bei dem auch eine erklärende Karte nicht fehlt.**) Dieser Plan hat es mit einer Einschließung zu Land zu thun, mit „mindestens 150 000 Mann". Nun, Dugommier selbst gibt für die zwei Armeecorps des Konvents als verfügbare Mannschaft, einige Tage vor dem großen Angriff am 17. Dezember, die Zahl von 20 000 an!***) Wirklich schreibt Michaud d'Arçon die Besetzung aller Kaps und aller den Hafen beherrschenden Höhen vor. Aber ebenso wenig als Doumet-Revest ahnte er die merkwürdige Wichtigkeit einer dieser Positionen, er begriff nicht, daß die Besetzung dieses einen Punktes die Belagerungsarmee davon dispensiren würde, alle anderen Punkte zu nehmen.†) In seinen Augen, wie in den Augen von Doumet-Revest ist die Belagerung von Toulon eine klassische Operation. Eisenspitzen, spanische Reiter, Laufgräben, Approchen, Parallelen, gedeckte Wege an der Westfront des Platzes, um Bresche in dessen Wälle legen zu können, „eine ungeheure Batterie von

---

*) Kriegsarchiv. Bemerkungen und Memoiren von Michaud d'Arçon über die Unterwerfung von Toulon, vom 26., 27. und 31. Oktober 1793. — Ueber Michaud d'Arçon siehe das schöne Buch von Arthur Chuquet: La trahison de Dumouriez, S. 32 und 33, Note 1.

**) Kriegsarchiv, historischer Atlas, Möbel F. Schublade 3.

***) Siehe Kriegsarchiv, Brief von Dugommier an Bouchotte vom 10. Dezember.

†) Er scheint nicht einmal zu wissen, daß das Vorgebirge Eguillette von den Engländern besetzt, sehr stark besetzt ist.

mindestens hundert Feuerschlünden": keine der Vorschriften der alten Städteeroberung ist vergessen. Dieser Plan hat zwei große Fehler: 1) Er ist den besonderen und ganz speziellen Umständen des belagerten Platzes nicht angepaßt; 2) er setzt Mittel voraus, über die unsere Belagerungsarmee nie verfügt hat.

Mit diesen beiden Projekten ist in der Idee und in der Methode der Plan verwandt, dessen Hauptelemente wir zerstreut in dem Bericht des Geniebataillonchefs Marescot*) über die Einnahme von Toulon finden. Dieser gehört noch der traditionellen, der klassischen Schule an. Weite Angriffslinie mit Umwallungen; Myriameter von Laufgräben, Galerien, Approchen, Parallelen, eine ungeheure Menge von Schaufeln Erde. Ganz der Plan des guten Genieoffiziers, des „fouisseur", der gewissenhaft auf dem Terrain die in den Büchern gelernte Lektion wiederholt. Alles langsam, methodisch, umsichtig; die endlose Arbeit eines Maulwurfs, der seinen Weg wühlend gräbt.

Und doch sind dies die Pläne, auf die Krebs und Moris sich berufen**) zur Unterstützung ihrer erstaunlichen Behauptung: „Was die Bestimmung des Angriffsplanes betrifft, so hatte Bonaparte wenig Verdienst dabei, zu entdecken, was alle Welt kannte!" Wer sieht nicht, daß wenn Toulon belagert worden wäre, wie es die Verfasser dieser Pläne wollten, die Belagerung so lange gedauert hätte, wie die von Troja?

Zum Glück mischte sich Bonaparte hinein. Nach diesen langen Abschweifungen, die der Wunsch, die Wahrheit in das hellste Licht zu setzen, nötig machte, komme ich endlich zu jener ersten, zu jener deutlichen Offenbarung des kriegerischen Genies, das die Belagerung von Toulon zu Tage förderte, und zu dem außerordentlichen Mann, der es noch unbewußt in sich trug, und zu denen, die als Zeugen jener glänzenden Anfänge ohne Zweifel die sich darin ankündigenden hohen Schicksale ahnten.

---

*) Livre d'ordres de Marescot. Relation des attaques de Toulon, au port de la Montagne (Toulon) par le chef de bataillon, commandant le corps du génie, Marescot, le 20 nivôse II (9. Januar 1794). (Kriegsarchiv.)

**) Die von Doumet-Revest und von Michaud d'Arçon wenigstens. Krebs und Moris scheinen von den Ideen Marescots über die Art, Toulon anzugreifen, keine Kenntnis gehabt zu haben.

Wenn es nötig wäre, mich wegen meiner Liebe zur Genauigkeit zu entschuldigen, die ja die Redlichkeit der Geschichte ist, so würde ich sagen, daß gerade das die Mühe rechtfertigt, die ich mir gebe, mit sorgfältigster Genauigkeit die Rolle Bonapartes bei der Belagerung von Toulon festzustellen. Es ist weder weniger interessant, noch weniger philosophisch, wissen zu wollen, wie ein großer Mann begonnen, als wie er geendigt hat. Also, die Legende lügt nicht, sie ist sogar viel wahrer als eine gewisse Art Geschichte, wenn sie behauptet, daß diese denkwürdige Belagerung Napoleons Anfang war.

An demselben Tag, an dem der Ingenieur Doumet-Revest seinen „Angriffsplan gegen die infame Stadt Toulon" an den Kriegsminister schickte, am 14. November 1793, ging ein anderer Plan, von Bonaparte unterzeichnet, aus dem Hauptquartier Ollioules an dieselbe Adresse ab.*) Der junge Artilleriekommandant schrieb: „Bürger Minister, der Angriffsplan, den ich den Generalen und Volksvertretern vorlegte, ist, wie ich glaube, der einzig ausführbare. Wenn er von vornherein etwas eifriger befolgt worden wäre, wären wir wahrscheinlich in Toulon . . . Die Feinde aus dem Hafen vertreiben ist der Präliminarpunkt zur regelmäßigen Belagerung, und vielleicht wird diese Operation uns sogar Toulon geben.**) . . . Um Herr des Hafens zu werden, muß man sich zum Herrn der Spitze Eguillette machen. . . . Es ist schon mehr als einen Monat her, daß ich zu den Generalen sagte,***) die in diesem Augenblick vorhandene Artillerie wäre im stande, das Feuer der englischen Schanze auf der Höhe des Vorgebirges Eguillette zum Schweigen zu bringen . . ."

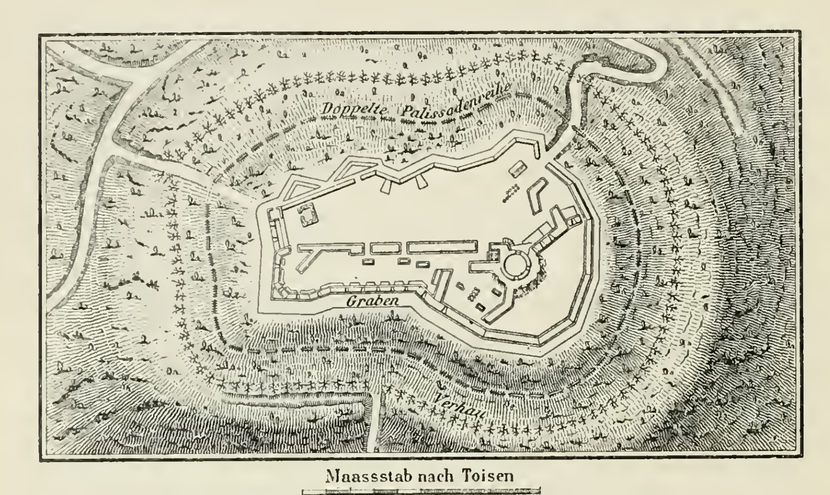
Es folgt dann das Detail der Batterien, die er aufgestellt hat, um die Ausführung des wesentlichen Teils seines Planes vorzubereiten: die Besetzung des Vorgebirges Eguillette, die Wegnahme der schrecklichen

*) Archiv der technischen Sektion des Geniewesens im Kriegsministerium. Angriffsplan gegen Toulon, adressirt von Bonaparte an den Minister, 24. Brumaire II. Veröffentlicht in der Correspondance de Napoléon, 14. November 1793, Nr. 4.

**) Es ist in der That einen Monat nachher so gekommen.

***) Man wird wohl bemerken, daß diese Erklärung Bonapartes die Hypothese bestätigt, die ich oben aufstellte mit Bezug auf die erste Erscheinung der Idee eines indirekten Angriffs auf Toulon zur See im Briefe der Vertreter vom 12. September.

englischen Schanze oder des Fort Mulgrave. Wenn diese Position in den Händen der Engländer ist, so ist es nicht seine Schuld. „Als die Volksvertreter mir das Kommando über die Artillerie gaben . . . ließ alles mich die Notwendigkeit fühlen, eine Mannschaft zu bilden, die uns in stand setzte, den Feind aus den Häfen zu vertreiben, indem wir eine Batterie auf Eguillette aufstellen . . . Drei Tage nach meiner Ankunft wurden die Batterien des Berges und der Ohnehosen aufgestellt, zerstörten Schiffsbrücken und widerstanden mehr als zwanzigtausend



Maassstab nach Toisen
0 5 10 15 20 25 50

Plan der großen englischen Schanze oder des Fort Mulgrave.
Nach einer Skizze aus jener Zeit (aus den Papieren des Herrn von Saint Albin).

Kugeln. In diesem Augenblick begriffen die Feinde, daß ihre Marineartillerie unzureichend ist, setzten alles auf einen Wurf und landeten bei Eguillette. Sie hätten bei ihrer Landung zerschmettert werden müssen, das Unglück oder unsere Ungeschicklichkeit sind schuld, daß es ihnen gelang.*) Ich begriff dann, daß die Affaire von Toulon verfehlt war . . ."

Nur vertagt. Ohne eine Minute zu verlieren, machte er sich an die Arbeit, um den durch Carteaux' Unerfahrenheit begangenen Fehler wieder gut zu machen. Mit fieberischer und geistesklarer Thätigkeit häufte

---

*) Das Zeugnis Bonapartes wird hier vollkommen bestätigt durch das von Saliceti, der Carteaux beschuldigt, er habe die Engländer sich der Höhen bemächtigen lassen, von wo man das Geschwader hätte „zerschmettern können". (Kriegsarchiv, Brief Salicetis vom 25. September 1793.)

er die Angriffsmittel auf, sammelte er Kräfte. Gleichgiltig gegen die widersprechenden Befehle, die sich um ihn kreuzen, mitten unter den Generalen, die kommen und gehen, müht er sich Tag und Nacht um seine Aufgabe, ohne auch nur einen Augenblick sein Ziel außer Augen zu lassen: die Wegnahme des kleinen Gibraltar. Er schob seine Batterie bis zum Fuß der großen englischen Schanze vor; er umringte, cernirte sie mit seinen Mörsern und Kanonen, die nur auf das Signal warten, — das er leider nicht selbst geben kann! — um Zerstörung und Tod auf das Fort Mulgrave zu speien. Diese furchtbare Position wird er nehmen, nicht durch eine methodische, regelmäßige Belagerung, sondern gewissermaßen durch den Sprung des Raubtiers, das sein Opfer bei der Gurgel packt: im gegebenen Augenblick wird er seine Batterie auf sie loslassen, wie man die Hunde loskoppelt. Das Belagerungsgeschütz, diese langsamen, schweren, unbeweglichen Positionsgeschütze werden durch eine wunderbar kühne Konzeption zur Unterstützung des ungestümen Angriffs berufen, der mit einem Ansturm die republikanische Armee auf die mörderische Anhöhe bringen muß. „Mit Hilfe dieser acht Batterien muß Eguillette unser werden und kann nicht widerstehen, indem die Infanterie mächtig eingreift, sobald das Feuer der feindlichen Geschütze durch unsere Bomben und Kanonen zum Schweigen gebracht sein wird."*) Es komme ein General, intelligent genug, um seinen Plan zu begreifen und zu adoptiren, energisch genug, um ihn mit der Furie auszuführen, die der große Angriff verlangen wird: das Fort Mulgrave wird genommen, das Vorgebirge Eguillette den Engländern weggenommen, der Hafen geräumt, und Toulon kapitulirt. Alles ist bereit. Bonaparte wartet auf Dugommier.

Man vergleiche diesen Plan mit den oben analysirten. Man messe aneinander die Originalität, die Kraft, die Kühnheit der Geister, die die Pläne verfaßten. Dort alle die alten Formeln der Belagerungskunst. Hier die Nichtachtung der gewöhnlichen Regeln, weil ein richtigerer, durchdringenderer Blick sieht, daß sie nicht auf den vorliegenden Fall passen, der ein Ausnahmsfall ist; hier wird auf ungewöhnliche Belagerungsverhältnisse eine Methode angewendet, deren Verdienst gerade darin besteht, nicht

*) Genau so kam es am 17. Dezember.

normal zu sein; vom ersten Tag an hat er mit souveränem Scharfblick auf den Punkt hingedeutet, wo man treffen muß, um mit einem Schlag den Feind niederzuwerfen; eine kühne Konzeption, noch kühner ausgeführt, mit einfachen, tödlichen Mitteln; kurz ein Plan, der einen Monat vor der Einnahme von Toulon uns Punkt für Punkt das Programm der denkwürdigen und entscheidenden Operationen gibt, die von dem rechten Flügel der Armee am 16. und 17. Dezember vollbracht wurden: Zerschmetterung des Forts Mulgrave durch die einschließenden Batterien, Erstürmung der großen englischen Schanze, Besetzung des Vorgebirges Eguillette, schleunige Flucht der feindlichen Flotte, Uebergabe der aufrührerischen Stadt — alles, wie es Bonaparte vorhergesehen, angekündigt hat in jenem „Angriffsplan", in dem schon das Genie blitzt, das selbst die Ungewißheit künftiger Begebenheiten unter das Joch des Herrschers zu zwingen scheint.

Und wenn es nicht der Urheber dieses wunderbaren Planes, wenn es ein anderer als Bonaparte war — Dugommier etwa, wie Barras behauptet — der Toulon genommen hat, so möge man mir sagen, es sei auch nicht der Kaiser, der bei Austerlitz und Jena gesiegt hat.

Uebrigens hat der heldenmütige loyale Soldat, dem Barras die Einnahme von Toulon zuschreibt, Dugommier selbst den gebührenden Anteil Bonaparte gegeben. Bei dem Kriegsrat, der am 25. November, neun Tage nach seiner Ankunft, abgehalten wurde, erklärte der neue Oberbefehlshaber, „er könne keinen einleuchtenderen, ausführbareren Angriffsplan vorlegen als den, der ihm von dem Bataillonschef, dem Kommandanten der Artillerie, vorgelegt worden sei; nach den Ideen dieses Planes habe er in der Eile seinerseits selbst einen entworfen; und diesen Plan, für den er dem ersten Urheber gern alle Ehre erwies, legte Dugommier dem Kriegsrat vor." *)

*) Leben Dugommiers, verfaßt 1799 von A. Rousselin de Saint Albin, noch nicht herausgegeben, mit Ausnahme eines Bruchstücks — gerade von der Belagerung von Toulon handelnd — veröffentlicht durch den Sohn des Verfassers unter den Documents relatifs à la Revolution française, extraits des oeuvres inédites de A. Rousselin de Saint Albin, Paris, Dentu, 1813, 1 B. oktav. Die zitirte Stelle ist aus dem Manuskript von Saint Albin selbst ausgezogen, dessen Text nicht immer gewissenhaft in vorerwähnter Veröffentlichung wiedergegeben ist. Nach vielen authentischen Dokumenten verfaßt, die Saint Albin als Generalsekretär Bernadottes im Kriegsministerium 1798 zu diesem Zwecke sammelte, bietet dieses „Leben Dugommiers" wirkliches historisches Interesse.

Wie hätte Dugommier, kaum bei der Armee vor Toulon angekommen, die Zeit gehabt, einen Plan zur Reife zu bringen, zu entwerfen? Die Ehre ist groß genug, sofort das Verdienst der Idee eines andern erfaßt, ohne Zaudern adoptirt und mit solcher Wucht ausgeführt zu haben. Es genügt, einen Blick auf Dugommiers Plan*) zu werfen, um sich zu überzeugen, daß der Plan des Oberbefehlshabers in der That, wie er selbst gesteht, nichts ist als ein Abklatsch des Plans von Bonaparte. Und nicht nur der Gang der Operationen ist in beiden identisch, nicht nur handelt es sich bei Dugommier um die Besetzung von Eguillette und die Verjagung der feindlichen Flotte als erstes und wichtigstes; sondern gewisse Phrasen tragen sogar ein so seltsames napoleonisches Gepräge, daß man sich fragen kann, ob nicht zufällig Bonaparte selbst ihn für seinen Chef redigirt habe. „Der Erfolg irgend eines Unternehmens hängt von der genauen Berechnung der Mittel ab, die man dabei verwendet, von ihren richtigen Verhältnissen und von ihren respektiven Beziehungen." Das ist eine Formel aus dem Kopf eines Mathematikers. „Die Schiffe sind die Wälle der Stadt Toulon zur See. Wenn wir sie zwingen, sich zu entfernen, verliert sie ihre Hauptstütze." Lebendiges Bild und geschlossenes Räsonnement: ist das nicht eine charakteristische „Manier" Napoleons? „Die Stellung des Feindes nach dem Ereignis, die unserer Armee, endlich die Umstände, die man im Krieg immer zu Rate ziehen muß, werden unser weiteres Verhalten bestimmen." Wer nur einigermaßen weiß, wie Napoleon seine Gedanken ausdrückt, wird zugeben, daß dieser Satz unzweifelhaft die Marke des umsichtigen Kriegsmannes trägt, dessen Strategie immer so geschmeidig war, wie seine Politik, leider! unbeugsam.

Marescot macht in seiner Darstellung der Angriffe auf Toulon eine wichtige Bemerkung. Im Kriegsrat vom 25. November „las der Oberbefehlshaber einen Angriffsplan, dem ein anderer vom Wohlfahrtsausschuß vorgeschriebener folgte. Diese beiden Pläne wichen sehr wenig von einander ab." Wie hätten sie auch verschieden sein sollen, hatten sie doch

*) Beobachtungen über die Belagerung von Toulon, Manuskript von acht Seiten, unterzeichnet Dugommier, ohne Datum, aber sicher nach dem Kriegsrat vom 25. November. Dieses Dokument ist von einem Angriffsplan begleitet. (Kriegsarchiv, militärische Korrespondenz, Armee von Toulon, Dezember 1793.)

einen gemeinschaftlichen Ursprung, den Plan von Bonaparte, expedirt an den Kriegsminister, gebilligt vom Ausschuß,*) und offenbar von dem jungen Artilleriekommandanten seinem Oberbefehlshaber, Dugommier, nach seiner Ankunft bei der Armee mitgeteilt?

Nach welcher Seite man sich also wende, immer ist es Bonapartes Gedanke, der den Plan inspirirt, dessen Ausführung die Armeen des Konvents zur Bezwingung von Toulon führte. Dieser Gedanke ist so mächtig, daß alle, die damit in Berührung kamen, davon imprägnirt bleiben.

Barras behauptet, als hätte er die Freude vorhergesehen, die eine solche Erklärung dem Obersten Jung machen würde, daß Bonaparte in keinerlei Weise zur Uebergabe des Platzes beigetragen habe. Die Dokumente geben ihm Antwort, und sie sprechen klar und deutlich also:

1) Bonaparte hat zuerst gesehen, wo sich die Schlüssel zur Stadt befanden.

2) Er hat allein die Mittel vorbereitet, um sie da zu holen, wo er gesagt hatte, daß sie waren.

3) Mit seinen Kameraden und seinen Chefs hat er sie an dem seit lange von ihm bezeichneten Ort gesucht. Und da sie wirklich dort waren, wurde Toulon genommen.

Das ist klipp und klar die Geschichte der Belagerung von Toulon im Jahr 1793; das ist die Beschaffenheit der Rolle, die Bonaparte bei dieser Belagerung gespielt hat.

Mit anderen Worten: er war der Wachende, wenn die anderen schliefen, der Handelnde, während man beriet und schwatzte. Er war der Gedanke dieser heldenmütigen Armee — der hartnäckig auf die rebellische Stadt gerichtete Gedanke, die für die Republik gewonnen werden sollte — das stets offene Auge des gefährdeten Vaterlandes für den verbrecherischen Verrat, der gezüchtigt werden mußte.

---

*) „Eine Note eines Mitglieds des Wohlfahrtsausschusses von damals belehrt uns . . . daß der Wohlfahrtsausschuß . . . so zufrieden mit den Ansichten des jungen Artillerieoffiziers war, daß er ihn zum Brigadechef ernannte und sein Genie ahnte." (Vie de Dugommier, par A. Rousselin de Saint Albin, fragment publié dans les Documents relatifs à la Révolution française par H. de Saint Albin, S. 242.)

Ich sehe ihn im Geiste, wie er am Meeresufer steht, mit seinem Adlerblick in den Hafen taucht, wo die englischen Schiffe sich schaukeln, die verfluchten Schiffe, die er beim ersten Schritt auf seinem Wege findet, die er immer finden wird bis an sein Ende! — oder wie er am Abend den Mond betrachtet, der gleich einer aus seinen Batterien geschossenen roten Kugel als Parabel gen Himmel steigt, die drohenden Profile des Forts Mulgrave beleuchtend, des „unzugänglichen Vulkans“, von dem Dugommier spricht. Wie die Helle des Sterns den Raum, so wird der Ruhm seines Namens bald das Weltall füllen. Welche hohe Träume mögen seinen Geist beschlichen haben, stürmisch und tief wie die Welle, die zu seinen Füßen zerrinnt!

Barras hat die Löcher in seinem Anzug gezählt; aber das Herz, das unter diesem durchlöcherten Anzug schlug, wie hätte es Barras ahnen oder verstehen sollen? Kleines hat keinen Maßstab für Großes!

Musset-Pathay hat besser gesehen, und sein Urteil verdient, bekannt zu werden. Bonaparte, sagt er, „war die Seele der Belagerung von Toulon.“ *) Eine Seele, ja, das war er damals schon, das war er immer, die stärkste Seele, die wahrhaftigst und herrlichst souveräne Seele, die es je gegeben hat. Und wenn es eine solche war, so hatte sie — außer den glänzendsten Gaben der Intelligenz — von Gott empfangen, was sie befruchtet, was ein Genie selbst Früchte hervorbringen läßt, die es sonst nicht hätte: Wille, Energie, Beharrlichkeit, kurz Charakter. Es ist gut, sich zu erinnern, daß dieser Mann so groß war, weil er jene moralische Kraft zur höchsten Potenz erhoben hat, ohne die Nationen wie Individuen nur ein Scheinleben führen, nur Schatten sind, die in nichts zerstieben, wenn man sie berührt.

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die Bewunderung für Napoleon kein kindischer Götzendienst. Es ist ein Glaube an das Königtum des Geistes, an seinen hohen Vorrang vor allem, was nicht von ihm geadelt ist. Ich wage zu hoffen, man wird mir die Ehre anthun, zu glauben, daß diese Philosopheme den Gefühlen nicht fremd sind, die ich für das Andenken des Kaisers empfinde. Sollte jedoch jemand insinuiren — wie

*) Relations des principaux sièges faits ou soutenus en Europe par les armées françaises depuis 1792. Paris 1806, 1 Band 4°, Text und Atlas.

ohne Zweifel geschehen wird — die Seele eines Haudegens (grognard) lebe in mir wieder auf, so werde ich erwidern, daß ich für die Ehre, die man mir erweist, dankbar bin, mich aber derselben nicht vollkommen würdig halte.

Gewiß, ich bin dem Kaiser dankbar dafür, daß er uns viele Schlachten gewonnen hat. Vielleicht denken gute Geister mit mir, daß wir zu dieser Stunde unserer Geschichte nicht das Recht haben, uns über diesen Punkt zu detachirt zu zeigen. Aber ich bin ihm noch dankbarer dafür, uns das denkbar schönste Exemplar des moralischen Instruments vermacht zu haben, womit man sie gewinnt. Ich bin in der That der Ansicht, daß, je mehr die materialistische Konzeption der edlen Kriegskunst vorherrscht, der Krieg sozusagen wissenschaftlich, nur mit Mitteln der materiellen Macht geführt und die Zahl, wie schon in der Politik, auch hier zur höchsten und letzten Instanz wird, desto mehr der Geist sich für die bezeugte Mißachtung rächen wird, wenn man den Fehler begeht, nicht mehr an seinen souveränen Vorzug zu glauben, sich nicht an ihn zu wenden, der doch allein das Wunder wirken kann, die ungeheure und schlaffe Menge unserer Soldaten in eine Armee zu wandeln. Eine Armee sei eine Seele — vielfältig und einheitlich, feurig und vibrirend, unwiderstehlich, wenn ein gewisser Atem über sie weht und sie aufrichtet; es ist dies eine spiritualistische Lehre, die, wie mir scheint, aus der Geschichte Napoleons wie auch aus der Geschichte der Revolution zu ziehen ist.

Im Jahre 1812 ist die große Armee zerstört. Man glaubt es wenigstens, und Europa, befreit vom Alp der heroischen Kerkermeisterin, die es in Fesseln hält, durchzuckt Hoffnung. Irrtum. Das Unglück hat das glühende Hirn verschont, dem die große Armee wie Lava entströmte. Die große Armee ist der Gedanke, die Seele — ich muß immer wieder auf dieses Wort zurückkommen — die Seele Napoleons, und Napoleon ist nicht tot. Er kommt zurück, er bringt einen Funken des heiligen Feuers mit sich, das die unüberwindlichen Legionen entflammte, die das düstere Rußland ihm genommen hat. Und dieser Funke genügt. In das Herz der Rekruten vom Jahre 1813 gelegt, macht er aus diesen Kindern Helden. Aus dem vereisten Grab, in dem die große Armee liegt, ersteht plötzlich eine andere große Armee, erhaben wie die frühere.

Die Glut, die man erloschen glaubte — die es aber nicht war, weil Napoleon, der Ursprung dieser Flamme, noch lebte — entfacht sich wieder und flammt neu auf. Und die erschreckte Koalition fragt sich bei Lützen, bei Bautzen und Dresden, ob das nicht die Soldaten von Austerlitz und Jena sind, die sie wieder vor sich findet.

Mit dem einzigen Wort: das Vaterland ist in Gefahr! hatte die Revolution schon ebensolche Wunder vollbracht, die nicht weniger staunenswert sind. Das Vaterland ist in Gefahr! Ein Zauberwort, das auf den Flügeln der Marseillaise dahinflog — ein flammendes Schwert, das die vierzehn Armeen der Republik vor sich her trugen und bei dessen Anblick die feindlichen Armeen wie Schnee vor der Sonne schmolzen!

Und wenn man mich jetzt fragt, warum ich die Revolution und Napoleon liebe und bewundere — hoffentlich ist niemand so beschränkten Geistes, um sich darüber zu wundern, daß ich die große Begebenheit und den großen Mann mit gleicher Verehrung umfasse — so werde ich einfach erwidern, daß unter anderen Gründen, die ich habe, sie zu lieben und zu bewundern, auch noch dieser ist: die Revolution und Napoleon haben einer philosophischen Doktrin, die mir teuer ist, den Dienst erwiesen, durch unsterbliche Beispiele die heute verkannte Allmacht der Idee zu beweisen.

VIII.

Schluß.

Vorstehendes hat, wenn ich nicht irre, an den Behauptungen in den Memoiren von Barras über die Rolle Bonapartes bei der Belagerung von Toulon unparteiische Gerechtigkeit geübt. Der agressive und parteiische Charakter des Werkes mußte für alle klar werden, wie er es für mich ist. Ich wollte mich nicht mit einer einfachen Behauptung über diesen Punkt begnügen. Mein Zeugnis konnte verdächtig erscheinen. Es ist in der That das eines Mannes, der unter den verschiedenen und komplexen Gefühlen, die ihm Napoleon einflößt, eines empfindet — wie er bereits erklärte — stärker, gebieterischer als alle übrigen: Bewunderung. Man

braucht nicht zu wissen, daß derselbe Mann, der diese Bewunderung nicht verbirgt, weder ihr Betrogener noch ihr Sklave ist; daß er nicht verzichten will, selbst gegenüber einem solchen Genie, nicht einmal auf den kleinsten Teil der Unabhängigkeit seines Gedankens; daß er schließlich bereit wäre, nötigen Falles sich solche Freiheiten mit Napoleon zu nehmen, wie er sie niemals mit dem nehmen wird, was er für Gerechtigkeit und Wahrheit hält.

Ich habe es daher für nötig gehalten, um dem Leser vollständiges Vertrauen in die Gerechtigkeit meines strengen Urteils über Barras zu geben, durch Thatsachen zu beweisen, daß seine Memoiren in allem, was Napoleon auch nur im entferntesten berührt, nichts anderes sind als, wie ich schon oben gesagt habe,*) ein Pamphlet. Ich bin übrigens nicht naiv genug, zu glauben, daß diese Beweisführung die politischen Leidenschaften abhalten wird, sich auf diese Weide zu stürzen, die der langjährige Haß des Exdirektors für sie hergerichtet hat. Wir leben in einer Zeit, in der wenige das Vaterland genug lieben, um zu begreifen, mit welchem großen und frommen Kultus es sich ziemt, jeden Ruhm seiner Vergangenheit zu wahren. Ich schämte mich zu Tode, wenn ich das Unglück gehabt hätte — wie gewisse andere Leute es gethan haben — von Ludwig XIV. zu sprechen. Und wenn ich ein so großer Geist gewesen wäre, um die wunderbaren Bücher von Taine über die Revolution zu schreiben, so käme mir der Ruhm selbst, den sie mir eintrügen, bitter vor, und ich könnte mich nie darüber trösten, der Verfasser dieses Heiliges entweihenden Meisterwerkes zu sein.

Ich verhehle mir also nicht, daß diejenigen, für die der Haß gegen den Kaiser — wie für andere der Haß der Revolution — ein Glaubensartikel ist, mit Freude diesem Arsenal, voll von schlimmen Klatschereien, Waffen gegen Napoleon entlehnen werden: stumpfe, ohnmächtige Waffen, die — ich wiederhole es mit tiefer Ueberzeugung — zerbrechen werden, wie Glas auf Erz zerschellt.

Aber ich weiß auch, daß die unparteiischen Leser sich hüten werden, Barras aufs Wort zu glauben, und nicht ihn befragen werden, wenn

*) Siehe Einleitung zu den Memoiren von Barras.

sie sich ein gerechtes Urteil über Napoleon bilden wollen. Nun, an diese Leser, an sie allein wende ich mich. Den anderen widme ich im voraus die stille Gleichgiltigkeit der Verachtung. Ich habe an einem bezeichnenden Beispiel zu zeigen versucht, welchen kühnen Fälschungen der unzweifelhaftesten, klarsten Wahrheit das Rachegelüste des Exdirektors sich überläßt. Nachdem ich ihn bei den ersten Worten, die er über Bonaparte sagt, auf frischer That bei der Lüge ertappte, werde ich ihm nicht die Ehre anthun, seine Verleumdungen, eine nach der andern, zu vernichten. Ich überlasse ihn seiner Neigung zu Verleumdungen, den niedrigen Einflüsterungen seines Neides und seines Hasses. Es hieße der großen Erinnerung, die er zu beschmutzen versucht, unrecht thun, ihr nicht die Sorge zu überlassen, sich allein gegen solche Angriffe zu verteidigen. Napoleon hat es nicht nötig, daß man ihm zu Hilfe komme — zumal wenn es ein Barras ist, der ihn beschimpft! Ich lasse also von jetzt an den Verfasser der Memoiren nach Herzenslust seine Galle ausschütten. Diese Galle überliefere ich selbst dem Publikum ohne Furcht und Reue: denn ich habe das Gift mit der entsprechenden Etikette versehen.

George Duruy.



Erstes Kapitel.

Meine Geburt. — Mein Dorf. — Meine Vorfahren. — Mein Onkel Melchior von Barras. — Ludwig XVI. belohnt ihn. — Er lehnt ab, Mitglied eines Kriegsgerichts zu werden. — Mein Vater. — Krieg in Korsika. — Galanterie des Herrn von Marbeuf. — Die Blacas, die Pontevès, die Castellane. — Meine Erziehung. — Pater Kajetan. — Mein Charakter. — Man will mich zum Pagen des Herzogs von Orleans machen. — „Eher Soldat!"

Juni 1755.

Ich bin am 30. Juni 1755 zu Fox-Amphoux im Departement Var geboren. Das Dorf liegt auf einer Anhöhe; es ist sehr alten Ursprungs und wurde ohne Zweifel zu einer Zeit erbaut, als die Bewohner dieser Gegend, Feindseligkeiten ihrer Nachbarn ausgesetzt, auf Bergspitzen sich zu verschanzen suchten. Unterhalb Fox dehnt sich auf der einen Seite eine fruchtbare Ebene aus, auf der andern bietet ein großer Wald Schutz; es mochte wohl vor Zeiten ein wichtiger Punkt gewesen sein. Die auf dem Ortsgebiet zerstreuten Trümmer von Monumenten geben Zeugnis davon, daß meine Heimat einst ihre Kulturepoche hatte.

Für eine gerechte Beurteilung meiner Handlungen ist es nötig, daß man alles von mir wisse, auch meinen Ursprung kennen lerne; meine Lebensgeschichte wird zeigen, wie ich über gewisse Ungerechtigkeiten dachte, die man so lange für Rechte hielt, und wie ich durch die lange Revolutionszeit immer noch etwas Feudales in mir herumtrug.

Die Barras sind, wie man im Land zu sagen pflegte, so alt wie die Felsen der Provence. Meine Familie galt zu allen Zeiten als tapfer und volkstümlich. Wer sich für Genealogie interessirt, findet in einer Anmerkung einige kurze Notizen über meine Vorfahren. Ich

werde nur von denen sprechen, die mir durch Jugenderinnerungen nahe stehen.*)

Ein Barras de la Penne, in hervorragender Stellung bei der Marine, Besitzer hoher Orden, verfaßte einige Schriften über Schiffbau und die Küsten des mittelländischen Meeres.

Melchior de Barras, mein Onkel, Vize-Admiral, ausgezeichneter Seemann, war 1760 Kommandant von Brest und befehligte später das französische Geschwader in den Vereinigten Staaten. Ohne durch seine dienstliche Stellung dazu verhalten zu sein, zauderte M. de Barras nicht, auf Ersuchen Rochambeaus, de Grasse zu Hilfe zu eilen, der in der Bai von Chesapeake mit einem dem seinigen überlegenen englischen Geschwader zusammengestoßen war. Angesichts der feindlichen Flotte gelang es ihm durch ein geschicktes Manöver, in der Bai sich vor Anker zu legen und

---

*) Meine Vorfahren beteiligten sich an dem Kreuzzug zur Befreiung des heiligen Landes. Im Jahre 1222 befehligte Reymond von Barras ein beträchtliches Corps in diesem Zuge. Ferrand von Barras, Großkomthur des Ordens vom Heiligen Johann von Jerusalem, begleitete im Jahre 1264 Karl von Anjou, als er zur Eroberung des Königreichs Sizilien zog. Wilhelm, ebenfalls Großkomthur des gleichen Ordens, erhielt im Jahre 1267 von demselben Karl von Anjou die Bestätigung der auf seine Anordnung erfolgten Verleihung von Manosque. Louis, Herr von Melan von Thoard (von Meulan, von Thouars) und von Barras, war Kammerherr des Königs Karl VIII. Delphine von Barras, mit Wilhelm von Lignes, Grafen von Marseille, verehelicht, war durch Schönheit ausgezeichnet, wie durch ihre Romanzen am „Liebeshof", dem die schöne Laura präsidirte. Ihre Tochter Delphine, 1298 mit Elzéar de Sabran verheiratet, wurde heilig gesprochen. 1280 wurde Jean de Barras, der elfte des Namens, Groß-Seneschall der Provence. 1341 ernannte König Robert Raymond II. zum Burgherrn von Nizza. 1350 leistete ein Ferrand de Barras den Huldigungseid für seine zahlreichen Herrschaften. 1493 erhielt die Familie die Bestätigung der Louis de Barras, erstem Kammerherrn Karls VIII., gewährten Verleihungen. Ein Barras wurde als Zeuge gewählt bei dem Zweikampf zwischen Ludwig von Baiern und Franz I. Ein anderer Barras war eine der Geiseln des letzteren. Raymond III. wurde Vicomte der Stadt Aachen. Das Franziskanerkloster in Digne wurde von einem Louis de Barras gegründet unter der Bedingung, daß alle dieses Namens im Chor der Kirche mit der Franziskanerkutte begraben werden. Unser Haus gehörte dem Orden der Tempelritter, von Rhodus, Jerusalem und Malta vom Beginne an. Neapel und Arragon hatten hervorragende Feldherren aus unserem Geschlecht. Dort ist auch, wie sich nach dem Wappen vermuten läßt, der erste Ahnherr zu suchen, ein Großadmiral mit fürstlichen und hohen kriegerischen Würden.

sich mit de Grasse zu vereinigen. Er zeichnete die Kapitulation, zu der Cornwallis durch General Washington gezwungen ward, überließ seine Schiffe de Grasse, dessen Mißgeschick er voraussah, und ging nach Paris, nachdem er bei der Einnahme von New-York mitgewirkt hatte.

Die uneigennützige Hingebung erwarb meinem Onkel allgemeine Anerkennung, ehrenvolle Aufnahme am Hofe und Beglückwünschungen Ludwigs XVI., der ihn zum Generallieutenant ernannte und ihn mit dem Großkreuz des heiligen Ludwig auszeichnete. Der Bruder des Königs überhäufte ihn mit Lob und verglich ihn mit dem Marschall d'Estrées. Nur der Marineminister de Castries schien nicht zufrieden. M. de Barras hatte in einer vertraulichen Unterredung das Mißgeschick, von dem sein Schützling de Grasse getroffen werden sollte, vorausgesagt. In der That erfuhr man bald, daß de Grasse, um ein Schiff davor zu retten, daß es den Engländern in die Hände falle, ihnen eine Schlacht lieferte, bei der Admiral Rodney ihm eine furchtbare Niederlage bereitete. An jenem Tage verlor de Grasse sein schönes Admiralschiff, die „Stadt Paris". Hätte er die Schlacht nicht übereilt, so konnten in einigen Tagen die spanischen Schiffe zu ihm stoßen, er hätte dann den Verlust des einen Schiffes reichlich wieder eingebracht, und mit der stärkeren Seemacht war ihm der Sieg sicher.

Mein Onkel lehnte es ab, den Vorsitz im Kriegsrat zu führen, der über de Grasse nach Weisungen der Regierung aburteilen sollte. Mein Onkel gehörte zu den Männern, die nur nach eigenem Wissen und Gewissen urteilen wollen.

Mein Vater hat den Krieg in Korsika unter de Marbeuf mitgemacht. Man griff zu schlechten Mitteln, um dieses Land zu unterwerfen; grausame Racheakte führen nicht zur Versöhnung. Der Obergeneral soll sich grober Nachlässigkeit im Dienst schuldig gemacht haben; auch von seinem Liebesverhältnis mit einer Frau sprach man, die damals noch nicht berühmt war, aber es später als Mutter eines nur zu berühmten Mannes wurde. Als sich die Expedition zu sehr in die Länge zog, verließ mein Vater die Armee und kam nach Foix zurück zu seiner Tante, Frau von Castellane-Montpezat; er heiratete deren Tochter, reich an Vorzügen: schön, bescheiden, feinsinnig, leutselig, wohlthätig, häuslich und

sparsam, wie es sich bei dem durch die Verschwendung meines Großvaters geschmälerten Vermögen geziemte. Dank dem ordentlichen Haushalt war es ausreichend. Meinem Vater fehlte es nicht an Geist und Wissen; er hatte ein wunderbares Gedächtnis. Er hinterließ Manuskripte über den Krieg in Korsika, über das Gemeindewesen und sonstige Einrichtungen in diesem Lande. Mit seinen Kenntnissen im Verwaltungswesen hätte er hohe Aemter bekleiden können, aber er zog die Ruhe des Landlebens dem bewegten Treiben am Hofe vor, an den ihn die Herren de Vogué, Talaru, Davarée (d'Avaray?) und Chabrillane, unsere Verwandten, riefen.

Meine Eltern genossen die Achtung und Verehrung des Volkes, waren aber darum nicht weniger vom Adel gesucht: die Blacas, die Pontevès, die Castellane waren stolz auf unsere Verwandtschaft. Die Gesellschaft, die im Schlosse verkehrte, fand da Geist, Wohlwollen und gute Aufnahme ohne jeden Zwang. Der erste Verkehr ist die erste Erziehung.

Meine Kindheit verbrachte ich unter der ausschließlichen Sorgfalt der besten der Mütter, nur von ihrer Zärtlichkeit geleitet. Von meinen Studien kann ich nicht sprechen. In einem Pensionat ging es schlecht damit. Dann kam ich in das Karmeliterkloster. Der Prior beschäftigte sich nur mit den Nonnen und überließ mich einem Pater Kajetan; er hatte wenig gelernt und war kränklich. Das Kloster sorgte nicht für seine Bedürfnisse, meine kleinen Spargelder kamen dem armen Pater sehr gelegen. Mein Herz war gut, aber das Moralische konnte den Konsequenzen des Physischen nicht entgehen; meine Gesundheit war robust. Als ich vierzehn Jahre alt war, entwickelte sich in mir ein Gefühl von Selbständigkeit und erhöhter Lebenskraft; in Augenblicken der Gefahr thatkräftig und mutig, schien im Zustand der Ruhe meine Energie zu erlahmen, wurde aber durch den Reiz von Genüssen, die mich oft von der Arbeit ablenkten, leicht geweckt.

1769.

Vom Beginn meines Lebens an mache ich mir diesen Vorwurf, und ich gestehe sogar, daß er auch in vorgerücktem Alter seine Berechtigung nicht verlor; ich will mich nicht besser zeigen, als ich bin. Wie mir schon damals Stubenhocken nicht behagte, so konnte ich auch später

keinen Gefallen daran finden; aber ich darf wohl sagen, daß bei meinem geraden Sinn fast immer die ersten Eindrücke die richtigen waren; meine ersten Impulse waren stets edel.

Meinem Vater lag die Zukunft seiner Kinder sehr am Herzen. Ich hatte zwei Brüder und eine Schwester, die alle nach einem langen Lebensweg ein unglückliches Ende nahmen. Mein Vater hatte sich wohl geweigert, an den Hof zu gehen, aber er unterhielt doch freundschaftliche Beziehungen mit Persönlichkeiten, die ihm für seine Familie ihre Dienste anboten.

Herr von Talaru, der mir viel Teilnahme bewies, hatte ihm für mich die Stelle eines Pagen bei dem Herzog von Orleans angeboten. Mein Vater machte mir hievon Mitteilung. Ich war empört über die Zumutung, eine Livree zu tragen, und sei es auch die eines volkstümlichen Prinzen, der uns wohlwollte; mein Vater küßte mich und sagte zu mir: „Du hast recht; eher Soldat!“



Zweites Kapitel.

Ich trete als Kadet bei dem Languedoc-Regiment ein. — Meine erste Liebe. — La Poterie. — Ich bin Offizier im Regiment von Pondichéry. — Ich schiffe mich nach Ile de France ein. — Madeira. — Ueppiges Mönchsleben. — Fliegende Fische. — Stürmische Ueberfahrt. — Meerschildkröten. — Kap der guten Hoffnung. — Holländische Niederlassungen. — Kapitän Cook. — Port Louis. — de Chabrillane. — Gebrandmarkte Negerin. — Ich schiffe mich nach Pondichéry ein. — Frau Chevreau. — Fräulein Goupille. — Der Fürst der Sechellen-Inseln. — Wir stranden. — Unbewohnte Insel. — Hungersnot. — Frau Chevreau und Fräulein Goupille in schrecklicher Lage. — Ihre Negerin. — Schurkerei eines Insulaner-Häuptlings. — Die Insel des Königs. — Glänzender Empfang. — Prächtiges Mittagsmahl. — Der Bruder des Königs. — Schwarze Majestät. — Die Königin. — Nächtlicher Besuch. — Der Monarch erlaubt sich gewisse Freiheiten. — Die Malediven. — „Labat.“ — Seltsame Kur. — de Thermillier.

Mit sechzehn Jahren trat ich als Kadet bei dem Languedoc-Regiment ein. Als ich gerade zum Regiment abgehen wollte, lernte ich eine sehr liebenswürdige Dame kennen, die durch ihren Onkel, den Bischof von Viviers, einen Aufschub meiner Abreise erwirkte.

Nach einigen Monaten machte mein Vater von seiner väterlichen Gewalt Gebrauch, löste dieses mein erstes Liebesverhältnis, und ich reiste ab. Meine Reitübungen absolvirte ich zu Cambrai unter dem bekannten La Poterie. Ich diente in der Compagnie Arnouville; man unterhielt sich gut da, aber weder die Vergnügungen noch die Berufsthätigkeit sagten mir in Frankreich zu; ich wollte reisen.

[Margin: Juli 1771.] [Margin: 1773.]

Einer unserer Verwandten, de Chabrillane, hatte ein Kommando auf der Ile de France. Mit meinem Offizierspatent beim Pondichéry-Regiment versehen, wollte ich ihn aufsuchen; er war Malteserritter.

[Margin: Juni 1776.]

Ich schiffte mich 1776 in Marseille auf dem Schiff „Herzog von

Duras“ ein. Dieses Schiff sollte auf der Reise nach Indien in Port Louis halten. Ich bitte die Leser um Entschuldigung, wenn ich der Schwäche des Memoirenschreibers nachgebe und einiges Persönliche aus meiner Jugend erzähle. Man wird sehen, auf welchem Wege wir zu der Epoche von allgemeinem Interesse gelangen, in der ich mit den wichtigsten Ereignissen des politischen Dramas in Berührung kam, das sich auf der Weltbühne abspielte.

Wir fuhren an der Küste Spaniens entlang, legten in Cadix an, um Piaster, und dann in Madeira, um Wein an Bord zu nehmen. Diese fruchtbare Insel mit dem angenehmen Klima bietet einen herrlichen Aufenthalt. Der Boden trägt unter der Kultivirung durch die Engländer, der größten Grundbesitzer dort, die in Europa wie in Indien und den Kolonien so geschätzten Weine. Zahlreich sind die Klöster; ihre Mönche sind heuchlerisch und herrschsüchtig; in ihren vier Mauern führen sie ein Schlemmerleben, außerhalb derselben spielen sie die Frommen. Ich wohnte einigen ihrer Gelage bei, die nichts mit den Entbehrungen von Anachoreten gemein hatten.

Das Schiff lichtete die Anker. Während einer stürmischen Fahrt warf uns der Sturm fliegende Fische an Bord, die uns köstlich mundeten. Sturmwolken boten oft einen wunderbaren Anblick; dichter Nebel, Gegenwind und die Unerfahrenheit der Offiziere hätten uns bald gefährlich werden können, wenn der Wind sich nicht gedreht hätte. An der Insel Ascension fingen wir Schildkröten; ihr nahrhaftes Fleisch ist eine Wohlthat für die Mannschaft; einige waren von ungeheurer Größe. Diese Insel ist von Vulkanen zerstört; man sieht nur Asche, fast gar keine Vegetation. Die Schildkröten legen nachts ihre Eier in den glühenden Sand; da werden sie mittelst Stöcken auf den Rücken gelegt und an Bord gebracht.

Wir erreichten das Kap der guten Hoffnung. Die Stadt liegt zwischen unnahbaren Felsen, auf denen Affen aller Arten hausen.

Die Niederlassungen der Holländer liegen tief einwärts im Land. Der Boden ist fruchtbar und wird von Hottentotten bebaut, die sich auf bestimmte Zeit verdingen; den Lohn zahlen die Holländer teils bar, teils in Vieh.

Zwischen dem Kap und der False-Bai liegt die Küste von Constance, deren Weine eines großen Rufes genießen. Der Weinbau dehnt sich immer mehr aus, besonders in der Umgebung des Städtchens la Rochelle, gegründet und bewohnt von Franzosen, die das Edikt von Nantes in die Verbannung getrieben hat.

Nachdem wir uns verproviantirt hatten, steuerten wir auf die Ile de France. Am Kap hatte ich den berühmten Kapitän Cook kennen gelernt; er war mir sehr freundlich entgegen gekommen, und ich war einen Augenblick nahe daran, ihn auf seiner Reise nach dem Südpol zu begleiten. Nicht ohne Gefahr kreuzten wir bei berghohen Sturzwellen den Mozambiquekanal.

Unser Schiff „Herzog von Duras" war schadhaft geworden, ging aber endlich bei Port Louis vor Anker. Ich wohnte bei dem Gouverneur de Chabrillane, meinem Verwandten, wo ich freundschaftlich aufgenommen ward. De Chabrillane, Malteserritter, war ein wenig fromm, was ihn aber nicht hinderte, sich zeitweise „kleine Sünden" zu gestatten: er war Freund einer guten Tafel und liebte die Frauen; er war kein großer Kopf, hielt aber seine Insel in Ordnung.

Eines Tages brachte man, während wir bei Tische saßen, eine Negerin, die auf Befehl ihrer Herrin aus Eifersucht gebrandmarkt worden war. Ihr Körper war ganz bedeckt mit den von glühenden Kohlen herrührenden Wunden. Die Unglückliche wurde in das Spital gebracht, und der Gouverneur gab Auftrag, ihre Befreiung zu vermitteln. Unglückliche Sklaven, ganz der Laune des Herrn hingegeben, der sogar über ihr Leben verfügen kann — es ist schrecklich!

Aus Indien wurden große Rüstungen seitens der Engländer gemeldet. Auf Pondichéry hatten sie es abgesehen. Ich erhielt die Erlaubnis, mich zu meinem Regiment in Pondichéry zu begeben. Ich schiffte mich mit der Frau des Intendanten der Bourbonen-Insel ein, die zu ihrem Gatten reisen wollte, und der de Chabrillane mich angelegentlichst empfohlen hatte. Diese Frau war sehr schön; Fräulein Goupille, ihre Begleiterin, nicht minder. Wir langten an der Bourbonen-Insel an, einer Insel, die England uns gütigst überlassen hat, weil sie keinen Hafen und keine sicheren Ankerplätze hat. Ein Zug der bekannten englischen Großmut.

Wir rasteten einige Tage auf der Insel, steuerten dann nach der Küste von Koromandel und kreuzten zwischen den Sechellen-Inseln, die flach, bewaldet und ungesund sind. Ein Franzose, Delaunay, hatte sich dort mit einigen Negern niedergelassen und sich den Titel eines Fürsten beigelegt. Dieser kleine Souverän verlor bald — durch Krankheiten — seine Unterthanen und seinen Thron.

Wir hatten schönes Wetter auf der Fahrt, aber plötzlich brach mitten in der Nacht ein heftiger Sturm los. Unser Schiff geriet auf eine Sandbank; es brach der Schiffskiel, und wir strandeten. Alles eilte auf Deck; wir waren halb nackt und in großer Bestürzung! Angesichts der gemeinsamen Gefahr wurden unter großem Tumulte Beschlüsse gefaßt, die man jedoch im Augenblicke wieder fallen ließ. Wir hatten keine Masten mehr; tiefe Finsternis umgab uns, und wir wußten nicht, was beginnen.

Der Kapitän wurde von seinem Bruder umarmt, der laut betete. Auch andere beteten zu allen Heiligen. Frau Chevreau und Fräulein Goupille in ihrer Jugend und Schönheit (die Frau des Intendanten war erst einundzwanzig Jahre alt) doppelt bemitleidenswert, stürzten halb bekleidet unter die Mannschaft und warfen sich mir mit dem Schrei: „Retten Sie uns!“ in die Arme.

Unsere Lage war schrecklich; endlich wurde es Tag. Das beruhigte uns für einen Augenblick, aber bald sahen wir im Tageslicht die drohenden Gefahren, welche die Nacht uns verborgen hatte. Die Wogen der bewegten See hatten die Felsen verdeckt, an denen wir gestrandet waren, und wir schätzten uns glücklich, auf der Sandbank, auf die wir zuerst gestoßen waren, Zuflucht zu finden; sie war nur zwei Kabellängen vom Schiff entfernt. Das Schiff war ein Wrack. Wir richteten ein Floß zusammen, und ausgerüstet mit Gewehren, Pulver und Kugeln, einem Faß Zwieback, einem Faß Branntwein, einer Kiste mit Piastern — das war alles, was man aus dem Schiffbruch retten konnte — fuhren wir auf eine Inselgruppe zu, die wir in der Ferne sahen. Wir landeten an der Insel, die uns zunächst lag, sie war ganz klein und ohne eine Spur von Vegetation. Wenige Augenblicke später sahen wir unser Schiff sinken.

Unsere erste Sorge galt dem Aufsuchen von Lebensmitteln, und wir durchforschten den Ort, an dem wir uns befanden. Ein in den Sand gebohrtes Loch brachte brakisches Wasser in großer Menge zu Tag; aber das war auch alles. Wäre unsere Lage nicht gar so traurig gewesen, so hätte man sie komisch finden können. Wir hatten alle kein anderes Kleidungsstück als Hemd und Hose; die beiden jungen Damen, meine Schutzbefohlenen, waren im Nachtgewande und hatten nichts an als Jacke und Beinkleid von Linnen; aber es war uns nicht scherzhaft zu Mute. Unser kleiner Vorrat ging auf die Neige. Düstere Trauer beschlich uns; der Hunger machte sich schmerzlich fühlbar, und unter Murren wies man schon auf die Damen und ihre Dienerin, eine Negerin, als zu verspeisende Opfer. Ich war entschlossen, sie mit der geringen Kraft, die mir geblieben war, zu verteidigen.

Inzwischen bemerkten wir, daß die Inseln in der Nähe bewohnt seien; wir schöpften neue Hoffnung und beeilten uns, Zeichen zu geben, die auch erwidert wurden. Bald bemerkte man eine große Bewegung an den Ufern der größten unter diesen Inseln. Eine große Anzahl von Booten kam in Sicht. Die Boote vereinigten sich und kamen auf uns zu. Wir erwarteten sie schußbereit. Als die Insulaner in Hörweite kamen, ließen wir ihnen durch die Negerin, die uns als Dolmetsch diente, sagen, nur ihr Anführer dürfe landen. Er kam; es war ein kleiner, lahmer Mann; er sprach portugiesisch. Er sagte uns, wir befänden uns auf einer der Malediven-Inseln. Die Schiffsoffiziere hatten sich in ihrer Berechnung stark geirrt. Auf die Frage, wie weit es bis zur Insel des Königs sei, und ob europäische Schiffe dort liegen, erwiderte er, die Entfernung bis zur Insel des Königs betrage vierzig Meilen; es seien keine Fremden da; er werde uns beschützen, wenn man uns angreife, und er habe den König schon von dem Schiffbruch eines großen Fahrzeugs an der Küste benachrichtigt.

Wir verlangten Nahrungsmittel und zeigten ihm Piaster; er verkaufte uns ein Kupfergefäß voll Reis, das wir schleunigst annahmen, und versprach uns für den nächsten Tag Lebensmittel. Er ließ uns drei Tage in grausamer Weise warten, und als er erschien, mußten wir aus der Menge von bewaffneten kleinen Fahrzeugen, die unser Inselchen um-

schwärmten, schließen, er habe, durch den Anblick unserer Piaster gereizt, aus Habsucht die Zwischenzeit nur zu Vorbereitungen benützt, um uns den Garaus zu machen. Unsere kleine Schar stellte sich in Reih und Glied und hielt sich stramm. Von unserer Haltung eingeschüchtert, hielten sich die Barbaren auf unsere drohende Verwarnung in respektvoller Entfernung.

Der Häuptling landete ohne Begleitung, versicherte uns, wir befänden uns über ihre Absichten im Irrtum, und die Instruktionen des Königs, die er noch immer erwarte, hätten nur seine Rückkehr verzögert. Er füllte das Gefäß, das er uns gegeben hatte, mit Reis, fügte einige Kokosnüsse hinzu und zog sich nach einem langen Zwiegespräch mit der Negerin, die er angeblich über ihre Heimat befragen wollte, zurück.

Die Negerin eröffnete uns, daß er ihr versprochen hätte, sie zu heiraten und sein Vermögen mit ihr zu teilen, wenn sie unser Brunnenwasser, das einzige Getränk, das uns geblieben war, vergiften wolle, und er werde ihr am nächsten Tage Schmucksachen und Gift bringen. Er kam wirklich in einem kleinen Boot, nur von wenigen Ruderern begleitet, um keinen Verdacht zu erregen. Wir ergriffen ihn; die Negerin hielt ihm seine verbrecherische Absicht vor. Erschreckt bat er um sein Leben und schwor, er werde uns auf seinem größten Fahrzeug nach der Insel des Königs fahren. Wir brauchten ihn, wir mußten ihn schonen; wenn wir ohne ihn unser Inselchen verlassen wollten, so liefen wir Gefahr, von seinen Leuten auf offener See in unserem armseligen Floß oder beim Landen an einer Küste angegriffen zu werden, und wir hatten dann nicht einmal Wasser. Wir ließen ihn also ziehen.

Während wir ihn erwarteten, kam ein vom König gesandtes Fahrzeug, dessen Absendung auf die Nachricht von unserem Schiffbruch von den europäischen Kapitänen gefordert worden war, und brachte uns Kleider und Lebensmittel aller Art. Wir verließen somit diese kleine Wüste, genannt Hymete.

Nach rascher Fahrt durch einen Archipel mit zahllosen Inseln erreichten wir die Insel des Königs, Male genannt, an deren Landungsplatz wir die Kapitäne der im Hafen liegenden englischen und französischen Schiffe fanden. Die Intendantin und Fräulein Goupille, die so viel

gelitten hatten, wurden auf einem Tragsessel mit einer Art Thronhimmel von vier Sklaven getragen. Wir folgten, und der Zug setzte sich unter Geschützsalven nach dem Königspalast in Bewegung. Große, aber niedrige, mit Tuch ausgeschlagene Zimmer wurden uns angewiesen, und bald kam der Bruder des Königs, prächtig angethan in einem Gewand von Musselin, mit Goldflitter verziert und Goldborten verbrämt, von vier Sklaven gefolgt, die auf einer Lackschüssel gebratene schwarze Hühner, zu einer Pyramide auf einander getürmt, trugen. Verschiedene Bäckereien und andere Leckerbissen nebst Früchten vervollständigten das Mahl. Er bewirtete uns mit Grazie und sprach dabei ganz gutes Französisch. Er hatte Hindostan bereist. Sein Bruder hatte ihm alle Verwaltungs- und Handelsangelegenheiten überlassen; er war höflich, während der König, unwissend und grausam, als Despot in seinem Palaste lebte, mit militärischen Dingen beschäftigt, wie er sagte, gleich anderen Königen in nichttropischen Ländern. Obgleich sehr beschäftigt, fand er doch Zeit, der Intendantin einen Besuch abzustatten. Seine schwarze Majestät, von abstoßendem Aeußern, präsentirte sich in Goldbrokat mit einem von Edelsteinen blitzenden Turban und ergriff, nachdem sie sich niedergelassen, die Hand der Intendantin, legte sie ans Herz, küßte sie und zog sich zurück, von einem Dutzend Soldaten begleitet, die teils mit schadhaften Gewehren, teils mit halb zerbrochenen Säbeln bewaffnet waren. Die Königin besuchte auch die Intendantin; sie war ein Aschenbrödel, noch jung, aber schmutzig und häßlich.

Der König machte nach Landessitte gegen Mitternacht der Intendantin einen zweiten Besuch. Dabei hat er wohl nicht nur eine Erklärung gewagt, sondern ist auch handgreiflich geworden. Wir befanden uns hinter dem Vorhang, glaubten aber als wohlerzogene Leute nichts sehen zu sollen von den Angriffen der geilen Majestät. Der König begleitete seine Zärtlichkeiten mit Geschenken nach seiner Art. Alles wurde mit Grazie, selbst mit Dankbarkeit angenommen; es schien, als hielte die Frau Intendantin den König nicht mehr für ein solches Monstrum wie vorher.

Ich benützte meinen Aufenthalt im Lande, um es gründlich kennen zu lernen. Der König führt den Titel eines „Sultans von zwölftausend

Inseln" und bekennt sich zur Lehre Mohammeds. Sein Volk geht fast ganz nackt; sein Königreich produzirt nur Früchte und etwas Gemüse. Aus der Rinde der Kokospalme wird ein hübscher, leichter Stoff bereitet. Die Fischerei von Muttermuscheln (Venusschnecken), „cauris", wird von den Frauen stark betrieben. Bei mehreren Völkern von Bengalen dienen diese cauris als Geldmünzen. Die Zubereitung trägt dazu bei, diese von Natur ungesunden Inseln zu verpesten; der Geruch ist nur für Eingeborene erträglich. In diesen Gegenden bilden die Fledermäuse eine förmliche Bevölkerung und zwar die beträchtlichste. Es herrschte ein Fieber, das viele Symptome mit dem gelben Fieber gemein hat. Die Kranken bekamen einen geschwollenen Leib und starben nach wenigen Tagen. Auf einem Schiffe blieben infolge dieser Krankheit, „labat", von einer über sechzig Personen starken Mannschaft nur fünfzehn am Leben. Einmal war ich Zeuge eines sonderbaren Heilverfahrens. Ein Eingeborener war an dem Fieber gefährlich erkrankt; drei Freunde und Verwandte packten ihn mit Gewalt, zwei faßten ihn bei den Armen und rannten mit ihm davon, während ihn der dritte mit Ruten peitschte, trotz allen Wehgeheuls, so lange, bis das Blut über den Rücken strömte. Dann legte man ihn wieder nieder und rieb ihn mit einem Erdöl ein. Man gab ihm heißen Aufguß von Kräutern des Landes zu trinken. Vier Tage später war der Mann gesund. Ich schreibe diese Beobachtung für die Aerzte nieder, nicht für die Politiker, die vielleicht daraus eine Berechtigung für die Mißhandlung der Menschen ableiten könnten. Wenn gewisse Methoden für Wilde passen, so passen sie darum noch nicht für Zivilisirte.

Von der Epidemie glücklich verschont, ebenso wie Frau Chevreau und Fräulein Goupille, wartete ich mit Ungeduld auf den Augenblick, der mich den Malediveninseln entführen würde.

Der Schiffrheder de Thermillier hatte sich bei der Verteidigung des Landes gegen die Malabaren Verdienste erworben und stand in großem Ansehen, auch beim König, so daß ihm gestattet wurde, uns auf einem seiner Schiffe nach Pondichéry bringen zu lassen. Mai 1777.

Drittes Kapitel.

General Bellecombe. — Der Schnurrbart. — Er kommt an Stelle Law de Lauristons. — Zustand der Kolonie. — Haider Ali Khan. — Die Engländer dringen ein. — Belagerung. — Tronjolis Fehler. — Kapitulation. — Madras. — Der Nabob von Arcate. — Die Engländer erweisen ihm Ehre. — Willkür ihrer Verwaltung. — Der „chabouc“. — Tigerjagd. — Rückkehr nach der Ile de France. — de Chabrillane stirbt. — de Souillac. — Insel Bourbon. — Feste für de Bellecombe. — Abreise nach Frankreich. — Englischer Kommissär. — Ein Mönch. — Fataler Irrtum. — Kanonade. — Unverschämtheit von zwei englischen Offizieren. — Kapitän Homus. — Wir landen in Cadix. — Wiedersehen. — Ankunft in Marseille. — de Pléville. — Ich gehe in die Provence. — „Amours du Vicomte de Barras“.

Das Gouvernement von Pondichéry war im Jahre 1777 Herrn von Bellecombe anvertraut. Dieser General, der seine kriegerische Laufbahn als einfacher Grenadier begonnen hatte, zeichnete sich mehrfach im Krieg von Kanada aus. Er war seinerzeit ein schöner Soldat. Nachdem er Offizier geworden war, ging er nach Paris. Ein sonderbarer Umstand hat zu seinem Glück beigetragen; sein gutes Aussehen, besonders sein Schnurrbart, war Herrn von Choiseul aufgefallen; er sprach mit dem König davon und dieser sagte: „Ich will ihn Sonntag sehen, in der Galerie.“ Choiseul benachrichtigte Bellecombe, der es für schicklich hielt, bei Hof ohne Schnurrbart zu erscheinen, und sich ihn deßhalb abnehmen ließ. Choiseul, der ihn erwartete, war über die Metamorphose erstaunt, machte aber den König doch aufmerksam auf ihn, und dieser fragte im Vorübergehen: „Wo ist denn sein Schnurrbart?“ Nichtsdestoweniger wurde Bellecombe bei Hof gut aufgenommen.

Nachdem Bellecombe mit Ehren im Dienst aufgestiegen war, wurde er Kommandant in Bourbon und dann Gouverneur in Pondichéry. Er kam

an die Stelle von Law de Lauriston. Ein Unglücksname für Frankreich in verschiedenen Epochen. Dieser Law beschäftigte sich mehr mit seinen eigenen Interessen als mit denen des Vaterlands und betrieb Handelsspekulationen; er verstand nichts von militärischem Verwaltungsdienst, wurde aber doch zum Brigadier ernannt. Es gibt eine Art von Intriganten, deren schlechte Streiche man nur mit neuen Belohnungen straft. Law und seine Frau, beide in England geboren, standen unter dem Einflusse dieser Macht. Sie hatten die für dringende Verbesserungen bestimmten Gelder auf die Seite geschafft. Die Befestigungswerke von Pondichéry waren verfallen. Bellecombe hatte nach einem solchen Vorgänger viel zu thun.

Er schritt unverzüglich zur Ausbesserung der Befestigungswerke, sorgte für bessere Verproviantirung, Ergänzung der Kriegsvorräte, regelte den Korrespondenzdienst, schloß mit indischen Fürsten, so mit Haider Ali Khan, günstige Verträge. Auch die Wiedererweckung des militärischen Geistes, der durch das Vorherrschen der Banjanen erloschen war, war Bellecombes Werk.

Der englische Einfluß in Pondichéry wurde gelähmt, der herrschende Handelsgeist ausgetrieben; ein ernster militärischer Geist trat an die Stelle, den die indischen Nabobs zu schätzen wußten.

Inzwischen organisirten die Engländer in Madras eine Armee. Bellecombe verlangte Erklärungen darüber; als Antwort wurden zwanzigtausend Mann gesandt, die eine Meile von der Stadt, am Abhang eines Hügels, genannt Périmbé, lagerten; ohne vorherige Kriegserklärung sandten sie die Aufforderung zur Uebergabe der Stadt an die überlegenen englischen Streitkräfte. Der empörende Vorschlag wurde einfach zurückgewiesen; die englische Armee umzingelte nun die Stadt, deckte sich mit aufgeworfenen Verschanzungen und eröffnete, den Angriff auf zwei wichtige Punkte richtend, unter dem mörderischen Feuer der Batterien, Laufgräben; der Kampf auf beiden Seiten war ein erbitterter. Die überlegene englische Artillerie trug den Sieg davon; bald war in unsere beiden stärksten Befestigungspunkte Bresche gelegt.

Juli 1778.

Unsere Artillerie, unter Oberst du Barry, setzte dem Feinde stark zu; dieser bewarf uns ununterbrochen mit Bomben, die aber in der großen

Stadt mit ihren breiten Straßen verhältnismäßig wenig Schaden anrichteten. Alle Tapferkeit konnte uns schließlich nicht helfen. Nach sechzigtägiger Belagerung war die Stadt genommen, unsere Kanonen demontirt, der Kriegs- und Mundvorrat erschöpft, die Garnison durch starke Verluste reduzirt. Unser Geschwader, bestehend aus dem Admiralschiff „Le Brillant" unter dem Kommando des Herrn von Tronjoli, zwei prächtigen Fregatten und einigen für Kriegszwecke ausgerüsteten Handelsschiffen, hatte nach einem Sieg über englische Kriegsschiffe, die den Kampf provocirt hatten, die Rhede von Pondichéry dem ausdrücklichen Verbot Bellecombes entgegen verlassen, so daß die englischen Schiffe, nachdem sie in Madras wieder in stand gesetzt worden, der englischen Landarmee ungestört Munition und Lebensmittel zuführen konnten.

Oktober 1778.

Ein Kriegsrat wurde berufen, und man beschloß einstimmig, zu kapituliren. Es war am 18. Oktober 1778. Die Garnison wurde mit militärischen Ehren nach Madras gebracht, um dort die Rückkehr nach Frankreich abzuwarten. Ich folgte meinem Regiment nach Madras.*)

Diese stark bevölkerte Kolonie, durch ausgedehnten Handel reich und blühend, ist durch die Feste St. Georg geschützt, welche der tapfere Lally an der Spitze seiner Grenadiere einst im Sturm genommen hat. Der Reisende ist überrascht von der Pracht und Schönheit der Paläste. Einen der größten bewohnt der Nabob von Arcate. Er hält zahlreichen und glänzenden Hofstaat. Die Engländer halten ihm eine Ehrengarde, die ihn stets begleitet und dem erlauchten Gefangenen alle Ehren erweist. Seine Majestät war ein glänzend besoldeter Sklave, dessen Staaten man verwaltete. Der wirkliche König war der englische Gouverneur, wenn er auch dem Nabob seine Reverenz machte. Der Nabob zeigte sich nie ohne königliche Attribute; seinem Wagen schritten prächtige Tiger voraus, von weißgekleideten Indiern mit farbigen Fahnen an Bändern geführt.

Einige Meilen von Madras entfernt liegt die Feste Pont Damalé, von einem jungen englischen Offizier befehligt, der mich mit Auszeichnung behandelte. Pont Damalé war ein Sammelpunkt der Jäger, und der Gouverneur von Madras selbst lud mich dahin ein, infolge der

*) Siehe im Anhang unter I den eigenhändigen, viel ausführlicheren Bericht Barras' über die Belagerung von Pondichéry. (G. D.)

Empfehlung durch die englische Familie Flucher, der ich auf der Ile de France einen Dienst zu erweisen in der Lage war. Ich ward dort Zeuge eines Vorgangs, der beweist, welcher Willkür die Engländer, die stets die Freiheit im Munde führen, bei ihrer Verwaltung fähig sind. Der Festungskommandant, unzufrieden mit einem seiner Lieferanten, ließ ihn durch zwei Soldaten vorführen, machte ihm wegen seiner Nachlässigkeiten Vorwürfe und verurteilte ihn zu einer hohen Geldbuße. Der Mann weigerte sich, zu zahlen. „Man binde ihn!“ rief der Kommandant. Der Lieferant bekam den „chabouc“ zu kosten. Einige Augenblicke hielt er es aus; er war reich, aber er schwur, er habe nur hundert Rupien. „Ich will fünfhundert,“ sagte der Kommandant, „schlagt zu!“ Und nieder sausen die Peitschenhiebe. Der Unglückliche verspricht, zu zahlen; aber zu Hause angekommen, läßt er seinen Unterlieferanten an sein Bett rufen. „Sie sehen,“ sagt er ihm, „wie man mir mitgespielt hat; ich muß fünfhundert Rupien zahlen, ich brauche zweihundert dazu.“ Nun spielt sich hier dieselbe Scene ab wie oben, und es wird gezahlt. So wird die Justiz von den Engländern in Indien gehandhabt.

Die indischen Fürsten jagen zuweilen den Tiger. Dies geschieht wie folgt: Der Tiger wird von Treibern aus dem Wald gejagt und verfängt sich in den aufgestellten Netzen: mitten in einem großen freien Platz wird eine transportable Galerie aufgestellt für den Prinzen und seinen Hof; ein Indier tritt auf, sein nackter Körper ist mit einer Art von Oel beschmiert, das die athletischen Glieder zugleich stark und geschmeidig macht; in der linken Hand trägt er einen Rundschild, in der andern einen zweischneidigen Dolch; er reizt den Tiger, der auf ihn losstürzt und die Tatzen auf den Rundschild schlägt, und schnell wie der Blitz stößt der Indier ihm seinen Dolch in den Leib; das Tier wälzt sich brüllend am Boden und verendet; der Indier macht noch ein paar Sprünge, empfängt seinen Lohn, grüßt und zieht sich zurück.

Bei meiner Ankunft in Pondichéry hatte mich Bellecombe der Jägercompagnie zugeteilt. Nach der Belagerung, bei welchem Anlasse er mir seine besondere Zufriedenheit aussprach, und während meines Aufenthaltes in Madras nahm mein Nervenleiden gefahrdrohende Dimensionen an. Ich erbat von Bellecombe, der in Pondichéry geblieben war, die

Erlaubnis, de Chabrillane zu besuchen, dessen Briefe von aufrichtigem Wohlwollen für mich zeugten. Bellecombe erklärte sich einverstanden, und ich benützte die Abreise des Intendanten von Pondichéry und seiner Frau nach der Ile de France und schloß mich ihnen an. Ich befand mich somit zum zweitenmal mit Frau Chevreau auf einer Seereise; diese aber verlief glücklicher als unsere erste; wir gingen am 17. April 1779 unter Segel und legten uns in Port Louis am 28. Mai vor Anker. Ich eilte zum Regierungspalast. Wie schmerzlich mußte es mich überraschen, zu erfahren, de Chabrillane sei plötzlich gestorben. De Souillac war sein Nachfolger; er nahm mich gütig bei sich auf. Ich hörte, daß die Seeleute, welche die Rhede von Pondichéry zur Zeit der Belagerung verlassen hatten, reiche Ladungen von Spezereien und Stoffen, die sie aus dem Admiralschiff gerettet, hierher zum Verkaufe gebracht hatten. Also spielte die Habsucht eine Rolle bei unserem Verlust einer wichtigen Besitzung in Indien! Als ein englisches Schiff mit Herrn und Frau Bellecombe samt dem Generalstab anlief, ging ich an Bord und erreichte nach einer Fahrt von vierundzwanzig Stunden die Bourboneninsel. Bellecombe schien hocherfreut, mich wieder zu sehen, und überhäufte mich mit Freundschaftsbezeugungen.

April 1779.

Mai 1779.

Mein Aufenthalt auf der Bourboneninsel, wo Bellecombe früher das Kommando geführt hatte, gab mir reichlich Gelegenheit, zu bewundern, wie väterlich dieser erfahrene Soldat, der jetzt wieder bei der hartnäckigen Verteidigung von Pondichéry neuen Ruhm geerntet, dort seines Amtes gewaltet hatte.

Ueberall flogen ihm die Herzen entgegen, überall gab man ihm zu Ehren Feste. So äußert sich die aufrichtige Anerkennung einer großen Bevölkerung in warmen Huldigungen; derlei Festlichkeiten haben nichts gemein mit solchen, wie sie in Europa auf Kosten des Volkes von liebedienerischen Beamten den Machthabern bereitet werden: traurige Festlichkeiten, bei denen die Unterdrückten die Kosten zahlen und Freude heucheln müssen, während sie lieber ihr Elend beklagten!

Bellecombe beschleunigte seine Rückkehr nach Frankreich, weil sich seine Bescheidenheit gegen die Fortsetzung der wenn auch wohlverdienten Huldigungen sträubte. Er ließ ein in Marseille gebautes großes Schiff

„La Sartine“ zur Abfahrt rüsten. Ich sollte mich mit seiner Familie einschiffen. Das Schiff hatte einen englischen Kommissär an Bord, einen kleinen Beamten der ostindischen Compagnie, der für nichts anderes Sinn hatte als für seine Bureauarbeiten und für Geld. Unwissend und eitel, wie er war, diente er dem Generalstabe und selbst der Mannschaft zum Gespötte. Man nannte ihn nur „Mister Conjon“. Noch eine andere Karikatur gab es an Bord: einen Mönch, einen gottlosen Spieler und Trunkenbold, der alle Welt anpumpte. Dagegen bot uns die Güte, Anmut und Liebenswürdigkeit der Bellecombes reichliche Entschädigung.

Nachdem die Waffenstillstandsflaggen gehißt waren, segelten wir nach dem Kap der guten Hoffnung; dort nahmen wir Lebensmittel ein, und es wurde auch mancherlei am Schiffe ausgebessert. *November 1779.*

Nach glücklicher Fahrt begegneten wir einem englischen Kriegsschiff auf der Höhe von Kap St. Vincent. Ganz nahe an uns herangekommen, feuerte es auf uns, die wir unter der Flagge des Waffenstillstandes fuhren und uns nicht verteidigen konnten. Unser Kapitän und neun Leute von der Mannschaft fanden dabei den Tod. *Mai 1780.*

Während dieses Vorgangs verkroch sich unser englischer Kommissär in dem untern Schiffsraum. Das Feuer wurde fortgesetzt; das durchlöcherte Schiff ließ von allen Seiten Wasser ein und drohte zu sinken. Die Verwirrung war so groß, daß niemand daran dachte, etwas zu thun. Da kam mir der Gedanke, die Feindseligkeiten könnten darin ihren Grund haben, daß man die Farben der Parlamentärflagge nicht unterscheiden konnte. Es fiel mir ein, die vom Hinterteil des Schiffes wehende französische Flagge herunterzulassen, und sofort wurde das Feuer eingestellt. Kapitän Homm glaubte einen guten Fang gemacht zu haben und sandte sogleich einige Boote an unser Schiff. Jetzt schlüpfte endlich der englische Kommissär aus seinem Versteck und rief seinen Landsleuten zu: „Seht ihr denn nicht die Farben an unseren Masten? Ihr seid Mörder!“

Die Offiziere waren nicht wenig erstaunt über diese Entdeckung und sandten einen zum Kapitän, um ihn von der Sachlage zu unterrichten. Homm sprach uns sein Bedauern aus. Was uns am dringendsten notthat, war die Ausbesserung unseres Schiffes; Homm ließ das zum Kalfatern Erforderliche bringen.

Wir stopften sofort die Löcher, um uns über Wasser zu halten. Während dieser Arbeiten kamen zwei englische Offiziere auf Deck — Tote und Verwundete lagen noch umher — und wollten uns, wie es schien, mit ihren Prahlereien provociren. Die Mannschaft schrie entrüstet: „Hängen wir die Schufte!“ — „Bravo!“ sagte ich, „einen Strick und die Raa herunter!“ Man kletterte auf die Maste; da stürzten die Offiziere nach ihrem Boot und flüchteten auf ihr Schiff.

Homm war der Stellvertreter des Kapitäns; dieser, Rodney, war einer Krankheit halber in Lissabon zurückgeblieben. Nachdem er uns in einen so verzweifelten Zustand versetzt hatte, wollte er uns wenigstens das Geleite geben, bis Cadix in Sicht käme; aber mitten in der Nacht verschwand er. Wir pumpten Tag und Nacht und erreichten schließlich den Hafen von Cadix.

Mai 1780.

Etwa vierzig Jahre später fand ich in Louvain einen der vorerwähnten englischen Offiziere als Vater einer zahlreichen Familie, Besitzer von Fabriken, in angesehener Stellung wieder; er erinnerte mich an den erzählten Vorfall; seinen Schrecken damals hatte er bis jetzt nicht vergessen; er sagte mir, daß mein Verhalten sowie meine unabhängigen, fast republikanischen Ansichten seine volle Sympathie und Hochachtung gefunden hätten. Diese Gesinnungen knüpften mit jener Erinnerung seitdem ein doppeltes Band zwischen uns; ich war glücklich, ihn in Wohlstand zu sehen; er war mir ein Trost im Unglück. Es war dies zur Zeit, als Bonaparte mich verfolgte. Hier muß ich mich im Zaume halten, um meiner Erzählung nicht vorzugreifen.

Mai 1780.

Als unser Schiff wieder in stand gesetzt war, lenkten wir die Fahrt gegen Marseille. Wir scheiterten beim Einlaufen in den Hafen durch die Ungeschicklichkeit des Stellvertreters für den Kapitän Dallés, der beim Kap St. Vincent den Tod gefunden hatte. Dem trotz seinem hölzernen Bein sehr beweglichen Hafenkapitän de Pléville gelang es, uns durch ihm geläufige Manöver glücklich an den Quai zu bugsiren.

Bellecombe reiste nach Paris, und ich begab mich nach der Provence, um mich unter dem väterlichen Dache von meinem Nervenleiden zu erholen, woran ich von frühester Jugend an litt und das mich mein ganzes Leben lang quälte. Ein Leiden, das mir wohl angeboren war:

Wenn wir Buffon glauben dürfen, so vererben sich derlei Leiden von einem Geschlecht auf das andere. Meine Mutter starb an einem ähnlichen Leiden, aber sie erreichte ein Alter von sechsundachtzig Jahren. Ich glaube nicht, daß ich bei meinem Leiden so alt werde. Sie hat mir immer Bäder angeraten; sie hat mich auch zur Reise nach Indien bestimmt, dessen Klima ich so liebte, und wo, wie ich glaube, mir manche freundliche Erinnerung bewahrt wird.

Ein Skribent, der sicher nicht den Beruf hatte, meine Geschichte zu schreiben, hat unter dem Titel „Amours du Vicomte de Barras" drei Bände erscheinen lassen, worin er mich in Indien die romantischsten Abenteuer erleben läßt. Was mir in jenen Ländern begegnete, habe ich getreulich berichtet, und ich kann nur sagen, daß erwähnte Erzählung wie andere ähnliche nur abgeschmackte Erfindungen sind. Ich habe von dem Schreiber jener Legenden Auskunft über die Beweggründe seiner Veröffentlichung verlangt, und was er mir erwiderte, kann bei Leuten seinesgleichen kaum überraschen. Der angebliche Baron von B... erwiderte, er habe Frau und Kinder, und wiederholte das bekannte Wort: „Ich muß doch leben," worauf ich freilich hätte antworten können: „Ich sehe die Notwendigkeit nicht ein."



Viertes Kapitel.

Unkluge, aber noble Freimütigkeit des Herrn von Bellecombe. — Marine-Bureaukratie. — Law, Coutenseau, Duplessis, de Serre, Villette und Valorie. — Bellecombe fällt in Ungnade. — Man schickt ihn nach San Domingo. — Graf von Bussy, die Puppe. — Englands Einfluß auf unsere Regierung. — Ich komme in Paris an. — Zusammenkunft mit Bellecombe. — Seine politischen Ansichten. — Seine Freundschaft für mich. — Ich gehe zu meinem Regiment nach Brest. — De Conway. — Admiral Barras de la Penne, mein Onkel. — Sein Luxus. — Ich schiffe mich ein. — De Suffren. — Sao Thiago. — Bai von Praya. — Seeschlacht. — de Forbin. — du Chillaut. — Niederlage. — Wir berühren das Kap. — De Suffren setzt seine Fahrt nach Indien fort. — Er verläßt das Regiment von Pondichéry. — Wichtige Persönlichkeiten am Kap. — Noch einmal Bussy. — Seine Lächerlichkeiten. — Die „Armada." — Habsucht französischer Offiziere. — Ein scharfes Wort von Haider Ali Khan. — Schlacht von Gondelour. — D'Oselise, Duchemin und d'Albignac. — Plumpe List gegen den Gouverneur von Trinquemale. — Wir räumen Indien. — Kompensationen in Amerika. — Ludwig XVI., sein Herz, seine Ansichten, seine Lage. — Ich kehre mit Depeschen für das Ministerium nach Frankreich zurück.

Herr von Bellecombe, ebenso unerfahren in Hofsachen wie erfahren in Kriegsangelegenheiten, beging nach seiner Ankunft in Paris die Unvorsichtigkeit, dem Minister alle Fehler seiner Vorgänger aufzudecken. Viele von diesen Herren hatten Beziehungen zur hohen Pariser Bureaukratie, zum Minister, zu seiner Maitresse, die sie mit Geschenken überhäuften. Die meisten dieser Erpresser standen in Diensten der indischen Compagnie. Es gab Leute in hohen Stellungen, die von ihnen gewonnen, das heißt erkauft waren. Da war Herr Law, von dem ich schon gesprochen habe, die Herren Coutenseau, Duplessis und de Serre, die nie beim Militär gedient hatten, dann gab es auch einige übel beleumundete Intriganten, wie Villette, Valorie, am Hof.

Bellecombe machte sich Feinde durch einige Sarkasmen; damit

revanchirte er sich gewissermaßen für seine Gutmütigkeit; während der Belagerung von Pondichéry hatte er die Betreffenden in die Kassematten geschickt, die sie erst verließen, nachdem die Engländer das Feuer eingestellt hatten.

Bellecombe konnte gegen die Marine-Bureaukratie nicht ankämpfen; er hatte ja nichts für sich als seine Geradheit und Tüchtigkeit; er fiel in Ungnade; man wollte ihn aus Paris und von Indien weg haben. So wurde er als Gouverneur nach San Domingo geschickt. Solcher Maßregeln wie die gegen Bellecombe gab es auch in der Folge nicht wenige. Ich sah ihn hier zum letztenmal. Ich kann es nicht vergessen, wie er mir guten Rat, und vor allem, wie er mir ein gutes Beispiel gab — er war auch der Ansicht, daß ich Nutzen daraus gezogen — und wie er meinem Vater seit seiner Rückkehr nach Frankreich Briefe voller Freundschaft schrieb. Zu jener Zeit, ich darf es wohl sagen, erhielt ich von allen Vorgesetzten Anerkennung; das gehört zu meinen angenehmen Erinnerungen.

Der Minister ersetzte ihn durch den Grafen de Bussy, zubenannt „die Puppe". Man bewilligte diesem unfähigen Greis einen Generalstab nach seiner Wahl, vertraute ihm eine Armee von über 25000 Mann, durch Bureauschreiber organisirt, die den Interessen französischer und englischer Compagnien in Indien, die damals zusammenhielten, dienten. Man merkte besonders bei dieser Wahl den Einfluß von England bei der Ernennung von Chefs, die bei der Armee kein Vertrauen genossen. Auf diese Weise bereitete diese Macht ihre Erfolge vor, die sich bald einstellten.

1780. Durch Herrn d'Albignac von der bevorstehenden Einschiffung des Regiments von Pondichéry benachrichtigt, traf ich aus der Provence einige Tage vor der Abreise Bellecombes nach San Domingo in Paris ein und eilte sogleich zu ihm, um ihm zu sagen, wie leid es mir thue, daß man ihm so schweres Unrecht zugefügt. Er sagte mir alles voraus, wie es in der Folge kommen würde. Es war klar, man wollte den durch seine militärischen Kenntnisse ausgezeichneten General, der tapfer und seinem Vaterlande ergeben war, aus Indien entfernen, weil man fürchtete, daß er Frankreich dort wieder das Uebergewicht über England verschaffen

würde. Bellecombe stand in großem Ansehen bei Haider Ali Khan und den anderen indischen Fürsten, mit denen er in Unterhandlungen gegen die Engländer gestanden hatte; er hätte sie durch Verträge als Verbündete gegen England gewonnen und mit ihrer Hilfe die Engländer aus der Halbinsel vertrieben.

März 1781.

Das Regiment von Pondichéry hatte von Herrn von Castries den Befehl erhalten, nach Brest zu marschiren; ich kam dort an mit dem Grafen von Conway, unserem Oberst, Brigadier der Königlichen Armeen.

Mein Onkel, Barras de la Penne, war Kommandant des Hafens. Er hielt ein großes Personal an Bord und in der Stadt. Die hohe Besoldung reichte nicht für seine Bedürfnisse. Er war erst gerade jetzt zum Kommandeur des Ludwigsordens und zum Chef des französischen Geschwaders in den Vereinigten Staaten ernannt und sollte sich bald dahin begeben. Ich trennte mich ungern von meinem Onkel, aber ich mußte mich auf dem „Artésien" einschiffen, einem der fünf Kriegsschiffe unter de Suffren, der, damals nur Divisionschef, die Bestimmung hatte, sich mit unserer Seemacht in Indien unter Admiral d'Orves zu vereinigen.

22. März 1781.

Wir verließen Brest gleichzeitig mit dem großen Antillen-Geschwader unter de Grasse, der sich bald von uns trennte und die Richtung nach

April 1781.

Amerika einschlug. Auf unserer Fahrt kam eine der Inseln des Kap Verde, Sao Thiago, in Sicht; dort vermutete man fünf englische Schiffe unter dem Kommando von Johnston, jedes mit 50 bis 60 Kanonen bewaffnet, vor Anker, die mit einer reichen Ladung von Kriegsvorrat zu der Flotte des Admirals Hughes an der Küste von Koromandel stoßen sollten. Mit der Verstärkung durch die fünf Kriegsschiffe wäre die englische Flotte der unsrigen unter d'Orves überlegen gewesen. Am 16. morgens wurden die englischen Schiffe signalisirt. De Suffren stellte die Transportschiffe unter den Schutz unserer Fregatten; wir machten uns kampfbereit. Würden wir die Nacht abgewartet haben, so hätten wir den Feind überrascht. Durch die vielen Transportschiffe, die in der Bai de la Praya verankert lagen, behindert, hätten die Gegner nicht Zeit gehabt, sich vorzubereiten, und die portugiesischen Batterien hätten uns nicht von der Küste aus beschießen können. Außerdem übereilte de Suffren den Angriff. Sobald er den Feind bemerkte, beorderte er das

Geschwader in die Bai vor. Zwei unserer Schiffe, das eine von de Forbin, das andere von du Chillaut kommandirt, wurden vom Wind zurückgetrieben; de Suffren wartete die Vereinigung mit ihnen nicht ab, so daß nur drei ins Treffen kamen: das Admiralschiff „Héros“ mit 24 Kanonen, „Annibal“ und „Artésien“ von gleicher Stärke. Im Nu waren wir von achtzig Segeln umringt. Die Transportschiffe und die Küstenbatterien unterstützten das Feuer der englischen Kriegsschiffe. Unsere drei Schiffe waren bald von einander getrennt, durchlöchert und zerschossen. „L'Artésien“, auf dem ich mich befand, verlor seinen Kapitän, wurde aber durch eine Landbrise glücklich zur Bai hinausgetrieben und konnte sich retten. „Heros“, von de Suffren kommandirt, konnte nur mit Mühe und Not sich durch die Menge von Fahrzeugen winden und sich glücklich aus der Bai hinausbugsiren. „Annibal“ hatte seine Masten verloren und wäre genommen worden, wenn nicht eine kleine Brigg sich von unseren Transportschiffen getrennt und ihn mit einem geschickten Manöver herausremoquirt hätte. Mit den Transportschiffen lagen unsere Fregatten, Korvetten und zwei Kriegsschiffe vor der Bai, ohne daß sie helfen konnten. Das englische Geschwader hatte auch stark gelitten, ging aber unter Segel und verfolgte de Suffren, der sich zurückzog. De Suffren dirigirte die Transportschiffe mit zwei Fregatten und einer Korvette nach dem Kap der guten Hoffnung und hielt sich trotz dem Unfall wacker. Die sinkende Nacht entzog uns der Verfolgung, und wir konnten an die Ausbesserung der erlittenen Beschädigungen denken. „Annibal“ wurde mit Notmasten versehen und konnte uns folgen, und als es wieder Tag wurde, waren wir schon weit von Sao Thiago weg, und die englische Flotte war verschwunden.

Wir erreichten das Kap am 21. Juni 1781. Bald darauf zeigten sich englische Kriegsschiffe an der Küste. Als sie diese von Franzosen besetzt sahen, setzten sie ihre Fahrt nach Indien fort. De Suffren ließ am Kap Truppen unter dem Grafen Conway, die mit einem holländischen Bataillon unter Oberst Gordon, einem tüchtigen Offizier, die Garnison bildeten, und brach nach der Ile de France auf. Das Geschwader d'Orves lag dort, aber dieser Admiral war gestorben; de Suffren übernahm als der älteste Kapitän das Kommando über unsere zwei vereinigten

Juni 1781.

August 1781.

4. Februar 1782. Geschwader und segelte mit dem Feldmarschall du Chemin nach der Küste von Koromandel. Die Flotte zeigte sich vor Madras.

Die Garnison am Kap unter Graf Conway bestand aus dem Regiment Pondichéry, verstärkt durch Truppen aus dem austrasischen Regiment. Der Hof von Versailles sah für die Flotte wie für die Erhaltung des Besitzes der Ile de France und Indiens in dem des Kaps eine Lebensbedingung und hatte uns deshalb hingeschickt, um es gegen Angriffe der Engländer zu verteidigen.

Zur Zeit meiner Ankunft war der Gouverneur vom Kap der guten Hoffnung ein plumper Holländer, Namens Pletinberg von der holländischen indischen Compagnie. Seine Frau hielt sich durch ihren starken Leibesumfang für berechtigt, ebenso grob zu sein wie ihr Gemahl. Diese beiden dünkelhaften Personen lebten ganz isolirt in ihrem Palast und waren von den Einwohnern gefürchtet. Der zweite Gouverneur, Hacker, hatte ein Frau und zwei Töchter; sie empfingen Fremde bei sich und verkehrten gern mit den Franzosen. Auch ich verkehrte mit der Familie und wurde mit Freundschaft und Auszeichnung behandelt. Wagen und Pferde standen zu meiner Verfügung.

Der Fiskal, Boers, ein tüchtiger Arbeiter, verwaltete das Land; er war gerecht und duldsam, einsichtig und höflich, er empfing gewählte Gesellschaft bei sich. Seine Funktionen waren etwa die eines Intendanten in Frankreich.

Unser Kommandant de Conway, Irländer von Geburt, hatte bei der französischen Armee in den Vereinigten Staaten gedient und ehrenvolle Wunden davongetragen; er war ein tüchtiger Offizier, aber er war ein Despot und hatte eine gewisse Schärfe und Bitterkeit in seinem Wesen, die man einem Nervenleiden zuschrieb; er galt als liebenswürdig, war aber meistens anmaßend. Indessen den Wünschen des Hofes entsprach er, wußte sich auch bei der Bevölkerung beliebt zu machen.

Endlich kam die große, für Indien bestimmte Expedition unter Führung jener lächerlichen Person, die man zum Nachfolger Bellecombes gewählt hatte. De Bussy war eine Art von geschminkter, mit Orden behängter Karikatur. Dieser in jeder Beziehung unfähige, schlottrige Greis hatte nur Sinn für Repräsentation, Aufputz, besonders für Perücken;

eine am Hinterkopfe angebrachte Mechanik zog die Haut zusammen und verminderte die Falten im Gesicht. Nach seiner Ankunft wollte er uns Revue passiren lassen und bat mich, ihm einen Wagen vom Gouverneur Hacker zu verschaffen. So, bequem transportirt, umgeben von seinem Generalstab, Leuten nach seinem Ebenbild, fuhr Herr de Bussy einen Teil unserer Linie ab, und dann, ermüdet von dieser viertelstündigen Fahrt, zog sich der Oberbefehlshaber mit seinen stolzen Waffengefährten zurück. Nachdem diese Komödie abgespielt war, schifften sie sich wieder ein, und die gewaltige „Armada", die Indien erobern sollte, ging unter Segel.

Sobald de Bussy an der Küste von Koromandel gelandet war, wo de Suffren ihn erwartete, kam Haider Ali Khan mit 20000 Mann Kavallerie, um mit ihm zu beraten, wie gegen die Engländer vorzugehen sei. Eine Frage des Zeremoniells schien den Franzosen zunächst die dringlichste Verhandlung zu heischen. De Bussy stützte sich auf einen alten Brauch, demzufolge der Großmogul dem französischen Gouverneur die Ehren der Nabobs zuerkannte. Dann kamen die Ansprüche unserer Generale zur Sprache.

Es handelte sich um die Feldequipirung und den Sold für die Truppen, Bezüge und Gratifikationen für die Offiziere, eine beträchtliche Entschädigungssumme für den Generalstab zu Land und zur See.

Diese Ansprüche waren so übertrieben, daß Haider Ali Khan entrüstet sagte: „Ihr seid gekommen, Geld zu holen; ich brauche nur Eisen gegen meine Feinde. Ihr werdet Geld bekommen, auch Edelsteine; Ihr scheint sehr versessen darauf; aber der Hauptgegenstand unserer Verhandlungen sollte doch der mir vorgelegte, schlecht entworfene Feldzugsplan gegen die Engländer sein. Schlagen wir die Engländer!" Indem er nach diesem Gespräch wieder zu seiner Armee ging, fügte Haider Ali Khan hinzu: „Vielleicht gewinnen die Völker, welche jetzt unter englischer Herrschaft seufzen, nicht viel beim Tausch gegen die Eure" ... „Ich sehe unter diesen Ankömmlingen keinen Dupleix und keinen La Bourdonnais."

Während de Bussy an Altersschwäche in seinem Bett starb, wurde die Schlacht von Gondelour verloren. Hätte das Ministerium Bellecombe oder Cornouet gewählt, die Schlacht wäre ohne Zweifel gewonnen worden. Diese erfahrenen und selbstlosen Generale hätten das Vertrauen von

Haider Ali Khan genossen und die Kenntnisse dieses großen Feldherrn verwertet.

Haider Ali Khan hatte 40000 Mann aufgebracht, mit denen er die englischen Truppen unaufhörlich beunruhigte. Die Engländer hätten sich nicht halten können und sich nach Bengalen gegen den Ganges zurückziehen müssen, wenn die Franzosen mit Haider Ali Khan gemeinschaftlich operirt hätten.

Einige Offiziere zeichneten sich im Verlaufe dieses Krieges aus, der mit de Bussys Tod zu Ende war. So erinnere ich mich gern der Namen der Generale d'Ofélise, du Chemin und d'Albignac, die an Mut mit den Soldaten wetteiferten.

Herr de Suffren war ein unerschrockener Seemann, aber zum Admiral fehlten ihm die nötigen Vorkenntnisse; er schlug sich sehr tapfer mit dem englischen Geschwader des Admirals Hughes und zwang dasselbe immer zum Rückzug, aber er nützte seinen Sieg nicht genug aus, da er den Feind nicht rechtzeitig verfolgte und vernichtete. Der einzige Erfolg, den er hatte, war die Einnahme des wichtigen Hafens Trinquemale, und auch dies hatte er nicht dem Waffenglück, sondern einer groben List zu danken, die ihm gelang. Er gab dem Gouverneur ein glänzendes Fest an Bord, wobei starken Weinen und Liqueurs tüchtig zugesetzt wurde; die Wirkung blieb nicht aus. Der Gouverneur unterzeichnete im Rausch die Kapitulation, und der Platz war gewonnen. Diese Anekdote, die man mir erzählte, wurde mir jüngst vom Admiral du Chillaut bestätigt, dem einzigen, der damals einige Kanonenschüsse auf eine der Hafenbefestigungen abgeben ließ.

August 1782.

Inzwischen hatten die Engländer als Sieger Haider Ali Khan einen schimpflichen Frieden auferlegt, dem edlen Fürsten, der sich für uns geschlagen hatte, und wir mußten Indien räumen, wo wir nur noch drei oder vier Handelsplätze besitzen sollten, in denen unsere Flagge als bescheidenes Zeichen eines Handels aus zweiter Hand wehte, der zudem noch der englischen Willkür unterworfen war.

Ludwig XVI. hatte allen Grund, mit den Leistungen seiner Armee in Indien unzufrieden zu sein, dagegen durfte er mit dem Erfolg der Mitwirkung im amerikanischen Krieg und bei der denkwürdigen Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten um so zufriedener sein.

Diese beiden großen Unternehmungen, die Expedition nach Indien und die Mitwirkung an der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, hätten von fähigen Ministern geleitet werden müssen, die sie nicht in die Gewalt von unwissenden Beamten hätten fallen lassen, von Beamten, die vielleicht sogar ein Interesse am Mißlingen der vom König angeordneten Pläne hatten.

Mit unserem Kommandanten Conway hatte ich zum Schluß noch ein persönliches Zerwürfnis. Er hatte zwei meiner Freunde, die Kapitäne Dufort und Carles, schwer beleidigt, als sie im Dienst waren. Die beiden ehrenhaften Männer wurden verhaftet, auch ich, weil ich ihre Partei ergriffen hatte. Als ich aus dem Arrest kam, meldete ich mich, wie üblich, bei Conway; er lud mich zum Essen ein. Ich lehnte ab. „Sie haben einen dicken Schädel,“ sagte er zu mir, und ich erwiderte: „Sie, General, sind ungerecht gegen die Offiziere; sie sind vielleicht bei der Parade nicht so fein herausgeputzt, aber im Krieg thun sie ihre Schuldigkeit. Ich bitte um die Erlaubnis, nach Europa zurückreisen zu dürfen; bei der Belagerung von Gibraltar hoffe ich, mich der Achtung würdig zu erweisen, mit der Sie mich beehren.“

Am Tag nachher, beim Exerzieren, faßte mich Conway freundschaftlich unter dem Arm und sagte: „Ich schätze Ihren Charakter und Ihre Dienstleistungen; es wird mir eine angenehme Pflicht sein, dem Marine- und Kriegsminister darüber zu berichten. Hier ist nichts mehr zu machen, Indien ist für uns verloren; Ihre Gesundheit leidet unter diesem Klima, reisen Sie direkt nach Paris, ich komme bald nach; ich vertraue Ihnen höchst wichtige Depeschen an für den Marineminister, dem mein Bruder Sie vorstellen wird.“

Conway gab mir auch sehr wichtige, mündliche Instruktionen. Glücklich über unsere Versöhnung verabschiedete ich mich und schiffte mich bei günstigem Wind nach Frankreich ein. März 1783.



Fünftes Kapitel.

Audienz bei de Castries. — Wie er im Zorn unanständig wurde. — Energische Antwort. — De Créqui. — Väterliche Warnung. — De Breteuil. — Meine Antwort. — Meine Demission. — Opposition. — Charakter von de Breteuil und de Castries. — Ein Wort Ludwigs XVI. — D'Agout und Bagneux. — Mein Benehmen gegen die Herren de Castries und de Breteuil.

In Cadix war gerade der Friede mit England proklamirt, als ich dort ankam. Ich verließ diese Stadt bald, um mich nach Paris und dann nach Versailles zu begeben. Herr de Castries empfing mich in Audienz, nahm Kenntnis von dem Inhalt der Depeschen und fragte mich, ob ich ihm sonst noch etwas mitzuteilen hätte. Meinem Auftrag gemäß gab ich ihm in unbefangener Weise ein getreues Bild von den Fehlern, die in seinen Bureaux ihren Ursprung hatten, von den falschen Maßregeln schlecht gewählter Beamten, von den lächerlichen Feldzugsplänen. Ich setzte ihm dann auseinander, wie die Nichtübereinstimmung der Befehle der Regierung, die Unfähigkeit des obersten Feldherrn und seines Generalstabs unsern Ruin verschuldet hatten.

Mai 1783.

Castries wurde bei jedem meiner Worte ungeduldiger und konnte nicht länger an sich halten. „Sie sind noch viel zu jung," sagte er mir, „um sich ein Urteil über mich und selbst über meine Untergeordneten anzumaßen, ich brauche Ihre Ratschläge nicht; es mögen Fehler vorgekommen sein, aber im ganzen stehe ich für alles ein. Ich verbiete Ihnen, solche unpassende Redensarten zu wiederholen." Ich erwiderte dem Marschall und Minister: „Vielleicht habe ich zu freimütig die Wahrheit gesagt. Ich bedaure, daß Sie auf die Aufdeckung von Mißständen nicht mehr Wert legen." Wütend über meine Antwort, griff Castries

nach einem Buch und machte Miene, es mir an den Kopf zu werfen. Ich hatte nicht die Resignation, die man in einer ähnlichen Lage dem Abbé Delille, einem berühmten Dichter, zuschreibt, der, als ihm seine Frau einen Folioband an den Kopf werfen wollte, ihr lächelnd sagte: „Liebes Kind, ich bitte Dich, Deinen Zorn in einem kleineren Format zu bethätigen." — „Keine Handgreiflichkeiten, Herr Marschall!" waren die einzigen Worte, die ich an den Minister richtete; ich nahm gleich ihm eine drohende Haltung an und griff an meinen Degen.

Der Marquis de Créqui, mein Verwandter, hatte im Nebenzimmer diese Scene mit angehört; er kam mit dem Huissier, der infolge des Lärms herbeigeeilt war, und führte mich aus dem Kabinet hinaus. Als wir durch den Saal kamen, erzählte ich einigen Generalen mein Abenteuer; sie drückten mir die Hand und gratulirten mir. Als wir im Hof des Palastes angekommen waren, sagte Créqui zu mir: „Sie sind verloren. Pariren wir den Hieb! Breteuil ist mein Freund, er ist Minister des Königlichen Hauses, er kann jeden Haftbefehl verhindern. Verlieren wir keine Zeit! Sie müssen in Sicherheit gebracht werden, oder Sie marschiren in die Bastille."

Breteuil war schon von allem unterrichtet, als wir am darauf folgenden Morgen zu ihm kamen. Er wollte von mir selber die Einzelheiten meines Streites mit dem Marschall vernehmen, hörte aufmerksam zu und fragte dann: „Was hätten Sie gethan, Herr Baron, wenn der Minister mit dem Buch nach Ihnen geworfen hätte?" „Ich hätte ihn getötet." Bei diesen Worten drückte mir Breteuil die Hand und sagte: „Ihr stolzer Charakter ist mir sympathisch, aber Sie sind zu weit gegangen; er ist reizbar, das ist alles . . . Seien Sie indes unbesorgt, es soll Ihnen nichts geschehen. Kommen Sie morgen früh zu mir . . ." „Mein Freund," sagte er zu Créqui, „Sie und Ihr Verwandter sollen mit mir zufrieden sein." Ich dankte Herrn de Breteuil. Dieser Minister war überhaupt der Beschützer der Jugend; er pflegte deren Streiche gern auf Rechnung der Vorgesetzten und sogar der Eltern zu setzen.

Man wollte mich wieder in die Kolonien schicken; ich machte dagegen meinen schlechten Gesundheitszustand geltend; als man darauf beharrte, reichte ich meine Entlassung beim Marineminister ein. Von den Banden

der Disziplin befreit und im Vertrauen auf den Schutz Breteuils ließ ich mich vielleicht verleiten, etwas heftig gegen Monseigneur loszuziehen, was mir, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, die Ehre verschaffte, als einer jener Unzufriedenen angesehen zu werden, die man später als „Oppositionspartei“, ja sogar als „Regierungsfeinde“ bezeichnete; denn die Minister jener Zeit wollten absolut die Regierung in Person sein, jeden Tadel, den ihre Willkürakte in der öffentlichen Meinung nach sich zogen, als gegen die Person des Königs gerichtet betrachten.

Breteuil und Castries hatten beide den Ehrgeiz, Premierminister zu sein. Breteuil hatte in Verwaltungssachen wie in der Politik Kenntnisse, die man bei dem Mangel an bedeutenden Leuten zu jener Epoche hervorragend nannte. Marschall Castries hatte militärische Prätentionen, die weder seine eigenen Leistungen noch die richtige Schätzung fremder Verdienste rechtfertigten. Man machte ihm den Vorwurf, daß er einen der schönsten Züge von kriegerischem Heroismus nicht bekannt werden lassen wollte: das „Her zu mir, Auvergne, hier sind die Feinde!“ von d'Assas. Castries war ein Mann für den Salon und für den Hofdienst, für sonst nichts. Ludwig XVI. hat ihn richtig beurteilt. Eines Tages kam der Marschall mit seinem Portefeuille. Da sagte der König ganz unumwunden zu ihm: „Ich habe soeben eine Schrift gelesen, worin man mir vorwirft, ich verwende zu viel Zeit auf mechanische Arbeiten. Sie werden darin als ein ebenso unwissender als hochmütiger Minister geschildert. Lernen Sie etwas!“

Castries verließ das Kabinet des Königs in großer Bewegung; als er durch das Vorzimmer schritt, würdigten ihn die Edelleute, welche die strengen Worte gehört haben mochten, keines Blickes. Monsieur, der Bruder des Königs, der die Maxime befolgte, stets gnädig gegen die zu sein, die bei seinem Bruder in Ungnade gefallen waren, wollte dem Marschall einige Teilnahme bezeugen, fand aber eine fast barsche Ablehnung. Dies erzählten mir zwei Zeugen, d'Agoult, Gefreiter bei der Garde, und Bagneux von den „Cent Suisses“, die wie andere die Zurechtweisung des unverschämten Ministers nicht ungern sahen.

Viele Jahre später war ich im Laufe der Revolution in der Lage, Herrn de Breteuil meine Erkenntlichkeit zu beweisen. Marschall de Castries

selber befand sich später auch einmal in einer schwierigen Lage, zu einer Zeit, da ich ihm von Nutzen sein konnte, und er ließ mir die Gerechtigkeit widerfahren, anzuerkennen, daß er nicht vergeblich an meine Großmut appellirt hatte.*)

*) Er ließ mir durch einen Verwandten, den Grafen von Colorques, sein Bedauern über das Vergangene ausdrücken und schrieb mir dann selber, wie sehr er sich glücklich schätzen würde, eine Gelegenheit zu finden, das an mir begangene Unrecht wieder gut zu machen. Ich gebe zu, das kam etwas spät; ich nahm indes den Ausdruck der Dankbarkeit, der vom Unglück diktirt sein konnte, darum nicht weniger freudig entgegen. Es kommt so selten vor, daß Leute, die uns unrecht gethan haben, uns dieses abbitten.



Sechstes Kapitel.

Paris im Jahre 1784. — Baron von Valois. — Gräfin Lamotte. — Kardinal Rohan. — Cagliostro. — Sein Luxus. — Sein Charlatanismus. — Der Herzog von Luxembourg. — Lamotte. — Liebschaft seiner Frau mit Kardinal Rohan. — Anfang der Halsbandintrigue. — Die Dirne Oliva. — Verkleidung. — Stelldichein im Gebüsch von Trianon. — Der Kardinal wird betrogen. — Gefälschte Korrespondenz. — Kauf des Halsbandes. — Lamotte in England. — Verhaftung seiner Frau. — Ihre Strafe. — Die Wahrheit über die Königin. — Wie ich Frau Lamotte kannte. — Ein Abend bei Notar La Fresnaye. — Mitternacht. — Ihre Aufregung. — Magnetismus. — Reise in der Picardie. — Klösterliche Orgien. — De Tournon und Familie. — Frau de la Barre. — Rückkehr nach Paris. — Die Aebtissin von Jarcy. — Streit mit einem Oberst. — Die Marschälle von Frankreich. — Herr von Richelieu. — Meine Beziehungen. — Mirabeau. — Créqui. — Chamfort. — Nivernais. — Der Abt von Anjou. — Der Bischof von Orleans. — Fräulein Arnould. — Cubières. — Prinz Birkenfeld. — Prinz Heinrich von Preußen. — Ein Wort von ihm über den Hof. — Vicq d'Azyr. — Prinz Condé. — Die zwei Pläne des Herrn von Breteuil. — Was man von ihm denken muß.

1784. Ohne militärische Charge hatte ich kaum genug, um in Paris davon zu leben. Eine alte Verwandte in Marseille unterstützte mich. Ein gewisser Valois, der sich Baron nannte, wie so viele andere (damals und später), stellte mich seiner Schwester vor, die er Gräfin de Lamotte nannte. Eine Frau, schön von Gestalt, weniger schön von Gesicht. Sie gab vor, mit dem Hof in Verbindung zu sein; sie hielt Haus, empfing viele Besuche, darunter namentlich den Kardinal Rohan, der häufig zu ihr kam, veranlaßt durch seinen doppelten Hang zur Ausschweifung und zum Magnetismus. Es sind dies zwei Dinge, die viel näher mit einander verwandt sind, als diejenigen eingestehen, die ein Interesse haben, es zu leugnen.

Die Hauptrolle in den Gesellschaften der Frau de Lamotte spielte Cagliostro. Der schlaue Adept braute nicht nur Liebestränke, Gesundheits-

und Lebenselixire, sondern er citirte auch Geister. Alltäglich sammelte sich eine erlesene Schar um ihn und seine Retorten, darunter ein Rohan, ein Luxembourg und andere bekannte Illuminaten. Jedem versprach er mit großer Sicherheit alles mögliche; die Natur hatte für ihn keine Geheimnisse; er konnte aus Kupfer pures Gold machen. Dieser Mensch war eine Art Charlatan, der unter der Maske des Philosophen in der Welt herumzog, die Gläubigen prellte und dabei Reichtümer sammelte, die ihm ermöglichten, immer wieder neue Opfer an sich zu locken und sich dabei noch großmütig und wohlthätig zu zeigen. In seinem Hause entfaltete er großen Luxus; eine schöne, verführerische Dame, Perserin von Geburt, die er seine Frau nannte, spielte die Rolle der Hausfrau. Frau de Lamotte hatte, bevor sie auf den Gedanken kam, sich dem königlichen Zweig der Valois anzuschließen, einen früheren Gendarm geheiratet, einen in jeder Hinsicht durchaus mittelmäßigen, nach Herkunft wie nach Bildung gleich niedrigen Menschen, der indes alle jene Kniffe und Kunstgriffe inne hatte, die den richtigen Gauner ausmachen. Mann und Frau waren einander wert. Beide trachteten, aus ihrem Elend herauszukommen, und da ein Einblick in das Leben und ihre persönliche Erfahrung auf Grund mehrerer zu diesem Zweck unternommener Versuche sie gelehrt hatten, daß man gewöhnlich nur die kleinen Diebe hängt und daß es sicherer und vorteilhafter ist, in großem Stil zu „arbeiten", wie sie sagten, so beschlossen sie, in diesem Sinne zu handeln. Verfolgen wir etwas die Entwicklung.

Nachdem Frau de Lamotte mit Kardinal Rohan intim geworden war, sprach sie ihm eines Tages den Wunsch aus, der Königin vorgestellt zu werden, um von ihr auf Grund ihrer Abstammung von den Valois eine Gnade zu erbitten. „Was Du von mir für Dich wünschest," erwiderte der Kardinal seiner Geliebten, „wünsche ich auch für mich; aber seitdem ich Gesandter in Oesterreich war, habe ich das Unglück, in Ungnade zu sein, wenigstens bei der Königin; sie zürnt mir sogar sehr, und ich gäbe alles auf der Welt darum, sie zu versöhnen."

Dieses in der Vertraulichkeit der Galanterie entschlüpfte Wort war der zündende Funke zu der unglaublichen und scheußlichen Halsbandgeschichte, die einige Zeit nachher so viel von sich reden machte.

„Er gäbe alles auf der Welt darum, mit der Königin auf gutem Fuß zu stehen,“ sagte Frau de Lamotte zu ihrem Mann, als sie nach Hause kam. „Wir müssen ihm den Gefallen thun. Man sagt, die Königin habe sich ein gewisses Halsband von Diamanten gewünscht; es kostet zwei Millionen und ist jetzt bei Bohemer und Bassenge zu verkaufen. Dem König war der Preis zu hoch. Die Königin möchte für ihr Leben gern den herrlichen Schmuck haben. Auf dieses allgemeine Gerücht von dem Wunsche der Königin bauen wir unsern Plan. Wir machen den Kardinal glauben, die Königin könne dieses Geschenk von ihm annehmen; mit Hilfe des Illuminatenwesens zeigen wir ihm alle glänzenden Folgen dieser Schenkung; wir sagen ihm, er werde nicht nur mit der Königin ausgesöhnt, er werde auch Premierminister, sogar ihr Geliebter, denn die Königin liebe ihn im Grunde ihres Herzens: sie finde ihn schön, und alle scheinbare Strenge sei nur Maske der Liebe.“

Das ist der ganze Plan der Komödie, die sich dann so tragisch gestaltete.

Was zwischen den Eheleuten de Lamotte ausgeheckt ward, fand dann Verwirklichung mit allen Einzelheiten, wie sie die Memoiren jener Zeit und spätere nur zu ausführlich erzählen. Der Ehemann Lamotte trieb im Palais Royal eine Dirne auf, die später im Prozeß unter dem Namen Oliva figurirte. Diese hatte den gleichen Wuchs und fast dieselben Formen wie die Königin, und sie wurde gekleidet wie Marie Antoinette in ihrem Negligé. Frau de Lamotte richtete sie in äußerlichen Manieren ab, damit der Kardinal den Betrug nicht merke. Nachts in Trianon im Gebüsch sollte die vorgebliche Königin den Kardinal empfangen. Dieser glaubt für eine solche Begegnung aller physischen Mittel zu bedürfen, die ihm damals weniger zur Verfügung stehen mochten, als in seiner ersten Jugend, und läßt sich von Lamotte ein Liebeselixir besorgen, das ihn verjüngen und auf die Höhe seines alten Rufes bringen sollte. In dem Augenblick, als der Kardinal vor Aufregung keuchend an das Ziel zu gelangen glaubte, das man seiner glühenden Phantasie vorgespiegelt hatte, und in der Vorstellung aufgegangen war, er unterhalte sich mit der Königin und berühre sie sogar, während er es nur mit Mademoiselle Oliva zu thun hatte, ließ sich eine Stimme vernehmen, die den Grafen

von Artois ankündigte. Da dieser Prinz gerüchtweise als erster Geliebter der Königin genannt wurde, glaubte der Kardinal, dieser komme aus Eifersucht dazwischen, und war in so bedenklicher Lage froh, ohne Skandal entwischen zu können; er hoffte, das hohe Liebesglück werde nur vertagt sein.

Jetzt, in dem Augenblick der Leidenschaft, die sie dem Kardinal Rohan so geschickt eingeflößt hatten, fiel es den Eheleuten Lamotte nicht schwer, ihn im Glauben zu lassen, er gefalle der Königin, werde von ihr geliebt und müsse sich dafür dankbar erweisen; „Geschenke erhalten die Liebe, selbst der Königinnen", ward ihm beigebracht; wie wäre es mit dem Diamantenhalsband, das sie so gerne möchte und das ihr der sparsame Ludwig XVI. hartherzig verweigert? Der Kardinal geht freudig auf den Vorschlag ein; aber wie es der Königin zukommen lassen? . . . Frau de Lamotte gibt vor, dafür gewisse Mittel zu besitzen, sie und ihr Mann werden die Zustellung an Ihre Majestät besorgen. Vielleicht wird die Königin sogar dem Kardinal vorher schreiben. Man fertigt mit gefälschter Handschrift einen Brief von der Königin an. Der Kardinal antwortet in naiver Weise auf diesen Brief. Das Spiel wiederholt sich einigemale. Der Kardinal ist überglücklich, daß Marie Antoinette das Halsband von ihm annehmen will, das sie an ihn fesseln soll; er kauft das Halsband und übergibt es den Eheleuten Lamotte, die sich ja zu der Gefälligkeit erboten hatten, die Zustellung zu bewerkstelligen. Sobald das Ehepaar im Besitz des Halsbandes war, machte sich der Mann damit aus dem Staub und begab sich nach England. Seine Frau kam ihm nicht schnell genug nach, um der Verhaftung zu entgehen. Es wurde ihr der Prozeß gemacht, der sich ein Jahr lang hinzog und damit endete, daß sie zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, ausgepeitscht und am Fuße der großen Treppe des Palastes gebrandmarkt wurde, während ihr Mann, gleich ihr verurteilt, aber in contumaciam, in London dem Spiel und anderen Lastern frönte aus dem Erlös des Halsbandes, das der Kardinal noch schuldig war und das ihm nichts eingebracht hatte als ein Jahr Gefängnis und dann die Verbannung auf sein Schloß Saverne.

Diese Geschichte hat so viel Lärm gemacht und wurde vielfach so entstellt, daß ich es nicht unterlassen wollte, hier zu erzählen, was ich durch meine damaligen Beziehungen darüber erfuhr. Aus allem geht auf

das bestimmteste hervor, daß die Königin nicht nur unschuldig war, sondern gar nichts mit dem Schwindel zu thun hatte, bei dem scheußliche Gauner, nicht weniger schuldig wie Mörder, ein unerhört freches Spiel mit ihrem Namen und ihrer Person getrieben hatten. Ich habe schon gestanden, daß ich in jugendlichem Leichtsinn, im allgemeinen zu wenig wählerisch in meinen Beziehungen, in die Gesellschaft der Frau Lamotte geraten bin. Ich war nicht mißtrauisch genug, und man hätte es im höchsten Grade sein müssen, um diese Person in ihrer ganzen Schlechtigkeit zu durchschauen. Am Abend vor ihrer Verhaftung war ich bei dem Notar La Fresnaye zum Abendessen, an dem auch der Kardinal und einige seiner Freunde teilnahmen. Ich bemerkte an Frau Lamotte, die sonst sehr heiter zu sein und das lustige Element der Gesellschaft zu bilden pflegte, eine gewisse Traurigkeit; ich sah, wie sie mit ihrem Mann flüsterte, und fand beide aufgeregt. Frau Lamotte hatte während des Mahls Briefe bekommen, in denen sie vor der nahen Gefahr gewarnt ward. Um Mitternacht brach man auf. Frau Lamotte bat mich, sie nach Hause zu begleiten. Unterwegs schien sie schwer bedrückt und sprach von meiner Freundschaft, „an die sie vielleicht bald appelliren müsse; sie habe noch nie einen so loyalen Mann wie mich kennen gelernt." Nun, ich war loyal damals bis zur Naivität; ich mochte Frau Lamotte für leichtfertig halten, aber die durchtriebene Ränkeschmiedin hätte ich nie hinter ihr gesucht, ebenso wenig als hinter der wirklichen Gemeinheit und gespielten Einfalt ihres Mannes eine so bodenlose, planmäßige Schurkerei. Man wird im weiteren Verlauf sehen, mit welcher Erbitterung er die unglückliche Königin wie seine Beute verfolgte. — Von Magnetiseuren und Illuminaten habe ich genug gesehen, um mir darüber ein Urteil zu bilden und zu finden, daß bei diesen Fluidum-Geschichten nur zwei Klassen von Leuten in Frage kommen: Betrüger und Betrogene! . . . Ist dies nicht ganz so wie in der menschlichen Gesellschaft überhaupt? — wird man sagen. Es mag ja so sein, aber hier handelt es sich doch um Spezialisten, die zu gewissen Zeiten mächtigen Einfluß übten und, um ihn wieder zu gewinnen, mehr als einmal darauf zurückgekommen sind.*)

*) Weiteres über die Halsbandgeschichte und die Beziehungen Barras' zu Frau de Lamotte siehe in den eigenhändigen Aufzeichnungen Barras' im Anhang unt. II u. III. (G. D.)

Glücklich, mich mit den Lamottes nicht tiefer eingelassen zu haben und vielen anderen Hof- und Stadtintriganten entwischt zu sein, fühlte ich das Bedürfnis, die Hauptstadt zu verlassen, „die Stadt von Schmutz und Rauch“, wie Jean Jacques sie so richtig genannt hat.

Ich reiste in der Richtung der Picardie mit einem Prälaten, der bei allen Mönchen der auf dem Weg nach Abbeville gelegenen Klöster in großem Ansehen stand. Wir wurden überall gut aufgenommen. Die lustigste Mahlzeit war das Abendessen. Es waren üppige Mahlzeiten, die oft in Orgien ausarteten. Ich empfand Widerwillen dagegen und war froh, als ich das Schloß des Herrn de Tournon erreicht hatte. Dieser ehrwürdige Patriarch empfing uns mit der ausgesuchten Höflichkeit, die alten Kavalieren eignet. Er hatte die Erziehung seiner beiden Töchter sorgfältig überwacht. Eine derselben hat sich als Gräfin du Chillaut durch einige Theaterstücke und durch ihren Briefwechsel mit dem Könige von Preußen einen Namen gemacht.

In Abbeville besuchten wir eine Aebtissin, Frau de la Barre, in ihrem Kloster; sie bewirtete uns glänzend. Diese Dame, von würdiger Haltung, vereinigte in sich alle gesellschaftlichen und religiösen Tugenden. Sie war die Tante jenes unglücklichen jungen Mannes, der in trunkenem Zustande sich einige irreligiöse Bemerkungen über ein Christusbild auf der Brücke von Abbeville hat entschlüpfen lassen und dafür zum Tod verurteilt und lebendig verbrannt wurde, dank dem Eifer des alten Bischofs von Amiens, de Lamotte, seines Koadjutors de Machault und des ihrer würdigen Domkapitels. Man weiß, daß der junge La Barre von einigen Muckern denunzirt wurde, die die Wunden Christi mit einigen Blutstropfen bespritzt hatten und dann ausstreuten, dieses Wunder sei eine Folge von La Barres Verbrechen. Die Stadt, die der Schauplatz des Aktes eines grenzenlosen Fanatismus war, trauerte an dem Tage des Autodafé und vergoß nutzlose Thränen auf dem Grabe des Opfers.

In Paris lernte ich nach meiner Rückkunft infolge meiner Kloster-bekanntschaften Frau de Braque, Aebtissin von Jarcy, kennen. Ihre liebenswürdige Unterhaltung hatte noch etwas Weltliches; ebenso zeigten ihr Anzug und ihre Manieren, daß sie die Welt nicht vergessen hatte. Das Kleid war nicht lang genug, um die niedlichen Füßchen zu ver-

bergen. Das Haus war vortrefflich gehalten. Almosenier war ein Kapuziner mit starken Zügen und fröhlichem Gesichtsausdruck.

Ein Teil der Mauer dieser Abtei war eingestürzt und hatte das einschließende Gitter mitgerissen. Die Nonnen benützten diesen Umstand und ergingen sich zwanglos im anstoßenden Klosterpark. Falsche Betbrüder wollten Frau de Braque dies verbieten lassen. Die Frau remonstrirte dagegen mit Erfolg, obgleich der Erzbischof an der Spitze ihrer Gegner stand; sie siegte über ihn durch die Wahrheit ihres Charakters.

In diese meine Jugendjahre fällt auch ein Streit mit einem Oberst von Adel, der, da er einen höheren Adel gegen mich nicht geltend machen konnte, seinen höheren militärischen Grad vorschützte, um sich nicht mit mir schlagen zu müssen. Da ich ihm etwas scharf zusetzte, wurde ich vor das Tribunal der Marschälle von Frankreich geladen. Der Marschall de Richelieu, ein kompetenter Richter in derlei Dingen, nahm sich meiner an, und ich bewahre ihm für seine Güte die dankbarste Erinnerung. Nach einigen väterlichen Ratschlägen sagte er mir: „Seien Sie in Zukunft weniger hitzig!“ und lud mich dann ein, mit ihm zu speisen.

Bei meinem zweiten Aufenthalt in Paris hatte ich mehr Glück als bei meinem ersten. In der Hoffnung, im Kreise von Gebildeten mehr anständige Leute zu finden als anderswo, suchte ich deren Gesellschaft und wurde mit Mirabeau, Créqui, Chamfort, Nivernais, Abbé d'Anjou, Poinsinet, dem Bischof von Orleans, Fräulein Arnould, Cubières und dem Prinzen Birkenfeld bekannt. Bei letzterem lernte ich auch den Prinzen Heinrich von Preußen kennen. Dieser hervorragende Soldat und Staatsmann hegte eine solche Verachtung gegen unsern Hof, daß er nur sehr selten dort erschien. „Nie und nirgends,“ sagte er zu uns, „ist mir eine solche Korruption und eine solche Unfähigkeit vorgekommen.“ Er erzählte uns von dem Feste, das man ihm in Chantilly gegeben hatte. Prinz Condé hatte die Minister und alle hohen Würdenträger versammelt. Man sprach über Politik und Philosophie. „De Breteuil und Vicq d'Azyr,“ sagte Prinz Heinrich, „waren die einzigen, mit denen ich mich unterhalten konnte. Die anderen, Prinz Condé mit inbegriffen, sind aufgeblasene, dickbäuchige Ignoranten.“

De Breteuil war einer der Minister vor der Revolution, von dem

man hätte glauben können, er sähe sie kommen und wollte sie verhindern oder ihr zuvorkommen. Er hatte Reformpläne über die wichtigsten Verwaltungszweige, das ausschließliche Jagd- und andere Feudalrechte, Frondienste und verschiedene andere Privilegien. Er wollte die Zulassung aller Franzosen zu öffentlichen Aemtern, Gleichheit der Steuern, den Ersatz der Parlamente durch „cours rogatoires“, öffentliche Rechnungslegung der Minister, also ein Anfang von Verantwortlichkeit, die Errichtung eines höchsten Gerichtshofs zur Regelung der gerichtlichen, geistlichen, militärischen und bürgerlichen Ordnung. Nach de Breteuil sollten die Mitglieder dieses höchsten Gerichthofs vom König aus einer Kandidatenliste, die von den Provinzialversammlungen vorzulegen war, ernannt werden. Der König wäre der souveräne Präsident des Tribunals, ein Vizepräsident ersetzte ihn. Dieses Obertribunal hätte Edikte und Verordnungen nach Unterschrift des Königs zu registriren gehabt; eine Beratung konnte vorhergehen. De Breteuil dachte übrigens als richtiger Staatsmann, das ist als ein Mann, der in dieser Eigenschaft das Recht zu haben glaubt, korrumpirt zu sein, daß über alle Pläne, die man einer schon sehr erregten Nation vorlegen will, das vorherige Einvernehmen unter den neuen Persönlichkeiten gesichert sein muß, die durch Talent und Popularität machtvoll geworden sind, und daß man in diesem Fall mit Berechnung vorher Bestechung anwenden muß, als das wirksamste Mittel, wenn man es richtig anzuwenden versteht.

Es ist möglich, daß zur Zeit, als die königliche Autorität noch unversehrt und im Besitze ihrer sämtlichen Machtbefugnisse war, de Breteuils Reform die Unzufriedenen beruhigt hätte; aber die Privilegirten machten heftige Opposition; als Feinde der Steuergleichheit wiegten sie sich in der Hoffnung, ihre Feudalrechte zu behalten. De Breteuil fühlte sich diesem Ansturm nicht gewachsen, und da ihm sein Ministerposten mehr am Herzen zu liegen schien als seine Reformpläne, legte er einen andern Entwurf vor, der ganz das Gegenteil des ersten war. Nach diesem war die Aristokratie zur absoluten Herrschaft berufen. Auch der zweite Plan ward verworfen und hatte nur den Erfolg, daß die Absolutisten ihn bewunderten und priesen und sich von da an die echten Royalisten nannten; es war nicht zum erstenmal, daß Leute für recht halten, was

ihren Interessen dient. Ich habe die beiden Projekte gesehen. De Breteuil verleugnete das erste; es sei nicht von ihm, sondern von einem befreundeten Gelehrten, dem er nicht habe abschlagen können, es vorzulegen. Welchen Teil von dem Herrn de Breteuil gespendeten Lob müßte ich hienach zurücknehmen? Was war nun sein wahres politisches Glaubensbekenntnis? Sollen wir in der letzten Zeit seiner reformfeindlichen Regierung die Antwort suchen? Richter, die das Recht zu haben glauben, darüber eine Ansicht zu haben, sind in Frankreich und außerhalb jetzt ziemlich einig darüber, daß de Breteuil zu jenen Männern gehörte, denen es vor allem um Macht und Einfluß zu thun war, daß sein Geist wie sein Herz nichts gemein hatte mit philosophischen Gedanken; so zauderte er auch nicht, die ehrenhafteste Idee seines Lebens zu verleugnen und sie wie ein Verbrecher zu seiner Entlastung einem armen Gelehrten zuzuschreiben.



Siebentes Kapitel.

Frankreich im Jahre 1788. — Widerstand der Parlamente. — Lit de justice. — Provinzialstände. — Notabelnversammlung. — Ihre Opposition. — Verlegenheit des Ministeriums. — Allgemeine Hofversammlung. — Unterdrückte Parlamente. — Verbannung des Herzogs von Orleans. — Volkswut. — Brienne und Lamoignon. — Necker. — Sein Finanzgenie. — Er leistet einen wichtigen Dienst. — Generalstaaten. — Ein Wort Mirabeaus. — Volkselend. — Gewaltthätigkeiten des Hofs. — Réveillon. — Die französischen Garden. — Ihre Offiziere. — Korporal Hoche. — Sergeant Lefèbvre. — Einnahme der Bastille. — Marquis de Sade. — Laura und Petrarca. — Charakter des Marquis de Sade. — Seine Sitten und sein System. — Seine Schriften. — Sein Ende. — Doktrin des Marquis de Sade. — Seine zahlreichen Sektirer. — Der Arzt Corona. — „Sacre et Massacre.“

Während in Frankreich von allen Seiten über Bedrückung geklagt ward, befand sich die Verwaltung in den Händen unerfahrener, dünkelhafter Männer. Die Sittenlosigkeit war grenzenlos; Buhlerinnen und Geistliche überboten sich gegenseitig an Habsucht, Ausschweifung und Schamlosigkeit; Tugend und Talent hatten von der Regierung nichts zu hoffen. Die Nation, aufgebracht gegen die unzähligen Mißbräuche, stellte ihre Forderungen unter den Schutz der Parlamente, die sie selbst oft unterdrückt hatten; die Parlamente wurden weggeschickt; das erbitterte das Volk noch mehr. Ludwig XVI. mußte sie wieder zurückrufen; sie verwarfen die Bursaleditte. Der König hielt ein lit de justice. Sein Befehl, alle seine Willensakte zu registriren, wurde kritisirt und nicht ausgeführt. Der Widerstand der Parlamente und der Aufschrei Frankreichs gegen das neue Steuerprojekt und gegen die Verschwendung der Staatsgelder machte den Hof unruhig. Ein moderner Publizist hat gesagt: Alles ist eine Geldfrage; es ist wahr, der Vorteil ist die von den Völkern am besten und allgemeinsten verstandene Sprache. Die englische Revolution

fing damit an, daß Hampden einige Pfennige Steuer zu zahlen verweigerte, die Karl I. ungesetzlicherweise ausgeschrieben hatte. Das Volk schrie: „Ohne Gesetz keine Steuer!“ Später kam dann der Ruf nach Gewissensfreiheit dazu. Und dieser Ruf, unter Karl II. und Jakob II. mehr oder weniger unterdrückt, nie erstickt, und stets in den Herzen widerhallend, kam nicht zur Ruhe, bis die Stuarts 1688 vertrieben wurden und es zu einem gegenseitigen Vertrag zwischen Volk und König kam und der Anspruch auf das Recht von Gottes Gnaden schon ein Kapitalverbrechen war.

Die Parlamente und Provinzialstände verlangten die Berufung der Generalstaaten; die Regierung suchte nach einem Ausweg und berief die Notabeln. Der König nahm für seine Person keinen Teil an der Verschwendung des Staatsschatzes; man schätzte ihn darum persönlich, ohne daß man ihm jedoch in etwas seinen Willen gethan hätte. Die Notabelnversammlung, in deren Ausschüssen unter anderen Monsieur und der Herzog von Orleans den Vorsitz führten, machte Opposition und bestand auf Berufung der Generalstaaten.

Das Ministerium war in Geldnot; „dem Staatsschiff fehlte es an Wasser“, wie die Engländer sagen. Man glaubte aber immer noch die Generalstaaten umgehen zu können und berief eine allgemeine Hofversammlung; le Châtelet sollte provisorisch in Ermangelung der Parlamente in letzter Instanz aburteilen. Alle diese Neuerungen verfehlten ganz ihren Zweck; sie stießen auf so heftigen Widerspruch, daß man schnell wieder davon zurückkam. Während man unsinnige Projekte machte, wurde die Unzufriedenheit immer stärker und drohender, und man glaubte nun klug zu handeln, indem man den Herzog von Orleans, in dem man den Urheber und Verbreiter der schon für revolutionär gehaltenen Ideen sah, beseitigte. Vorerst wurde er durch „lettre de cachet“ nach Villers-Cotterets verbannt. Das Volk nahm Partei für den verfolgten Prinzen. Die Marionetten vom Hauptmann der Schloßwache, von Brienne und Lamoignon wurden im Kot durch ganz Paris geschleift und dann in effigie verbrannt, während man die Büste des Herzogs von Orleans mit Lorbeer krönte und umjubelte. Die Klagen aus den Provinzen fanden taube Ohren; das allgemeine Elend war schrecklich; Handel und Industrie, die Künste lagen darnieder. Die Klagen des Volkes fanden in den Parlamenten

ein Echo. Mitglieder, die sich durch energische Sprache besonders hervorthaten, wurden im Sanktuar der Justiz festgenommen; d'Agoult von der Garde nahm die Verhaftungen vor. Man sagte damals, dieser Offizier habe sich mit der Würde eines „cavalier de maréchaussée“ benommen.

Wie groß auch das Interesse an den ersten Begebenheiten jener Epoche sein möge, die man nicht hinlänglich kennt, und die der Anfang von allem sind, so kann ich doch nicht ausführlich dabei verweilen; sie gehören der Weltgeschichte an. Es genügt, einige Hauptzüge zu skizziren. Man weiß, daß eine große Fabrik durch Arbeiter zerstört wurde: sie befand sich im Faubourg Saint Antoine und gehörte Herrn Réveillon; die Arbeiter thaten es aus Rache wegen Entlassung und schlechter Behandlung. Nun wollte man damals wissen und hat es auch später noch behauptet, diese Emeute an einem volkreichen Punkt sei von der Regierung arrangirt worden, um einen Vorwand zu haben, Truppen hinzuschicken und sie in Gewaltakten zu üben.

Man schickte ein Detachement von französischen Garden und ließ unbarmherzig auf das wehrlose Volk schießen. Die Arbeiter hoben ihre Toten in die Höhe und riefen den Truppen zu: „Platz da! Achtung den Toten!“ Der Anblick und der Zuruf übten eine solche Wirkung auf die französischen Gardisten, daß sie zu Freunden und Beschützern der Arbeiter wurden, auf die sie kurz vorher geschossen hatten. Diese Wandlung hatte vorerst keine weiteren Folgen, zeigt aber, wessen Geistes die Truppen waren. Es herrschte in diesem schönen Corps, dem ersten der Armee, eine gewaltige Unzufriedenheit; die Leute empfanden es als eine Demütigung, unter Offizieren dienen zu müssen, die wohl von Adel, aber ohne militärische Kenntnisse, von lächerlichem Stolz und unleidlicher Härte gegen sie waren. Im Gegensatz zu den Offizieren waren die Unteroffiziere und Soldaten eine Pflanzschule für Männer, die durch persönliches Verdienst etwas zu gelten strebten und von denen sich erwarten ließ, sie würden sich auszeichnen, wenn infolge einer Revolution ihnen dazu Gelegenheit gegeben werde. Unter ihnen befanden sich Korporal Hoche, Sergeant Lefèbvre und so manche andere, die sich in der Folge mit Ruhm bedeckten und hohe Stellen in der Armee errangen.

Auf den Erzbischof von Toulouse und auf Lamoignon folgte Necker, den

man für ein Finanzgenie hielt; auch er selbst hielt sich dafür. Ein Edikt berief ihn, obgleich er Protestant war, ins Ministerium und in den Rat des Königs.

Necker besserte die Finanzen nicht für die Dauer, aber doch für den Augenblick, wenigstens den Kredit mittelst eines Vorgehens, das seinen Genfer Geist bekundete, durch Anleihen und Antizipationen. Necker riet auch zur Berufung der Generalstaaten, vielleicht um sich populär zu machen, vielleicht auch in der Hoffnung, da eine Stütze zu finden. Ueber den Unterschied der drei Stände konnte auch er nicht wegkommen, aber er machte sich dadurch verdient, daß er dem dritten Stand eine doppelte Zahl von Geistlichen und Adeligen verschaffte, was schon eine Art von Gleichgewicht herstellte und den Sieg der Volkssache voraussehen lassen konnte. Mai 1789.

Kaum waren die Generalstaaten zusammengetreten, schien der Hof lebhaft zu bereuen, dieselben berufen zu haben, und suchte sich derselben auf irgend eine Weise, sei es mit List oder Gewalt, wieder zu entledigen. Die Mächtigen bekamen hier kühne Wahrheiten zu hören, denen sie auszuweichen gewohnt waren; die Anhänger des Despotismus dachten, es sei keine Zeit zu verlieren; sie versuchten, den Sitzungssaal der Versammlung zu schließen. (20. Juni 1789.) Wer erinnerte sich nicht gern mit Begeisterung, wie Mirabeau an jenem Tage sich hervorthat durch seine Ansprache an den Oberzeremonienmeister de Brézé: „Sagen Sie Ihrem Herrn, wir seien hier durch den Willen des Volkes und werden nur der Gewalt der Bajonette weichen." Diese Worte verbreiteten Schrecken im Schlosse von Versailles, und die Gewalt der Bajonette wagte sich nicht mit der der öffentlichen Meinung zu messen, die durch die Beredsamkeit eines großen Mannes verstärkt war, der das Zeug hatte, ein Volk in Aufruhr zu bringen und eine politische Versammlung zu lenken.

Inzwischen suchte das Volk, ermutigt durch die Gegenwart und Energie der Nationalversammlung, an allen politischen Mißbräuchen, über die ihm die Augen geöffnet worden, Justiz zu üben, indem es die Barrièren in Paris und in den Provinzen verbrannte.

Die sinnlosen Maßregeln des Hofes dienten nur dazu, das Volk fortwährend zu reizen; die hochherzigen Resolutionen der Nationalversammlung erhöhten das Bewußtsein der Kraft, und am 14. Juli 1789 (14. Juli 1789.) griff es zu den Waffen und stürmte die Bastille. Die Tapferkeit der

Bürger, das energische Auftreten der französischen Garden, die den Angriff leiteten, mußte dem Hofe Furcht einflößen. Es waren dieselben Garden, die man kurz vorher bei der Affaire Réveillon auf das Volk schießen ließ, und die jetzt mit dem Volke gegen den Hof den Sieg entschieden.*)

Der Lärm der aus der Bastille und gegen sie gefeuerten Kanonen lockte mich nach dem Faubourg Saint Antoine. Unter der Menge wohnte ich dem großen Schauspiel bei und sah die Opfer der Willkür, wie sie aus dem Kerker kamen, endlich gerettet vor grausamen Racheakten, peinlichen Fragen, Tortur und unterirdischem Verlies. Unter diesen Gefangenen hörte ich den nur zu bekannten Marquis de Sade nennen, der einer der ältesten Familien der Provence, der meinigen verwandt, angehörte; es ist dies dieselbe Familie, der die schöne Laura de Sade, die Geliebte Petrarcas, entstammte.

Wenn überhaupt etwas ein Staatsgefängnis wie die Bastille und die Gefangenhaltung ohne vorheriges Urteil, wie sie in dieser Festung üblich war, rechtfertigen kann, so möchte ich, ohne mich allzu sehr an meinen Rechtsbegriffen zu versündigen, die Behauptung wagen, dem Marquis de Sade sei recht damit geschehen, daß er dort eingesperrt wurde; sein Verbrechen war ein derartiges, daß die öffentliche Gerichtsverhandlung ein schlimmerer Skandal gewesen wäre als die geheime Abstrafung. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte dieser so außergewöhnlichen Persönlichkeit, die man als eine Anomalie unter der menschlichen Spezies bezeichnen kann, zu erzählen. Das System, das er nicht fürchtete in Schriften aufzustellen, die sonst nicht ohne Talent geschrieben sind, war wohl schon vor ihm in verschiedenen Ländern in schändlicher Weise geübt worden und begegnete allgemeinem Abscheu, ohne jedoch von gesetzlicher Strafe betroffen zu werden.

Nach seinem System bestand die sinnliche Lust nicht in der Erregung von gegenseitigen angenehmen Empfindungen, sondern im Gegenteil in dem größtmöglichen Schmerzgefühl, das man dem zur Sättigung der Leidenschaften gewählten Gegenstand bereitet.

Brutalitäten ohne Ansehung von Alter und Geschlecht, Notzucht genügten ihm nicht; er bekannte sich dazu, daß die Wollust Blut und Gemetzel nicht entbehren könne. Er war nicht zufrieden damit, seine

*) Vergleiche den eigenhändigen Bericht Barras' über die Einnahme der Bastille im Anhang unter IV. (G. D.)

Opfer in den Freuden seiner unzüchtigen Delirien zu quälen, er mußte sie sterben sehen; viele Totengerippe, Beweisstücke für die schreckliche Verwirklichung seiner menschenmörderischen Theorie, fand man in seinem Landhaus zu Saint Ouen, wo er sich zuletzt aufhielt und festgenommen wurde. Und als ob es nicht genug wäre, die Verderbtheit und Grausamkeit seines Systems physisch angewandt zu haben, glaubte de Sade, er müsse, um es nicht unvollkommen zu lassen, die letzten Tröstungen des Lebens bekriegen und alle Grenzen der Moral niederreißen. So versuchte er, um Proselyten anzuziehen, sie zu verführen und sie im verbrecherischen Vorhaben zu bestärken, mit allem Zauber der Beredsamkeit und aller Strenge der Logik unter der Form des Romans zu beweisen, daß alles Unglück dieser Welt dem vorbehalten bleibt, was wir die Tugend nennen, und daß die Kronen der Glückseligkeit dem Laster gehören; so sei es seit Adam, und es werde immer so sein. Den ersten Satz demonstrirte er in einem Buch, das er freimütig „Justine oder das Unglück der Tugend" nannte und entwickelte seinen zweiten Satz in einem andern Roman, betitelt: „Juliette oder das Glück des Verbrechens".

Die Regierung befand sich später in Verlegenheit, wie sie diesen großen Sünder der Strafe zuführen solle, und ließ ihn als verrückt in Charenton einsperren, wo er auch seine Tage beschloß, ohne daß er sich von der Anwendung seiner monströsen Doktrin erholt hätte, die er immer üben wollte, selbst hinter Schloß und Riegel, und von der er nicht aufhörte, weitere Ausführungen zu geben, die einen schrecklicher als die anderen, in Druckschriften und Manuskripten, die man nach seinem Tode fand.

Einer ähnlichen Doktrin huldigte wohl jener berühmte Wüstling des „ancien régime" von hohem Namen und Rang, der, um ein schönes junges Mädchen, dessen Anblick seine durch Ausschweifung abgestumpften Sinne reizte, ungestraft entführen zu können, allen göttlichen und menschlichen Gesetzen zum Trotz, die Grausamkeit hatte, ihr väterliches Haus in Brand zu stecken. Gilbert dichtete darauf die bekannten Verse:

„Einen Kleinen hätte schwere Straf' getroffen;
Bei einem Großen hält man nicht die Augen offen." *)

*) Obscur, on l'eût flétri d'un arrêt legitime;
Il est puissant: les lois ont ignoré son crime.

Eine traurige Betrachtung, die sich mir nachmals bei späteren Ereignissen während der Revolution, wenn sie interessanter wird, aufdrängte, stellte sich beim Beginnen meiner Memoiren ein: sie ließ mich auch einen Augenblick bei dem scheußlichen Systeme von de Sade verweilen.

Wenn in der Weltgeschichte Männer auftauchen, die unter dem Namen von Eroberern sich die unbeschränkten Herren des wahren Ruhmes nennen, die Schlachtfelder mit Blut düngen; und wenn dann im Laufe der Zeit ein Mann dieser Art kommt, bestimmt, sie alle zu übertreffen, ein Mann, der in offiziellen Bulletins kaltblütig erzählt, wie Tausende von Menschen unter seinen Augen, unter seinem Kommando ums Leben kamen, — wenn man alle zusammenzählt, kommen Millionen heraus —; wenn man in schrecklichen Zeilen, sogenannten Siegesberichten liest, welch schönes Schauspiel es war, Blut und Gehirn der Massakrirten auf dem Schnee verstreut zu sehen (wie bei Eylau), und wie das alles schön im Sonnenschein glänzte, — darf man da, wenn man mit den Augen des Philosophen und Physiologen sieht, nicht annehmen, daß die Leidenschaft des Eroberers auch eine versteckte Art grausamen Sadismus ist, nur verwegener, im großen Stil? Der Mann, der in der Folge sich fortwährend in Blut berauscht und immer wieder vor so vielen Schlächtereien nicht Halt machen will und noch offiziell in seinem Moniteur die Worte drucken läßt: „Mich treiben meine Neigungen und mein Temperament zum Krieg“, sollte der nicht auch etwas von Sadismus an sich haben? Da ich gerade dabei bin, meiner Entrüstung gegen die Sadisten im Krieg und in der Politik freien Lauf zu lassen, will ich einer Anekdote Raum geben, die eine scherzhafte Seite haben könnte, wenn man nicht an so verflucht ernste Dinge dabei denken müßte. David hatte die Krönung (sacre) Napoleons gemalt, und das Bild war im „Salon“ ausgestellt. Es war kurz nach dem ersten russischen Feldzug. Dem Davidschen Gemälde gegenüber hing „die Schlacht von Eylau“ von Gros. Der Arzt Corona, einer der ausgezeichnetsten Männer Italiens, Expräsident des Direktoriums der Römischen Republik, der sich nach Frankreich zurückgezogen hatte, kam in den Salon und sagte beim Anblick der beiden Bilder ganz laut: „Sacre et massacre! da haben wir's in zwei Gegenstücken“; und er zog sich zurück, ohne länger seine Blicke durch eine solche Betrachtung demütigen zu wollen.

Nach dieser Abschweifung, zu der mir der vielgenannte Gefangene der Bastille Anlaß gab, komme ich zur Schilderung des großen aufständischen Ereignisses, nämlich der Einnahme der Bastille selbst und dann der Zerstörung des alten Schlosses, das seit so langer Zeit illustre Gefangene beherbergte. Chamfort, der eine Zeit lang der Zerstörung zugesehen, fand bei seiner Rückkehr das pikante Wort: „Sie wird immer kleiner und schöner.“ — Angesichts dieser dem gestürzten Despotismus gegebenen derben Lektion versuchte die Regierung vorläufig keine weiteren Repressionsmaßregeln; sie hätten auch die Erbitterung nur gesteigert. Am 14. Juli hat die Revolution gesiegt; die Folgen mußten getragen werden. Die fremden Truppen, in die Nähe von Paris berufen, zerstoben vor dem Donner der Worte Mirabeaus.

Der Hof hatte für seine Söldlinge keine Verwendung mehr; sie wurden entlassen; die Revolution behauptete siegreich das Feld.



Achtes Kapitel.

Konstituirende Versammlung. — Ihre Prinzipien. — Ihre Triumphe. — Emigration. — Unterscheidung zwischen Emigranten. — Nationalgarde. — Lasalle. Lafayette — Bewirtung der Gardes du Corps. — Unbesonnenheit des Königs. — Großer Skandal. — Nationalfarben mit Füßen getreten. — Das Volk in Versailles. — Abfall des Regiments Flandern. — De la Fayette. — Ausschreitungen des Volkes. — Le Châtelet. — Das Schloß wird überwältigt. — Der König muß Versailles verlassen. — Furcht vor Unternehmungen der Königin und des Grafen Artois. — Gewagte Vermutung. — Popularität des Herzogs von Orleans. — Graf Artois wandert aus.

September 1789

Die Versammlung der Generalstaaten hatte sich konstituirt und jene ewigen, unverjährbaren Prinzipien verkündigt, die den Völkern als Ideal vorschwebten; sie sprach die Unterdrückung der Parlamente aus, der Lehenspflicht, der Frondienste, sowie aller die Nation bedrückenden Privilegien; sie beschloß die Gleichheit aller Franzosen: jeder sollte jedes öffentliche Amt begleiten dürfen; sie schaffte die Haftbefehle ohne vorgängiges Urteil (lettres de cachet) ab und ließ zu größerer Sicherung der dem Volke errungenen Freiheit alle Bastillen zerstören. Eine konstituirende Versammlung, die sich in dieser Weise einführte, mußte natürlich die Achtung und das Vertrauen des Volkes im höchsten Grade genießen.

Angesichts der immer mächtiger werdenden Versammlung, die das Volk und die öffentliche Meinung auf ihrer Seite hatte, glaubte eine schwache Minderheit der Mitglieder, Geistliche und Adelige, in der Verzweiflung ihres hartnäckigen Aristokratismus auswandern zu sollen, um dem Kampfe aus dem Weg zu gehen und in Ermangelung persönlichen Mutes die Hilfe der fremden Mächte anzurufen. Das Beispiel fand Nachahmung bei anderen Priestern und Adeligen, einigen Vasallen sowie seitens einiger Bürger, die den Adel bekommen hatten oder bekommen wollten;

letztere erwiesen sich in ihrem Novizeneifer als die rührigsten Gegner. Mit diesen elenden freiwilligen Flüchtlingen darf man ja nicht die Unglücklichen auf eine Linie stellen, die später den blutigen Schrecken der Revolution zu entrinnen suchten. Aber jene, die aus Haß gegen Freiheit und Gleichheit, aus Unfähigkeit, in ihrem Lande ohne Privilegien leben zu können, das Ausland gegen ihr Vaterland aufstachelten, zu dessen Zerstückelung bei dem Vertrag von Pillnitz mitwirkten, die Geld verlangten, um in ihrem Land den Mord zu organisiren, — war ich da zu streng, wenn ich zur Zeit der durch sie heraufbeschworenen Gefahr sie Ungeheuer in Menschengestalt nannte? Das Urteil Salomos über die beiden Frauen, die auf dasselbe Kind Anspruch als Mutter erhoben, scheint mir vorgeschwebt zu haben, als ich für die Verteidiger des Vaterlandes gegen die Emigranten entschied. Salomo entschied auch, daß diejenige, die vor der Zerstückelung des Kindes Abscheu hatte, die wahre Mutter sei.

Vom 14. Juli datirt die Bildung der Nationalgarde, die sich blitzschnell über ganz Frankreich ausbreitete; ihr erster Kommandant war der alte General Lasalle, ein wackerer Mann und guter Bürger. Infolge eines unbegründeten Verdachtes wegen versteckt gehaltenen Pulvers wurde er abgesetzt und de la Fayette durch Acclamation zum Kommandanten der Nationalgarde des ganzen Königreichs ernannt.

Der Hof glaubte immer noch dem Wunsche des Volkes sich entgegen setzen zu können und berief alle Bundesgenossen, die zu seiner Verfügung blieben, zu sich. Die Gardes du Corps glaubten dem Hof helfen zu können und erboten sich, eine Gegenrevolution mit Waffengewalt ins Werk zu setzen. Infolge dessen große Versammlung im Theatersaal des Schlosses in Versailles mit glänzender Bewirtung; König und Königin, den Kronprinzen auf dem Arme, erschienen in ihrer Loge, kamen dann sogar in das Theater herunter und zeigten den Kronprinzen ihren Gästen, die zum großen Teil schon etwas berauscht waren. Man kann wohl fragen: war dies der schickliche Ort für König, Königin und den präsumtiven Erben des bereits konstitutionellen französischen Thrones? Die weiße Fahne wurde aufgezogen und die Trikolore, als nationale, auch vor einigen Tagen vom König selbst anerkannte Kokarde, mit Füßen getreten. Die Majestäten, von Gardes du Corps, d'Estaing und mehreren Würdenträgern umringt, begaben

Oktober 1789.

sich darauf wieder nach ihrem Balkon, während die Menge, Servietten und Säbel schwingend, die Logen erkletterte und die Anwesenden in Schrecken versetzte. Ich habe dieser Scene beigewohnt; man kann sich kaum etwas Tolleres, ja Widerwärtigeres vorstellen; selbst heute noch kann ich nicht daran denken ohne peinliche Empfindungen, zumal die Sache andere, so schmerzliche Folgen hatte, wenn auch die Geschichte nur Repressalien darin sieht.

Der Bericht von dem Gelage der Gardes du Corps in Versailles brachte in Paris große Entrüstung hervor. Dem Volke fehlte es an Lebensmitteln; es zog in Haufen am 5. Oktober 1789 nach Versailles, schrie nach Brot und verlangte zugleich Rechenschaft wegen Nichtachtung ihrer Deputirten und der nationalen Farben.

5. Oktober 1789.

Als das Volk von Paris nach Versailles kam, war der Platz vor dem Schlosse mit Truppen besetzt. Ein Gefreiter von den Gardes du Corps versetzte einem Bürger, der zu nahe kam, einen Säbelhieb und bekam dagegen einen Schuß in den Arm. Diesem Gewaltakt folgte ein anderer, der die Verwirrung des Hofes steigerte. Das Regiment Flandern, auf welches der Hof rechnete, weil es am Gelage der Gardes du Corps teilgenommen hatte, ging zum Volk über. Als der Kommandant der Pariser Nationalgarde, de la Fayette, auf die Nachricht von Unordnungen mit einer starken Abteilung von Paris nach Versailles herbeigeeilt kam, waren schon Exzesse begangen; er verhinderte wenigstens weitere. Der Hof glaubte, die Hungersnot sei an allem schuld, und ließ feines Gebäck in großer Menge verteilen; aber damit war es nicht gethan; es handelte sich um anderes, als einige Kuchen in den Rachen der neuen Cerberusse zu werfen. Das Volk trieb sich die ganze Nacht über herum. Viele lagen in Ermangelung eines Lagers auf dem Pflaster. Als Zuschauer mitten drin hörte ich eine Gruppe sich über den Herzog von Orleans unterhalten und erzählte davon meinen Freunden in Paris. De Comeyras, um sich bei der Regierung wichtig zu machen, hinterbrachte es im Châtelet, und so kam es, daß ich über die Vorgänge vom 5. zum 6. Oktober vernommen wurde.

Am folgenden Morgen zeigte sich das Volk noch erbitterter als am Tag vorher über neue Anzüglichkeiten der Versailler Aristokratie; es zog schon zeitig in Massen vor das Schloß und verlangte Einlaß, um seine Beschwerden bei dem König vorzubringen. Als dies verweigert ward, suchte man den Einlaß

zu erzwingen; das von den Gardes du Corps verteidigte Schloß wurde überwältigt. De la Fayette begab sich zum König und zur königlichen Familie und geleitete die Majestäten auf den Balkon; das Volk wollte sie sehen. Da erscholl der Ruf: „Nach Paris! Der König nach Paris!“ lauter und lauter. Der König versprach es und bestieg alsbald seinen Wagen, von der Nationalgarde und einer Deputation der Nationalversammlung, die bald ganz nachfolgte, eskortirt. Viele Bürger und einige Individuen, die sich für Verteidiger des Königtums hielten, weil sie sich einige Tage vorher bei der Orgie der Gardes du Corps berauscht hatten, waren bei dem Angriffe auf das Schloß gefallen. Die Ueberlebenden, durch Schaden klug geworden, beeilten sich, die königliche Livree auszuziehen, zogen die nationale Uniform an und fraternisirten mit dem Volke, das sie bis Paris beschützte. Der König schlug seine Residenz in den Tuilerien auf; die Nationalversammlung wurde in der Reitschule der Feuillantiner untergebracht.

Eine, wie mir scheint, sehr gewagte Vermutung, die aus dem Innern des Schlosses von Versailles selbst kam, fand plötzlich Verbreitung und gab zu vielen Befürchtungen Anlaß. Man sagte, es habe im Schloß von Versailles der geheime Plan bestanden, den König zur Abdankung zu zwingen, Monsieur aus dem Königreich zu verbannen, die Königin zur Regentin zu ernennen; der zum Generallieutenant des Königreichs bestimmte Graf Artois sollte in der Nacht vom 5. Oktober in das Gemach des Königs dringen und ihn zur Einwilligung bestimmen. Graf d'Estaing, in das Komplot eingeweiht, schlief im Zimmer des Königs. Man hörte Geräusch, aber niemand kam. Sicherer als diese seltsame Geschichte ist das: wäre der Herzog von Orleans ehrgeizig gewesen und damals bei dieser Erregung der Geister hervorgetreten, so hätte man ihn auf den Thron erhoben; denn die Verfolgung seitens des Hofes steigerte gerade seine Beliebtheit. Es muß übrigens bemerkt werden, daß nach dem 14. Juli, also seit den letzten drei Monaten, Graf Artois das Klügste that, was er in seiner Lage und nach seinem Charakter thun konnte: er verließ Frankreich; und es war nicht wahrscheinlich, daß er heimlich zurückkehrte, um in der Nacht die Gewalt an sich zu reißen, den König zur Abdankung zu bestimmen und Monsieur, seinen älteren Bruder, zu verbannen.

Neuntes Kapitel.

Adel und Geistlichkeit alarmirt. — Sie rufen das Ausland an. — Unruhen in Nancy. — Der Hof will kapituliren. — Mirabeau. — Wort eines geistreichen Mannes. — Monsieur. — Seine Konferenz mit dem König. — Er ist Premierminister. — Seine Briefe an den Herzog d'Avaray. — Decazes will sie später kaufen. — Ein Wort von Ludwig XVIII. darüber. — Ich gehe nach der Provence. — Ich heirate. — Wahlversammlungen im Var. — Avignon. — Carpentras. — Bürgerkrieg. — Jourdan der Kopfabschneider. — Der Priester Escoffier. — Der Maire von Avignon. — Der Bankier Audiffret. — Vermittlung. — De Corbeau de Saint Albin. — Antonelle. — Man will einen von uns hängen. — Versammlung in Sorgues. — Ihr Beschluß. — Jourdan marschirt. — Der angebliche Marquis de Rovère. — Kampf. — Exzeß der Jourdanschen Armee. — Die Eisgrube. — Heftigkeit der Provençalen. — De Mazan. — Ich verlasse die Grafschaft Venaissin. — Kommissäre gehen nach dem Departement Vaucluse. — Tag der Ritter vom Dolche. — Bailly. — Lafayette auf dem Champ de Mars. — Kriegsrechtserklärung. — Ermüdung der Konstituante. — Wahre und falsche Konstitutionelle. — Revision der Verfassung. — Rückkehr von Varennes. — Der König nimmt die Verfassung an. — Schwerer Fehler der Konstituante. — Die Legislative.

Nach Ankunft des Königs in Paris schrieen die Adeligen und Geistlichen der Minderheit über das, was sie Vergewaltigung des Königs nannten, und deklamirten gegen die von der Nationalversammlung dekretirten volkstümlichen Gesetze; sie riefen schon nach dem Ausland um Rettung von Thron und Altar, zu deren Zertrümmerung sie am meisten beitrugen, indem sie die morschen Stützen des wankenden Staatsgebäudes zu halten suchten.

An verschiedenen Punkten Frankreichs gab es ernste Unruhen; gute Bürger und wackere Soldaten fielen anfangs im Kampf; aber die Niederlage der Freiheitsfeinde ließ wohl vorhersehen, wem schließlich der Sieg

verbleiben werde, wenn es zum Kampf kommt zwischen den Anhängern und den Gegnern des neuen Systems.

Den Hof entmutigte der Mißerfolg angewandter Gewaltmittel gegen eine Macht, die er bis jetzt nicht gekannt hatte, die Macht der öffentlichen Meinung, welche die Nation belebte; er versuchte der Bewegung in anderer Weise beizukommen. In der Absicht, das Gewissen der patriotischen Parteiführer in Versuchung zu führen, versuchte der Hof es zunächst mit dem, der am meisten gegen ihn aufgebracht und deshalb am meisten zu fürchten war. Mirabeau sollte bestochen werden. Es wurden Vermittler gewählt. Es scheint sicher, daß Mirabeau Vorschläge anhörte. Man bot ihm 15= oder 20000 Franken monatlich und eröffnete ihm Aussicht auf einen Ministerposten, wenn er mit seinem Einfluß der Regierung dienen oder vielmehr die Regierung unterstützen wolle, er, der ihr gerade den ersten heftigsten Schlag versetzt hatte. Ein Mann von Geist war es, der da sagte: „Mirabeau mag sich verkauft haben, er wird sich aber gewiß nicht liefern.“ Monsieur, der spätere Ludwig XVIII., von Jugend an daran gewöhnt, die Menschen zu verachten und zu verderben, hat mit Mirabeau den Handel abgeschlossen.

Monsieur, der seit der Notabelnversammlung und schon vorher gegen die Mißbräuche sich ausgesprochen hatte, wurde von Ludwig XVI., der ihm in dem Maße Vertrauen zeigte, in dem er sich in der Klemme fühlte, um Rat gefragt. Man erzählte, daß in einer Konferenz der beiden Brüder Monsieur sehr energisch all das Unwesen aufdeckte, welches zu einer Gefahr für die Krone heranwachsen konnte, weil sein Ministerium ihm nicht zu steuern verstand; der König, tief betroffen, habe zur Feder gegriffen und ihm gesagt: „Ich ernenne Dich zum Connetable und Generallieutenant des Königreichs, ich gebe Dir unbeschränkte Vollmacht, Ordnung zu schaffen.“ — Bald darauf schrieb Monsieur seinem bekannten Cicisbeo: „Jetzt bin ich Premierminister mit den weitestgehenden Vollmachten; seit drei Tagen beschäftige ich mich damit, die dringendsten Maßregeln vorzubereiten; aber da kommt La Vauguyon, er ist einig mit Montmorin; und ich bin nichts mehr.“ Dieses Schreiben habe ich gesehen; es ist jetzt im Besitz eines angesehenen Bürgers in Paris.

Monsieur sprach offen über die geringe Fähigkeit des Königs und

den zu großen Einfluß einer Königin, von der er fand, daß sie bisweilen etwas leichtfertig sei. Der Hof von Versailles, sagte er, ist seit lange ein Stelldichein von Dirnen, intriguirenden Priestern und servilen Adeligen. Eine Stelle seines vertraulichen Briefes lautet wörtlich: „Ich hatte gut eine Reform verlangen; der König verstand mich, aber seine Schwachheit ließ sie nicht zur Ausführung kommen. Du kennst meine Schüchternheit, mein Lieber, wenn es gilt, öffentlich zu sprechen; aber unter vier Augen bin ich wie der Kornak, da zähme ich den Elefanten. Ich spreche mit dem König und der Königin, mit jedem von beiden allein; ich imponire ihnen; aber dann kommen die Kavaliere, und alles, was man mir versprochen, alles, was ich gesagt, war umsonst." Die Abschriften dieser Briefe befanden sich in den Händen eines Ministers der Restauration.

Der Polizeiminister unter Ludwig XVIII. wollte die Originale der Briefe für eine große Summe kaufen; er glaubte dem König damit einen Dienst zu erweisen, aber dieser sagte ihm in seiner überlegenen Ruhe: „Wenn ich alles aufkaufen wollte, was ich geschrieben habe und möglicherweise veröffentlicht werden kann, insbesondere die Korrespondenz, von der Sie sprechen, so würde mein Schatz nicht ausreichen."

Mitten in der bewegten Zeit — Paris fieberte und ich mit — reiste ich in die Provence, wo man mich schon als Partisan der Freiheit kannte. Schon lange wollte ich meine Mutter wiedersehen. Gerade in Zeiten der politischen Wirren sehnt man sich noch mehr nach seinen Lieben; das ist ein Moment der Waffenruhe und der Sicherheit. *1790.*

Meine Mutter, seit einiger Zeit Witwe, glaubte mich bei sich behalten zu können, wenn sie mich verheiratete; aber das bei einem jungen Manne so natürliche Verlangen, dabei zu sein, wo große Ereignisse vor sich gehen, und vielleicht eine Rolle darin zu spielen, hieß mich bald meine junge Gemahlin bei meiner Mutter zurücklassen. Die Wahlversammlungen für die Ernennung der Mitglieder des gesetzgebenden Körpers traten zusammen. Als guter Bürger durfte ich dabei nicht unthätig sein; von patriotischem Eifer beseelt durchreiste ich das Departement Var und die benachbarten Departements. *Januar 1791.* *Juni 1791.*

Als ich durch Avignon kam, war gerade der Bürgerkrieg zwischen den Papisten und den Freunden der Revolution ausgebrochen; diese in *September 1791.*

Carpentras, jene in Avignon. Die Wahlversammlung hatte sich gespalten, ein Teil tagte in Sorgues und hatte dort eine Armee organisirt, die unter den Befehl von Jourdan gestellt ward, dem man den Beinamen „Kopfabschneider“ gab. Mit dem ehrenhaften Marschall Jourdan hatte diese Persönlichkeit, welche die Aristokratie mit einem der besten Krieger der französischen Armee zu verwechseln liebte, nichts als den Namen gemein.

Avignon hatte seine Thore geschlossen, seine Wälle befestigt und eine Nationalgarde bewaffnet. Carpentras hatte sich auch in Verteidigungszustand gesetzt und eine Nationalgarde aufgestellt, die der Priester Escoffier befehligte. Diese Stadt anerkannte weder die Wahlversammlung in Avignon, noch die in Sorgues. Die politischen Stürme hatten für mich ebenso wenig Schrecken wie früher die zur See. Sozusagen im Feuer geboren, wie geschaffen für revolutionäres Treiben, schien ich bestimmt, immer mitten im Treffen zu stehen.

Wenn die öffentliche Meinung ein Volk bewegt, das lange zum Schweigen verurteilt war, so wird sie bald eine Macht. Der Ruf patriotischer Gesinnung verschaffte Ansehen, bald auch Einfluß und Macht. Daraus hätte die Regierung Vorteil ziehen, neue moralische Kraft schöpfen können, wenn sie nicht in jedem Patrioten einen Feind erblickt hätte. Meine Bekanntschaft mit Herrn Richard, dem Bürgermeister von Avignon, und dem Bankier Audiffret hatte zur Folge, daß ich von diesen beiden in hohem Ansehen stehenden Bürgern ersucht wurde, zwischen den Dissidenten zu vermitteln; sie schlugen mir vor, mich mit dem Bürgermeister von Arles, Antonelle, der später sich auszeichnete, und mit de Corbeau de Saint Albin, Oberstlieutenant der Artillerie, Ritter des Ludwigordens, in Verbindung zu setzen. Ersterer war eine politische Größe im Süden; er ist später in verschiedener Weise berühmt geworden; letzterer, ehrenwerter Zögling des Artilleriecorps, sehr geschätzt von Herrn de Gribeauval, hatte mehrere Schulen im Süden geleitet und genoß dort den Ruf eines braven Mannes und guten Patrioten, den die konstitutionellen Gesellschaften betätigten, zu denen er gleich uns gehörte. Versehen mit unseren populären Diplomen, wollten wir zuerst in Carpentras die Erfüllung unserer Mission versuchen, erfuhren aber, daß man dort schon eine eigentümliche Aufnahme unserer Sendung vorbereitete, indem man am Stadt=

thor einen Galgen aufrichtete, um einen von uns, de Corbeau, einen der besten Bürger und harmlosesten Menschen, daran aufzuhängen.

Wir ließen de Corbeau in Avignon zurück und begaben uns, Antonelle und ich, nicht ohne Besorgnis nach Sorgues; wir wurden als Mitglieder der Versammlung empfangen und aufgenommen. In Avignon wurden wir ebenso aufgenommen, aber wir versuchten vergebens zu vermitteln. Die Versammlung in Sorgues, talentvolle Leute, gute Patrioten, aber sehr exaltirt, hörte nicht auf unsere Ratschläge, teilte nicht im mindesten die versöhnlichen Gesinnungen des Bürgermeisters von Avignon, ja sie beschloß sofort, Carpentras anzugreifen; sie schickte Jourdan mit einer kleinen, von ihm organisirten Armee gegen diese Stadt. Jourdan bezog eine dominirende Anhöhe. Der nächste unter seinem Kommando war der angebliche Marquis de Rovère, später Mitglied des Konvents; wütender Republikaner zuerst, dann wechselte er oft die Parteifarben, wurde am 18. Fructidor deportirt und endete seine unrühmliche Laufbahn in Cayenne.

Jourdan zeigte sich stets seines Beinamens „Kopfabschneider" würdig, den man ihm bei seinen ersten Heldenthaten, als er auf der Bühne erschien, gegeben hatte. Er beschoß Carpentras; Escoffier erwiderte das Feuer, zerstörte bald die von seinem Gegner aufgeworfenen Erdwälle, demontirte seine Artillerie und warf mit Verlust einen gegen die Wasserleitung gerichteten Angriff zurück. Die Jourdansche Armee konnte den Priestergeneral nicht schrecken, dagegen um so mehr die Bewohner des schönen Landstrichs auf dem Rückzug; sie steckte Schlösser und Hütten in Brand. Männer, Frauen und Kinder wurden ohne Grund niedergemacht und ihre Leichen in einen Turm, genannt die Eisgrube, oder in die Rhone geworfen. Die Leute in der Provence haben später diese Greuel Banditen von der italienischen Küste oder von Inseln im mittelländischen Meer zugeschrieben. Man kann nicht sagen, daß die Verbrecher hier zu Hause sind, aber hitzige und leidenschaftliche Menschen wohnen da, und wohl kann man sagen, daß die Revolution hier schon am Anfang so wild und heftig auftrat, wie erst viel später anderswo. Obgleich ich als ausgezeichneter Patriot galt, geriet ich doch einmal in große Gefahr, aus der ich nur durch einen wackern Arzt, de Mazan, gerettet wurde. Der brave Mann gab mir in jenen schrecklichen Augenblicken Schutz

und Obdach in seinem Hause. Die Flammen beleuchteten unsern Weg dahin.

Tief betrübt durch den Anblick so vieler Greuel, bestürzt über neue Rachepläne, die ich im Schoße der Parteien reifen sah, verließ ich in aller Eile die Grafschaft Venaissin. Als ich nach Marseille kam, gelang es mir, die Volksgesellschaft zur Ernennung einer Deputation zu veranlassen, die eine Versöhnung der Bewohner des schönen Departements Vaucluse zur Aufgabe hatte. Ich schrieb auch an den Jakobinerklub, dessen Mitglied ich vom ersten Tage der Gründung an war, und an meine Pariser Freunde, um zu veranlassen, daß Kommissäre abgesandt werden, um dort Frieden herzustellen und weiteres Unglück zu verhüten, das ich vorhersah. Die Kommissäre waren unter sich aber auch verschiedener Meinung.

Das war freilich nicht der Weg, die Eintracht herzustellen. Sollte man sie vielleicht gerade deshalb gewählt haben?

Damals wie auch später erhielt die Provinz das Signal aus Paris. Wir erfuhren, daß in der Hauptstadt die Parteien kampfbereit einander gegenüber stehen. Der Tag der Ritter vom Dolche, eine unverschämte Drohung gegen das Volk seitens der vorgeblichen Verteidiger von Thron und Altar, machte viel böses Blut. Eine neue Fassung der Fundamentalartikel der Verfassungsurkunde, und zwar gerade der demokratischsten, wurde viel besprochen. Für die eifrigen Patrioten war es ein Grund oder ein Vorwand, heftig loszuziehen. Viele dieser eifrigen Patrioten zogen lärmend zum Champ de Mars, um dort eine Petition gegen die „Revision" zu beschließen. Bailly, der Bürgermeister von Paris, und Lafayette, an der Spitze der bewaffneten Macht, erschienen, die rote Fahne des Kriegsrechts entfaltend; sie ließen auf die Ansammlung um den Altar des Vaterlands Feuer geben. Es wurden Bürger getötet, ohne Notwendigkeit, da sie unbewaffnet waren. Diese Strenge, welche viele Klagen hervorrief, war auch später ein Hauptanklagepunkt vor dem Revolutionstribunal gegen Bailly und führte zu der darauf folgenden scheußlichen Hinrichtung.

Die konstituirende Versammlung, von den vielen verschiedenen, so schnell vollendeten Arbeiten ermüdet, konnte doch ihre Energie bewahren,

wenn sie auch das erste Feuer der Begeisterung zum Teil einbüßte; sie sah zudem die Revolution einen Charakter annehmen, den zu mäßigen nicht mehr in ihrer Macht war. Das Ministerium begünstigte die der neuen Ordnung der Dinge entgegengesetzten Ansichten; es gab schon wahre und falsche Konstitutionelle. Vielleicht schreckte die Versammlung vor ihrem eigenen Werk zurück, vielleicht bethörten sie unlautere oder bestochene Elemente; sie schien zurück zu wollen; unter dem Schutz der Gewalt, die sie angerufen hatte, bestand sie auf der Revision, also einer Aenderung der Verfassung, die man für etwas Dauerndes gehalten hatte; sie machte Aenderungen und Zusätze, die beim Volke heftigem Tadel begegneten. So entstand die geänderte Verfassung, die am 13. September 1791 vom König angenommen wurde. Ludwig XVI. brauchte nicht mehr Wort zu halten; denn er war seit seiner Rückkunft von Varennes nicht frei.

September 1791.

Am 30. September erklärte die Nationalversammlung ihre Mission als erfüllt und schloß ihre Sitzungen. Eine Art von falsch verstandenem Zartgefühl — sie wollte ihre Uneigennützigkeit beweisen — veranlaßte sie, sich ganz zurückziehen; es war ein großer Fehler, sich aufzulösen, ohne die ersten patriotischen Einrichtungen vervollkommnet zu haben, und die Vollendung der Revolution der gesetzgebenden Versammlung zu überlassen.



Zehntes Kapitel.

Ich bin Wähler des Departements Var, Administrator, Geschworener beim höchsten Nationalgericht in Orleans. — Friedensrichter Larivière. — Massakrirte Angeklagte. — Folgen des Fehlers der Konstituante. — Koalition des Auslands. — Lafayette General en chef. — Der 20. Juni. — Die königliche Garde entlassen. — Der 10. August. — Ich bin vorher in Paris zurück. — Westermann. — Danton. — Nationalkonvent. — Der König im „Temple". — Republikanische Zeitrechnung. — Ich bin Kommissär bei der Armee in Italien. — General d'Anselme. — Einnahme von Nizza. — Das Treiben der Emigranten. — Sonderbare Briefe. — Meine Muhme. — Der 20. September. — Verfolgung der Sardinier. — Siege. — Ich werde Vorsitzender der ganzen Administration in Nizza. — Ich werde in den Konvent gewählt. — Harmonie mit d'Anselme. — Weiblicher Adjutant.

Als Wähler des Departements Var wurde ich aus Rücksicht auf meine Familie und das Ansehen, in dem sie stand, vielleicht auch ein wenig infolge meiner persönlichen Verdienste zum Administrator des Departements ernannt, dann wurde ich Geschworener des höchsten Gerichtshofes in Orleans. In dieser Stadt also sollte ich als neuer Beamter meinem Berufe obliegen. Damals waren wir noch nicht bei der Epoche angelangt, in der es verboten war, Angeklagte freizusprechen. Unter denen, zu deren Rettung ich mächtig beitrug, nenne ich einen Finanzpächter aus Dijon. Unser hohes Tribunal mag sich nicht sehr würdevoll ausgenommen haben, aber Schlimmes konnte man nicht von uns sagen; eher hätten wir Grund gehabt, uns über die Angeklagten zu beklagen, denen in der Verteidigung keinerlei Beschränkung auferlegt ward, und die davon zuweilen den weitesten Gebrauch machten. Ich sehe und höre noch einen Friedensrichter, Namens Larivière, dem die Verhaftung von zwei bekannten Deputirten, Merlin de Thionville und Chabot, zur Last gelegt war. Larivière hatte mit diesem Gewaltakt, als Werkzeug der Leidenschaft

Juli 1792.

des Hofes gegen zwei demokratische Deputirte, jedenfalls seine Befugnisse überschritten, verteidigte sich aber so gut, daß er freigesprochen wurde. Warum blieb er und viele andere nicht in Orleans! Sie wurden später nach Paris geschickt und bei Versailles durch Banden der Septembermörder niedergemacht.

Ich habe bereits bemerkt, daß es ein Fehler der konstituirenden Versammlung war, auseinanderzugehen. Sie deponirte die Verfassung von 1791 in die Hände des Königs und stellte sie unter den Schutz des französischen Volkes, der Nationalgarde und der Armee; sie zog sich zurück, während noch zu viel in der Schwebe, unfertig war, anstatt, wenigstens zum Teil, auf dem Posten zu bleiben, den sie zwei Jahre lang so ruhmvoll zwischen Aristokratie und Demokratie behauptet hatte; alles überließ sie ihren Nachfolgern. Diese Nachfolger wählte aber ein durch und durch erregtes, aufgewühltes Volk; sie kamen nach der Hauptstadt, vom Ehrgeiz beseelt, eine politische Rolle zu spielen, und der beste Weg dazu schien ihnen, die Vorgänger zu überbieten.

Neue Männer mit neuen Umsturzideen gaben hinwieder den Feinden der neuen Ordnung eine Handhabe gegen die neue Ordnung selbst.

Während sich die Begründer der Verfassung so unklug benahmen, regten sich gleichzeitig mit den Feinden im Innern die Feinde außerhalb des Landes. Lafayette wurde der Oberbefehl über eine französische Armee gegen die der Koalition übertragen.

Klubs und Volksversammlungen schürten die Flamme der Begeisterung im Volk für Vaterland und Freiheit; die Blutthat gegen das Volk auf dem Märsfeld vom Jahr vorher war nicht vergessen. Am 20. Juni zogen Massen vor die Tuilerien, lärmten über Verfassungsbruch und die Höflinge, die dazu geraten; das seien Verräter; der König solle sie fortjagen. Es waren unheimliche Gestalten, diese lärmenden Bittsteller, die bis in das Kabinet des Königs vordrangen. Da geschah es, daß der König die rote Mütze aufsetzte. Im Uebermaß von Hochherzigkeit oder Schwäche nahm er die Hand eines Grenadiers, die er an sein Herz legte mit den Worten: „Fühlen Sie, ob es schneller schlägt.“ Ludwig XVI. gab hier die ersten Beweise von jener hohen Tugend, die, wenn auch gewiß nicht ohne Mut, aber ohne Thatkraft bei Königen nicht immer

ausreicht. Dem Bürgermeister Petion, der versichern zu können glaubte, die Wünsche des Volkes würden erfüllt, gelang es, die Menge zum Rückzug zu bewegen, obgleich sie nicht recht befriedigt schien. Die gesetzgebende Versammlung gewann in dem Maße an Macht, als das Königtum verlor; sie löste die königliche Leibgarde auf. Es wäre wohl schicklicher und klüger gewesen, dem verfassungsmäßigen König mehr Freiheit zu lassen. Die größte Tugend einer Partei, die Mäßigung, ist eben auch die seltenste. Da bleibt kein anderer Ausgang als Sieg oder Tod.

Seit einigen Monaten war der Krieg erklärt, und die Feinde hatten im Anfang Erfolge. Gleichzeitig wurden Komplotte im Innern angezettelt. Am 10. August zog das Volk in Waffen, unterstützt von Bataillonen aus der Bretagne und der Provence, vor die Tuilerien. Es war am Morgen; Ludwig XVI. ließ gerade die Schweizer Revue passiren. Ob auf Befehl des Königs oder aus Versehen, es wurde auf eine Deputation des parlamentirenden Volkes geschossen. Es kam zum Kampf, viele Schweizer fielen. Ihre Bundesgenossen, die „Ritter vom Dolch", die sich prahlerisch zur Verteidigung des Königs verpflichtet hatten, ließen ihn im Stich. Wohl erhoben sie später gegen Ludwig XVI. den Vorwurf, er habe zu früh den Platz geräumt und sich bei der ersten Feindseligkeit in den Schoß der Nationalversammlung begeben. In der Nähe der Straße St. Honoré und des Palais Royal befanden sich während des Kampfes einige Bataillone Nationalgarde, die nicht wie die Mehrheit gesinnt waren, sondern geschworen hatten, den Thron zu verteidigen. Um ihren Schwur zu erfüllen, warteten sie auf die Entscheidung. Hätte der Hof gesiegt, so wären sie gewiß auf seine Seite getreten; aber man verbindet sich nicht leicht mit den Besiegten. Nach dem Siege des Volkes gingen sie also auseinander.

August 1792

Ich war einige Tage vor dem 10. August nach Paris gekommen und habe diese entscheidende Schlacht ganz in der Nähe gesehen, wie drei Jahre vorher am 14. Juli die Einnahme der Bastille. Bei beiden Kämpfen war die Beteiligung des Volkes nicht zweideutig; aber entscheidend für den Sieg war wohl doch bei den Tuilerien wie bei der Bastille die Teilnahme regulärer Truppen, nicht die der Menge. Dort waren es die Bataillone aus der Bretagne und Provence, hier die französischen Garden. Bei diesen beiden Ereignissen von so weittragenden Folgen konnte ich so

recht sehen, wie wenig dazu oft gehört, die wichtigsten Entscheidungen herbeizuführen; es hängt an einem Befehl, an einer Bewegung, an einem Mann. Unter dem Militär war der Mann des 10. August Westermann; auf dem Carousel, in der Kommune war Danton der Revolutionär des 10. August, der entscheidende Mann. Wenn in den ersten Tagen der Revolution das Volk nicht siegte, wenn am 14. Juli beispielsweise das Königtum siegte, so wäre der Kampf vom 10. August nicht einmal versucht worden. Selbst wenn am 10. August die Entscheidung nach der andern Seite fiel — wie anders hätten sich die folgenden Ereignisse gestaltet! Es ist gar nicht auszudenken! . . . Der Thron lag in Trümmern, der König und seine Familie befanden sich gefangen im Temple.

Am 10. August beschloß die gesetzgebende Versammlung die Berufung eines Nationalkonvents. Ich wurde für das Departement Var gewählt; aber bevor ich davon erfuhr — der nationale Obergerichtshof war nach der neuesten Ordnung der Dinge schon abgeschafft —, ernannte mich der Verteidigungsausschuß zum Kommissär für die Südarmee, später die italienische genannt, um die Passage über den Var zu bewerkstelligen; ich begab mich sofort auf diesen wichtigen Posten.

Die italienische Armee stand unter dem Kommando des Generals d'Anselme, eines verdienstvollen Soldaten und Patrioten. Unsere Truppen überschritten den Var ohne Widerstand; es war am 28. September 1792. Die sardinischen Bataillone verließen mit den Emigranten Nizza; Montalban und Villefranche wurden geräumt. Die Sardinier zogen sich nach Sospello. Anselme nahm von Nizza Besitz; es wurden dort einige Unregelmäßigkeiten begangen, wie sie der Krieg mit sich bringt; es war auch schon kein gewöhnlicher Krieg mehr, sondern beinahe ein Bürgerkrieg, da die Emigranten als erste Anstifter zugleich Bundesgenossen und Führer waren.

Wir kannten Nizza seit lange als eines der Hauptquartiere der Gegenrevolution. Die Lage zwischen Italien und Südfrankreich eignete sich ganz besonders für die Machinationen der Emigranten. Als sie Nizza nach der Einnahme in Eile verlassen mußten, fanden wir deutliche Spuren ihrer Thätigkeit, die wir bis jetzt nur instinktiv erraten hatten, wozu es keiner Divination bedurfte. Man brachte mir unter anderem von den Prinzen bestellte militärische Rekognoszirungsarbeiten über die Provinzen

Languedoc, Provence und Dauphiné; gute, genaue, mit wirklichem Talent, von wem immer, gearbeitete Aufnahmen des Terrains zum Zwecke der Invasion. Die Emigranten beschäftigten sich aber nicht ausschließlich mit militärischen Angelegenheiten; ihr Briefwechsel drehte sich sogar meist um Klagen über Entbehrung von Vergnügungen, den Verlust ihrer Privilegien und das heftige Verlangen, bald wieder in den Besitz derselben zu gelangen. Unter den Briefen, die wir fanden und auf Befehl nach Paris schickten, fielen mir einige ganz besonders auf durch den hohen Geist und die zarte Empfindung, von denen sie diktirt waren; es waren Briefe einer Frau von Geist und Herz an einen hervorragenden Mann in Paris, mit dem sie während ihres ganzen Lebens in zärtlichen Beziehungen stand und mit dem sie bis an sein Ende korrespondirte. Aus einer Zeitungsnotiz erfuhr man 1821 den Namen dieser bedeutenden Dame; es war meine Muhme, die in meinem Hause zu Chaillot bis an das Ende ihrer Tage wohnte; nach all dem Unglück, das sie gelitten, fand sie wenigstens unter meinem Dache Ruhe und die Tröstungen der Freundschaft.

Am 20. September trat der Nationalkonvent zusammen und hielt seine erste Sitzung; am 21. wurde die Republik proklamirt, und mit dem folgenden Tag begann die neue Zeitrechnung: das erste Jahr der Republik. So waren es gestern noch Jahre der Monarchie, heute Jahre der Republik.

Unsere republikanische Armee verfolgte von Nizza aus die Sardinier. Wir lieferten mehrere Gefechte, die günstig für uns ausfielen. Nach diesen Erfolgen begann ich als höchster Verwaltungsbeamter Hand in Hand mit General d'Anselme das Departement der Seealpen provisorisch zu organisiren. Während ich mich bemühte, die durch Priester, Emigranten und Beamte vor ihrer Flucht geängstigten Einwohner Nizzas zu beruhigen, die Häuser der vornehmen Piemontesen vor Plünderung zu schützen, eine Verwaltung, einen Gemeinderat, Tribunale und provisorische Friedensrichter einzusetzen, erhielt ich die Mitteilung, ich sei Mitglied des Konvents, nebst der Aufforderung, meinen Platz darin einzunehmen; aber der General d'Anselme und die ersten Bürger von Nizza wandten sich an den Konvent mit dem Ersuchen, mir die Vollendung meiner Mission zu

Jahr I. Oktober 1792.

gestatten, und ich selbst hätte ungern ein halb anarchisches Provisorium, wie es nach dem Sturze einer Regierung sich einstellt, zurückgelassen und einer Bevölkerung meine Dienste entzogen, die sich so erkenntlich dafür zeigte.

Zwischen d'Anselme und mir herrschte vollständige Harmonie, obgleich man sich Mühe gab, dieselbe durch Klatsch und Zwischenträgereien zu stören. Die Schwester des Generals steckte dahinter, ohne Zweifel eine gute Patriotin, die sich aber gern um Dinge kümmerte, die sie nichts angingen; nicht zufrieden mit ihrer Adjutantenuniform und ihren militärischen Befugnissen, mußte sie sich auch noch in die Politik mischen.



Elftes Kapitel.

Ich trete in den Konvent. — Minister Roland. — Frau Roland. — Antinous Barbaroux. — Mein Besuch. — Ich lehne eine Einladung ab. — Unweibliche Frauen. — Ludwig XVI. in Anklagezustand versetzt. — Kritische Lage des Konvents. — Würdigung seines Verhaltens. — Ungeheure Operationen. — Der 21. Januar. — Kommissäre zur Rekrutenaushebung. — Ich werde mit Fréron nach dem Departement Ober- und Niederalpen geschickt. — Chamforts Schrecken. — Er will mich auf meiner Mission begleiten und lehnt dann ab. — Sein tragisches Ende.

Jahr I. Dezember 1792.

Nach zwei Monaten ununterbrochener Arbeit ließ ich d'Anselme in Nizza zurück und begab mich zum Konvent, auf diesen seit dem 10. August so schwierig gewordenen Posten. Während meiner Thätigkeit in Nizza hatte ich mit Roland, dem Minister des Innern, korrespondirt; seinen hochherzigen Ideen und seinem patriotischen Eifer zu Gunsten der Länder, die vielleicht bald zu dem neuen Frankreich gehören konnten, ließ ich gern Gerechtigkeit widerfahren. Bei meiner Ankunft in Paris empfing mich der Minister mit großer Achtung; ich wartete still in seinem Kabinet, bis seine Frau uns verlassen würde, um von ernsten Dingen zu reden; Roland deutete mein Schweigen richtig, denn er sagte: „Meine Frau ist mit den Geschäften meines Ministeriums vertraut."

Frau Roland war nicht ohne körperliche Reize. Man wollte finden, sie habe ihr Herz zu laut sprechen lassen, wenn sie in ihren Memoiren von den Deputirten spricht, die ihr teuer waren, und dabei von Barbaroux sagt, er sei schön gewesen wie Antinous und ihn so nennt. — Das gehört ihrem Privatleben an. Ich habe hier nur insoweit von Frau Roland zu sprechen, als sie mit den politischen Ereignissen in Berührung

kam, die bekanntlich ihr und ihrem Gatten so verhängnisvoll wurden und sie so tragisch enden ließen. Was mich betrifft, so kann ich mir nicht den Vorwurf machen, Frau Roland in ihrem politischen Ehrgeiz bestärkt zu haben, bei dieser Gelegenheit so wenig wie bei jeder anderen. Sie schien mir herrisch in ihrer Art, zu grüßen; am meisten mißfiel mir die Hartnäckigkeit, mit der sie sich im Kabinet des Ministers festsetzte. Ich war nicht artig genug, ihre Gegenwart zu ertragen, die mir indiskret schien, und ohne weiter etwas zu sagen, grüßte ich und zog mich zurück. Am nächsten Tage erhielt ich eine Einladung zum Mittagessen, und ich lehnte aus demselben Grunde ab. Ohne die großen Verdienste verschiedener Frauen aller Klassen der Gesellschaft bestreiten zu wollen, muß ich sagen, ich habe selten gefunden, daß Frauen, die aus ihrer Sphäre treten, sich selbst oder andere glücklich gemacht hätten.

Nachdem Ludwig XVI., wie bereits erzählt, in die gesetzgebende Versammlung geflüchtet, in den Tempelherrenturm (temple) gebracht und seine Absetzung ausgesprochen war, fühlte sich die gesetzgebende Versammlung abgebraucht durch die täglich stärker werdenden Ereignisse und traute sich nicht genug Kraft und Ansehen zu, das Vaterland zu retten; sie berief den Nationalkonvent, dessen Mitglied ich für das Departement Var war. Muß ich daran erinnern, wie damals die Lage Frankreichs war, in welchem Maße kritisch und bedrohlich für diejenigen, die ihr Schicksal teilen wollten? Viele Deputirte wurden mit dem imperativen Mandat, den König zu verurteilen, in den Konvent geschickt. Der Konvent war konstituirt, hatte die einige und unteilbare Republik proklamirt, und beschloß, über Ludwig XVI. als Angeklagten abzuurteilen.

Jahr I.
3. Dezember 1792.

Gegenüber der Koalition der Könige Europas, deren Armee bereits auf französischem Boden stand, lag in diesem Vorgehen eine gewisse großartige revolutionäre Unerschrockenheit und Kühnheit. Freilich war die Proklamirung der Republik noch kein Grund für die Berechtigung des Konvents, über den König zu Gericht zu sitzen. Es wäre erhabener und des Konvents würdiger gewesen, sich nicht richterliche Gewalt anzumaßen, diese von der gesetzgebenden getrennt zu halten, sie außerhalb des Konvents ausüben zu lassen. Es wäre dadurch jeder Zwiespalt innerhalb des

Konvents vermieden worden, der sich ganz der Organisation im Innern und der Verteidigung gegen den äußern Feind hätte widmen können. Der Konvent glaubte allen Anforderungen zugleich genügen, allen Gefahren trotzen zu können und, wie Danton sagte, auf keinen Frieden mit den Königen hoffen zu dürfen, als durch Waffengewalt und durch die Entscheidung des Sieges; mit ihm hielt der Konvent dafür, man müsse den von den Königen zugeworfenen Handschuh aufheben oder vielmehr ihnen den Kopf Ludwigs XVI. zuwerfen. Was sich nun hier abspielt, bildet eine der ergreifendsten Scenen aus der neuen Geschichte, die den Völkern wie den Königen stets unvergeßlich bleiben wird. Auch ich mußte, durch meine Antecedentien verpflichtet, in diesem kritischen Moment Stellung nehmen; ich will, was ich unter dem Drucke der Ereignisse und was ich nach bestem Gewissen gethan, nicht zu rechtfertigen suchen; ich wüßte auch nicht, daß und vor wem ich mich überhaupt zu rechtfertigen hätte. Ich will aber auch der Verantwortlichkeit für meine Reden und Thaten nicht ausweichen, indem ich mir sage, diese meine Memoiren werden erst nach meinem Tode erscheinen. Es wäre dies eine posthume Verhüllung und Umgehung dieser Verantwortlichkeit. Ludwig XVI. steht heute vor Gott, wohin auch ich wohl bald berufen werde. Dessen gedenke ich, wenn ich sage, was ich glaube und was mein Gewissen gutheißt. Ludwig XVI. war von Herzen gut, klaren Verstandes, hatte gesunde Ansichten und teilweise einen weiten Blick; hätte er nicht die Faktion ultramontaner Priester und die an der Erhaltung der Mißbräuche interessirten Höflinge zur Seite gehabt, die ihm Furcht einjagten vor jeder Neuerung und sein ewiges Schwanken, seine Haltlosigkeit, die ihn heute ablehnen ließ, was er morgen annahm, verschuldeten; wäre er, befreit von den ihm auferlegten geistigen und jesuitischen Einschränkungen, sich selbst überlassen gewesen, so hätte er sich, wie mir mein Gewissen sagt, seiner Natur nach den reformatorischen Prinzipien der Constituante aufrichtig angeschlossen und dieselben durchführen helfen; alle die traurigen Konflikte wären ihm erspart worden, die Franzosen hätten in ihm den aufopferungsfähigen Befreier geliebt und verehrt, und er konnte mächtig, ruhig und verehrt auf seinem Thron bleiben und weiter regieren . . .

Die schreckliche That war vollbracht, der Konvent hatte seine Schiffe hinter sich verbrannt, faßte nun alle seine Feinde ins Auge und beschäftigte sich gleich einer Zentralbatterie, mächtig genug, um gleichzeitig nach allen Grenzen zu feuern, ausschließlich mit der Herstellung von Kriegsgerät, denn es galt, einen Weltkrieg zu bestehen. Die Aushebung von 300 000 Mann war angeordnet und mußte streng durchgeführt werden. Die Aushebung gab zunächst den Vorwand ab zu Unruhen in der Vendée, die sich auf andere Provinzen ausdehnten und ganz Frankreich bedrohten. Die Durchführung der Truppenaushebung gestaltete sich schwierig; die Cadres der Armee waren stark gelichtet, und es war dringend geboten, dieselben zu füllen. Der Konvent betrachtete sich im Besitz der Vollmacht Frankreichs und bekleidete damit Personen aus seiner Mitte, um an verschiedenen Stellen, wo es notthat, wirksam einzugreifen. Die delegirten Volksvertreter waren beauftragt, alles zu schaffen, alles zu organisiren, alles gegen den Feind marschiren zu lassen. Man begreift, um solche Resultate zu erzielen, mußte man mit weitgehender Vollmacht versehen sein. Die Volksvertreter in solcher Sendung vereinigten alle Vollmacht des Nationalkonvents selbst in sich, und man hat gesehen, daß diese Vollmacht die des ganzen französischen Volkes ist, das ist die von diesem Volk geübte Souveränität selbst, und in dieser schrecklichen Lage ist es keine Schmeichelei, wenn man Souverän den nennt, dessen Mut, Arm und Blut die Verteidigung des Landes bestreitet. Ich war beim ersten Schub von bevollmächtigten Deputirten nach den Departements und an die Grenze im Interesse der großen nationalen Bestrebungen. Man schickte mich nach den Departements Ober- und Niederalpen; Fréron wurde mir beigegeben. Mein Freund Chamfort besuchte mich, als ich mich zur Abreise rüstete. „Wie glücklich sind Sie, Paris verlassen zu können," sagte er; „was hier vorgeht und sich vorbereitet, läßt die schrecklichsten Katastrophen erwarten." Chamfort war einer der feurigsten und aufrichtigsten Förderer der Revolution; aber ihren Ausschreitungen vermochte er nicht zu folgen, und er sah sich schon im Geiste als eines ihrer ersten Opfer fallen. „Sie können ebenso glücklich sein wie ich, wenn Sie es für ein so großes Glück halten, von Paris wegzukommen; ich schlage Ihnen vor, mich zu begleiten," sagte ich, da ich seine Unruhe bemerkte.

Jahr I. 21. Januar 1793.

„Wird man mir die Erlaubnis geben? Wenn Sie die Einwilligung des Wohlfahrtsausschusses bekommen können — wie gern würde ich Paris verlassen, wo mein Leben in Gefahr ist.“ Ich machte den Versuch, und es gelang. „Hier ist Ihr Paß,“ sagte ich zu Chamfort. „Schön! ich mache mich reisefertig,“ erwiderte er lebhaft. Einige Stunden später kam er ganz niedergeschlagen zu mir und sagte, indem er mir den Paß zurückgab: „Meine Freunde haben mir abgeraten, die Reise zu machen; sie glauben, es sei in Paris weniger Gefahr für mich, als bei der Mission mit Barras.“

Die Gesellschaft der Jakobiner hatte damals eine Ausmusterung unter sich vorgenommen; mich hatten sie für würdig befunden, nicht ausgeschlossen zu werden. Chamfort kannte mich und wußte, daß dieser Umstand an meinem Charakter ebenso wenig ändern werde als an meiner Freundschaft für ihn; aber er fürchtete vielleicht noch mehr die Unruhen im Süden als die in Paris. Wir sahen uns damals zum letztenmal. Es that ihm leid, von mir verlassen zu werden, den er für seinen Beschützer hielt, und doch wagte er nicht, mit mir zu gehen trotz seiner Furcht, beim Wohlfahrtsausschusse denunzirt zu werden.

Zu meinem Schmerz erfuhr ich einige Zeit nachher, daß der originelle, geistreiche Mann unter dem Eindrucke der ihm von seiner Phantasie vorgespiegelten Schreckbilder sich mit dem Rasirmesser den Hals abgeschnitten. Chamfort war einer der Männer, die von ganzem Herzen die Revolution ersehnten, nach ihr riefen, sie liebten. Die ersten Exzesse derselben schreckten ihn nicht, machten ihm im Gegenteil die größte Freude. Von seiner scherzhaften Bemerkung beim Niederreißen der Bastille habe ich schon erzählt. Es fällt mir gerade etwas ein, was er bei demselben Anlaß sagte; er hatte sich bei dem Zerstörungswerk verspätet; wir warteten mit dem Essen auf ihn; zu seiner Entschuldigung sagte er lachend: „Ich beging die Unvorsichtigkeit, in Gala hinzugehen (Literaten trugen damals ein Kostüm: seidene Strümpfe, Schnallenschuhe und Degen); sie hielten mich für einen Aristokraten und wollten mich hängen. Geht es nicht prächtig vorwärts? . . .“ Der Unglückliche ahnte nicht, daß es so weit gehen würde, ihm den starken Kopf aus dem Gleichgewicht zu bringen und ihn zum Selbstmord zu treiben. Was konnte

ihn Schlimmeres treffen als der Tod, daß er sich ihn in so furchtbarer und übereilter Weise gab! Man hat immer eine Chance, wenn man zuwartet. So dachte ich schon von Anbeginn der Revolution — vielleicht war es auch bei mir weniger Sache des Nachdenkens als Naturanlage — und habe dabei alle Katastrophen, mit denen ich in so enge Berührung kommen sollte, überlebt, so daß ich in meine vier Mauern zurückgezogen heute meine Memoiren schreiben kann.



Zwölftes Kapitel.

Unsere Mission im Departement der Alpen ist erfüllt. — Ich komme nach Fox=Amphoux zurück. — Man schickt mich zur italienischen Armee. — Bayle, Beauvais, Despinassy. — Ich nehme Fréron mit mir. — Biron. — Brunet. — Der 31. Mai. — Die Girondisten. — Geist der italienischen Armee. — Unser Empfang. — Meine Kollegen verlassen mich. — Ansprache an die Meuterer. — Sieg. — Brunet verdächtigt. — Toulon sinnt auf Verrat. — Ich eile hin. — Fréron begleitet mich. — General Lapoype. — Victor Grand und Roubaud. — Ankunft in Pignans. — Verhaftung meiner Kollegen. — Auf meinen Kopf wird ein Preis gesetzt. — Toulon in Aufruhr. — Ich kehre nach Nizza zurück. — Was in Pignans vorgeht. — Versuch, uns zu verhaften. — Unsere Sekretäre verhaftet. — Vidauban. — Zwei Dragoner. — Der Bürgermeister von Roque=Frainel. — Saint Tropez. — Die Herren Daillier und Martin. — Einschiffung. — Der Schlupfhafen. — Insel Sainte Marguerite. — Nizza. — Unsere Sekretäre werden zu Toulon in den Kerker geworfen.

Alle Missionen, deren ich in Bezug auf Zweck und nähere Umstände Erwähnung that, waren gefahrvoll. Ich hoffte nicht, daß die unsere in dem Departement der Ober= und Niederalpen eine Ausnahme machen werde.

Allen Intriguen der Aristokratie zum Trotz gingen wir mit Ernst und Eifer an die Erfüllung unseres Auftrags. Die Armee der Alpen wie die in Italien wurden mit Truppen und allem, was sie brauchten, versorgt. Nach beendigter Mission suchte ich wieder meine Heimat auf. Ich war erst zwei Tage in Fox=Amphoux, als ein Kurier von Paris kam, der mir den Befehl überbrachte, mich zur italienischen Armee zu begeben. Ein Dekret des Konvents hatte alle den Rekrutirungskommissären erteilten Vollmachten zurückgenommen und mich aufs neue zum Repräsentanten bei der italienischen Armee ernannt, gleichwie Bayle, Beauvais und Despinassy. Die ersten beiden fand ich in Hyères. Bayle war

Jahr I. April 1793.

ein kleiner Handelscommis aus Marseille; Beauvais war ein geschätzter Pariser Arzt; von Administration und Krieg verstand er ebenso wenig als Bayle. Dieser war der Vater eines jungen Offiziers, der später General wurde, aber mehr als Politiker und militärischer Schriftsteller sich auszeichnete als durch glänzende Waffenthaten; er schrieb „Siege und Eroberungen“, „Die Kriegsannalen“ und andere in den Bibliotheken eingereihte Werke. Fréron wurde nach Paris zurückgerufen: er war ohne Mission; sein Wunsch wäre gewesen, nur mit mir nach Paris zurückzukehren. In jenen Zeiten, als man weniger die Förmlichkeit als den öffentlichen Nutzen in Betracht zog, nahm ich es auf mich, für Fréron um provisorische Vollmacht zu schreiben und nahm ihn mit mir nach Nizza.

Unsere Armee in Italien stand zuerst unter dem Kommando von Biron, ehemals Herzog von Lauzun. Denunzirt durch Aristokraten, die damals oft in Patriotismus machten, wurde er von Paris aus seines Kommandos enthoben; die Armee vergötterte ihn. Das Revolutionstribunal verurteilte ihn selbstverständlich zum Tod, und die Hinrichtung erfolgte mit der üblichen Schnelligkeit. General Brunet folgte ihm im Kommando; in keiner Hinsicht, weder in Bezug auf Patriotismus, noch in Bezug auf Talent ein Ersatz.

Jahr I. 31. Mai 1793.

Am 31. Mai, dem Tage der Vergewaltigung des Konvents, trug die Linke, die „Bergpartei“, den Sieg über die Rechte, die Girondisten, davon. Der Konvent gab mit seiner Spaltung ein schlimmes Beispiel; dem Krieg der Parteien innerhalb der Vertretung folgte die Teilung der Bürger in zwei Parteien im Land; bald wurde eine der Parteien bis zum Verrat getrieben.

Bis dahin war ich weder für noch gegen die Girondisten; ich dachte nur, man müsse ohne Unterschied der Meinungen sich mit der Bekämpfung der äußeren Feinde beschäftigen; diese zurückzuwerfen, für Frankreich die Unabhängigkeit zu erobern — dafür schien mir kein Opfer zu groß. Als ich von der Niederlage der Girondisten erfuhr, empfand ich aufrichtigen Schmerz; als mir in der Aufwallung Beglückwünschungsadressen von Volksgesellschaften wie von Armeen überreicht werden sollten, um sie nach Paris an den Konvent zu schicken, weigerte ich mich, irgend

etwas zu thun, was als Zustimmung zu einem Sieg im Bürgerkrieg gelten konnte. Der Süden von Frankreich schien der Herd des Bürgerkriegs zu sein. Die Armee unter Brunet wurde uns als sehr in Aufregung und sogar als aufrührerisch geschildert. In so gefährlicher Lage ist es am besten, auf die Gefahr gerade loszugehen. Ich machte mich zum Hauptquartier im Lager von Raour auf. Brunet empfing uns kühl. Man war unter den Waffen, man sollte es bleiben. Ich sah Soldaten, die etwas verlangten, aus Reih und Glied treten, die also gar keine Idee von Disziplin hatten; sie kamen sogar, verstärkt durch bürgerliche Elemente, in unser Zelt und führten eine unverschämte, drohende Sprache; sie wollten revolutioniren, sich interessant oder wenigstens gefürchtet machen. Beauvais war schon von der Krankheit ergriffen, an der er bald nachher starb; Bayle sah sich zu seinem Schrecken einer unerwarteten Emeute gegenüber an hervorragender Stelle; meine beiden geschätzten Kollegen bestiegen ihre Maultiere, und ich konnte sie nicht hindern, nach Nizza zurückzukehren.

Allein mit den Unzufriedenen, hielt ich in meiner Eigenschaft als Militär und Deputirter eine Ansprache, wie sie mir der Augenblick eingab. Es geschah nicht zum ersten- und nicht zum letztenmal, daß Festigkeit und Entschlossenheit sich als die besten Mittel erwiesen, Verirrten bei der Truppe wie beim Volke zu imponiren, vorausgesetzt, daß man ihnen etwas Vernünftiges zu sagen hat. Ich forderte General Brunet auf, sie dazu zu zwingen, sich zurückzuziehen. Er begnügte sich, sie auf ihre Posten zurückzuschicken, und hüllte sich in Schweigen.

Ich trat dann mit Brunet und seinem Generalstab vor die Front der Armee und sprach zu den Soldaten:

„Hoffnung des Vaterlandes! Verteidiger der Freiheit und Gleichheit! der Nationalkonvent schickt mich zu euch, um euch aufzuklären. Ihr werdet mir diejenigen nennen, die euch durch Insinuationen irreleiten. Euer General hätte sie unterdrücken müssen. Ich bin bevollmächtigt, für alles zu sorgen; schon habe ich Lebensmittel, Kleider, Munition verschafft; die Entbehrungen, so opferwillig von euch ertragen, werden ein Ende haben. Ich bin euer Kamerad, der für eure Bedürfnisse sorgt, eure Strapazen teilt; aber als Freund der Disziplin werde ich rücksichtslos gegen jeden vorgehen, der versuchen sollte, die Ordnung zu stören. Eure

Vaterlandsliebe wird die Unruhestifter zu finden wissen, welchen Ranges sie auch sein mögen."

Bei diesen Worten unterbrachen mich Rufe: „Es lebe die Republik! Es lebe der Nationalkonvent! Es lebe Barras!" Die Mützen flogen in die Luft als Zeichen der Freude. Brunet erbleichte; seine Gesichtszüge entstellten sich. Meine Anordnungen für Versorgung der Truppen wurden getreulich befolgt. Ich kehrte nach Nizza zurück, wo ich meine Kollegen fand; sie reisten nach Toulon ab. Was ich ihnen auch sagen mochte, um sie zurückzuhalten, war vergeblich; sie bestiegen wieder ihre Maultiere und ließen mich allein bei der Armee.

Brunet griff ohne Nutzen mit nahezu 20000 Mann am 8. Juni 1793 die Piemonteser an und wurde gezwungen, in seine Verschanzungen zurückzugehen. „Es thut eine andere Taktik not," sagte ich zu Brunet, „Sie sind Obergeneral, aber wir haben das Recht, Sie daran zu erinnern, daß die Vertreter des Volkes über dem Obergeneral, über allem stehen; sie haben Recht über Leben und Tod und schulden außer dem Konvent selbst niemand Rechenschaft." Brunet verließ die Verschanzungen, traf neue Maßregeln und schlug den Feind vollständig.

Jahr I.
Juni 1793.

Brunet geriet in Verdacht, mit Toulon und den dortigen Sektionen, die zu Gunsten der Girondisten rüsteten, im Einvernehmen zu sein. Man meldete mir von verräterischen Plänen in Toulon, von einer geheimen Korrespondenz mit Marseille, den Sektionären und Brunet; auch Lyon sei im Komplott, habe seine Thore geschlossen und die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt. Meine Kollegen wurden bedroht und beschimpft und luden mich ein, zu ihnen nach Toulon zu kommen. Ich reiste mit Fréron, dem General Lapoype und zwei Sekretären der Kommission für die Aushebung der 300000 Mann, Viktor Grand und César Roubaud. Wir hatten eine Eskorte von zwölf Dragonern; unterwegs drangen allerlei dunkle Gerüchte zu uns. In Pignans überzeugte ich mich, daß die Gerüchte nicht gelogen hatten. Ich erfuhr, daß man in Toulon den Nationalkonvent nicht anerkannt, meine Kollegen Bayle und Beauvais festgenommen, einen Preis auf meinen Kopf gesetzt und Kommissäre abgesandt habe, um mit den Admiralen der vor Toulon kreuzenden englischen und spanischen Flotten zu unterhandeln. Ein Komite der Sektionen hatte

Jahr I.
Juli 1793.

sich als Regierung konstituirt; in fast allen Gemeinden wurde Sturm geläutet; ein allgemeiner Aufstand. Ich wollte nach Toulon gehen, um meinen Kollegen beizustehen, mit ihnen dem Verrat entgegenzuarbeiten. Dazu war es aber schon zu spät. Ich beschloß daher, anstatt die Reise nach Toulon fortzusetzen, zur Armee nach Italien zurückzukehren. Während ich mit Fréron und Lapoype mich beriet, wurden wir vom Gemeinderat, zu dem sich ein Schwarm von Neugierigen gesellt hatte, in der Stille beobachtet. Wir waren zu Pferd; die Sekretäre der Kommission fuhren in einer Kalesche mit ihren Registern und unserem Gepäck. Die Gemeinderäte hatten schlimme Absichten auf uns, und als sie merkten, daß wir, von den Vorgängen in Toulon unterrichtet, auf unserer Reise umkehren wollten, kam der Bürgermeister, mit der Schärpe bekleidet, an der Spitze von Bewaffneten auf mich zu und wollte mich verhaften. Man ergriff das Pferd beim Zügel; ich zog den Säbel, befahl meinen Dragonern, desgleichen zu thun. Ein Hieb — und die Angreifer ließen los, wir trieben sie vor uns her, sie liefen zu einem nahen Bach; wir hatten den Weg frei. Geschossen wurde auch auf uns, aber niemand getroffen; dagegen blieb die Kalesche mit den zwei Sekretären in ihren Händen, den größten Gefahren ausgesetzt. Wir gelangten auf Umwegen bis Vidauban. Wir hörten Sturm läuten; man war unter den Waffen; die Gefahr war dringend, und da die Hauptstraße nicht benutzt werden konnte, überschritt ich den Argens, genau an der Stelle, wo die römischen Triumvirn die Welt geteilt haben. Nur zwei Dragoner waren uns gefolgt. Ich glaubte eine gewisse Unruhe an ihnen zu bemerken und sagte ihnen: „Wenn ihr Reue habt, so könnet ihr zu den Rebellen gehen!" Sie schwangen ihre Säbel und riefen, sie wollten unter allen Umständen bei mir bleiben. Ich kannte glücklicherweise die Gegend durch Jagden, die ich dort mitgemacht. In Roque-Frainet (Garde-Frainet?) kam mir der Bürgermeister entgegen mit den Worten: „Sie gehen sicher nach Saint Tropez; eilen Sie! Kuriere bringen die Ordre nach den Gemeinden, Sie festzunehmen." Gegen Nacht kamen wir in Saint Tropez an. Dort kannte ich zwei gute Republikaner, mir ganz ergeben: den Bürgermeister Taillier und den Marineoffizier Martin; diese wackeren Bürger bestätigten mir den Verrat von Toulon. Müde und hungrig, wie wir waren, versahen wir uns

schnell mit einigen Lebensmitteln und nahmen ein Boot, das nicht weit vom Hafen bereit stand. Taillier rief uns noch nach: „Ein Kurier kommt von Toulon, rettet euch!“ Wir segelten gegen die italienische Armee zu; beim Morgengrauen befanden wir uns zwischen englischen Fahrzeugen. Wir verbargen uns den Tag über in einem von Felsen besäten Schlupfhafen an der Küste von Fréjus, und ruderten nachts weiter. An der Insel Sainte Marguerite landeten wir; diese hielt noch zum Konvent. Ich ordnete einiges zu Verteidigungszwecken an und steuerte dann auf Nizza zu. An den Generalrat vom Var-Departement richtete ich noch den förmlichen Befehl, unsere unglücklichen Sekretäre in Freiheit zu setzen. Man hatte sie aber schon nach Toulon gebracht und dort in den Kerker geworfen, den sie nur durch ihre Gewandtheit und Energie wieder verlassen sollten.



Dreizehntes Kapitel.

Ankunft in Nizza. — Ich rufe die Behörden zusammen. — Eine Absetzung. — Brunet ein Verräter. — Meine Vorwürfe. — Seine Erwiderung. — Lapoypes Mission. — Brunets Schrecken. — Neue Beweise für seinen Verrat. — Ich setze ihn ab. — Dumerbion nimmt seine Stelle ein. — Vertrauen der Armee. — Brunets Bitten. — Meine Nachgiebigkeit. — Er denunzirt mich. — In seiner eigenen Schlinge gefangen. — Er wird vor das Revolutionstribunal gestellt. — Ursache seines Unterganges.

Wir kamen während der Nacht in Nizza an. Die Kette zur Sperrung des Hafens war nicht ausgespannt. Alles schlief, selbst die Schildwache des Postens an der Stelle, wo wir landeten. Ich begab mich in mein früheres Logis und ließ sogleich die Behörden zusammenrufen, die mir ihre Freude bezeugten, mich wieder zu sehen. Brunet hatte die Nachricht verbreitet, ich sei verhaftet und nach Toulon gebracht worden. Ich setzte sofort mit allgemeiner Zustimmung den Platzkommandanten ab und den Gendarmerie-Oberst Durand an seine Stelle, dessen Gesinnung und Tapferkeit ich kannte. Am folgenden Morgen ließ ich die Behörden wieder zusammenkommen und berief Brunet. Er kam mit einem zahlreichen Generalstab. Nur er allein wurde zur Sitzung zugelassen; er beklagte sich über die Absetzung des Platzkommandanten. Ich erwiderte, der Hafen sei nicht versperrt, die Wachtposten nicht am Platze gewesen, eine so sträfliche Nachlässigkeit verlange sofortige Remedur, sonst hätte ich ihn wohl zu Rate gezogen; ich sagte ihm dann, wir müßten uns verständigen, wie die aufrührerischen Bestrebungen der Sektionen in den Departements Rhonemündung und Var, besonders in Toulon und Marseille, zu unterdrücken seien; zwei meiner Kollegen seien in Toulon auf Befehl eines sogenannten Regierungskomites verhaftet worden, er

hätte den Aufruhr in seinen Anfängen ersticken müssen, ich verlangte nun die Absendung von dreitausend Mann seiner Armee, um die Ordnung in den beiden Departements wieder herzustellen und la Valette bei Toulon zu besetzen, das feindliche Kriegsschiffe in seinem Hafen zugelassen hatte. Ich verständigte meine Kollegen bei der Armee des Alpendepartements von dem Aufruhr in Marseille und Toulon, von meinen dagegen zu treffenden Maßregeln und bat sie dringend, auch ihrerseits drei- bis viertausend Mann von ihrer Armee abzusenden. Diese Truppen sollten auf ihrem Wege im Departement Drôme die Ruhe wiederherstellen, die Marseiller Armee, die bereits Avignon genommen hatte, auseinanderjagen und die Schluchten von Ollioules nehmen, um die Verbindung der Aufrührer unter einander zu zerstören.

Ich glaubte dem General Brunet alles über unsere Maßregeln wie über unsere Absichten sagen zu sollen; er war nicht einverstanden und erklärte, weder die Alpenarmee noch er würden Truppen gegen die guten Bürger der Departements des Südens abschicken; die Aufregung dort sei durch die Akte des Konvents und der Ausschüsse hervorgerufen und werde sich von selbst wieder legen; die beiden gefangenen Deputirten würden schon früher oder später freigelassen werden; die englischen und spanischen Geschwader seien nur deshalb in Toulon eingelassen worden, um die Freunde der Ordnung zu beschützen; er werde auf meine Vorschläge nicht eingehen; auch erkenne er nur mich als Vertreter an, nicht aber die Beiordnung Frérons.

Brunet zog sich zurück, nachdem die Versammlung sich tadelnd über ihn ausgesprochen. Sein widerwilliges Verhalten konnte den Verdacht gegen ihn nur bestärken; man sagte, er sei im Einverständnis mit Toulon. Ich gab Befehl, an den Ufern des Var eintreffende Kuriere mir vorzuführen. Bald brachte mir einer derselben in seinen Depeschen den Beweis für sein Einverständnis mit den Aufrührern in Toulon; er hatte sie ermutigt, gegen den 31. Mai zu demonstriren, im Widerstand auszuhalten und sie zu unterstützen versprochen. Nach dieser Entdeckung versuchten Fréron und ich, Brunet brieflich zu bekehren; und ich konferirte nochmals mit ihm. Er zeigte sich hartnäckig und anmaßend; ich ließ ihm offiziell in aller Form die Aufforderung zugehen, auf seine Verantwortung, noch an demselben Tage dreitausend Mann zu detachiren;

General Lapoype ernannte ich zum Kommandanten, und ihm gab ich meine Instruktionen.

Zum Schluß der Unterredung mit Brunet sagte ich ihm noch: „Nehmen Sie sich in acht, General, kehren Sie zu Ihrer Pflicht zurück; gehorchen Sie den Befehlen, die ich berechtigt bin, Ihnen zu geben; was in jenen Departements vorgeht, ist Ihnen bekannt; ich habe Beweise von Ihrer Hand; ich weiß, daß Sie den Feind angreifen sollen, um sich schlagen zu lassen; ich kenne die Stellungen am Var, die Sie einnehmen werden; ich weiß, daß Sie mit der Gegenrevolution gehen wollen. Ich verbiete Ihnen, ein Gefecht zu liefern; Ihre Stellung ist durch die Verschanzungen geschützt; ich befehle Ihnen, sie so zu erhalten."

Brunet fügte sich zitternd. Meine Befehle wurden genau befolgt. Nach aufgehobener Sitzung blieb Brunet noch bei mir, und als er in sein Hauptquartier zurückkehrte, schien er im besten Einvernehmen mit mir. Man machte ihm den Vorwurf, er habe sich von mir überreden lassen; man sagte ihm, seine Ehre sei engagirt, er solle das Joch des Jakobiners abschütteln. Glücklicherweise war Lapoype schon unterwegs und erfüllte seine Mission mit Eifer und Erfolg.

Brunet fing wieder an, im Lager gegen mich loszuziehen. Ich fing neue Beweisstücke auf für seine Teilnahme an dem Aufruhr im Süden.

Nun fand ich es an der Zeit, alle Rücksicht beiseite zu setzen und von meiner Vollmacht äußersten Gebrauch zu machen. Meine Befugnisse waren zwar nicht ganz klar bestimmt; aber es galt, die Armee in Italien und den Süden Frankreichs zu retten. Ich nahm es auf mich, Brunet abzusetzen; Dumerbion, den ältesten General, ernannte ich an seiner Statt und führte ihn sofort in seine neue Stellung ein. Bei Brunet ließ ich alle Papiere mit Beschlag belegen, ihn verhaften und nach Nizza bringen. Dumerbion, von Grenadieren seiner Division begleitet, befolgte meine Instruktionen, stellte sich an die Spitze der Truppen und verlas meine Proklamation und meine Beschlüsse. Die Armee, bei der Brunet unbeliebt war, schien sich bei dem Tausche glücklich zu fühlen. Dumerbion galt als tapfer und gerecht; er hatte sich bei den Pyrenäen ausgezeichnet; er genoß bei den Soldaten eines Vertrauens, das Brunet sich nie erwerben konnte; Deputationen beglückwünschten mich zu dieser Wahl. Brunet

Jahr I. 8. August 1793.

fügte sich; durch seinen Adjutanten ließ er mich ersuchen, ihn nicht nach Nizza bringen zu lassen, da er viele Feinde dort habe; ich sandte ihm durch den Platzkommandanten, General Durand, die Erlaubnis, nach seiner Heimat im Departement der Niederalpen zu gehen, und ließ ihn bis jenseits des Var eskortiren. Geneigt, in dem, was man Verrat nannte, mehr die Folge der Parteiverhältnisse und die Verkettung von daraus erfolgenden Umständen zu erblicken, wollte ich von den Beweisstücken, die ich für Brunets Einverständnis mit dem Feinde in Händen hatte, noch keinen Gebrauch machen. Er hatte mir im Tone rührender Aufrichtigkeit versprochen, sich in alle Anordnungen fügen zu wollen; aber er brach bald sein Versprechen, ging heimlich nach Paris und denunzirte mich beim Wohlfahrtsausschuß wegen ungesetzlicher Maßregeln; er fand auch bei einigen Mitgliedern, besonders bei Carnot, freundliches Gehör. Ich wurde davon noch rechtzeitig verständigt, um meinen Sekretär Botot mit Brunets Briefen nach Paris schicken zu können, der sie beim Wohlfahrtsausschuß deponirte. Die Zeiten waren unerbittlich; Schonung und persönliche Rücksichten kannte man nicht. Die Briefe Brunets fanden strengere Richter, als ich es war. Brunet wurde vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt; er fand selbst das Schicksal, das er mir zugedacht hatte. Wenig Verstand, viel Unwissenheit, ein Eigensinn, oft die Folge dieser Mängel, überlieferte ihn schlechten Ratschlägen; er hätte sich vor sich selbst gerettet, wenn er meinen Ratschlägen gefolgt wäre. Solche schwere Schicksalsschläge, wie derjenige es war, dem Brunet zum Opfer fiel, auch wenn sie dem Wohle des Vaterlandes dienen, lassen stets schmerzliche Erinnerungen bei denen zurück, deren Beruf ihnen dabei eine Pflicht auferlegte.*)

*) Vergleiche den eigenhändigen Bericht Barras' über den Verrat, die Absetzung und die Verurteilung des Generals Brunet im Anhang unter V. (G. D.)



Vierzehntes Kapitel.

Ich reise durch die Departements Niederalpen, Rhonemündung und Var. — Gärung in Toulon. — Die Armee. — Fréron. — Seine Vollmacht. — Neue Kommissäre. — Saliceti, Moltedo, Ricord. — General Carteaux. — Erfolge. — Ausschreitungen in Toulon. — Sylvestre, Jassand, Lemaille. — Sektionen in Toulon. — Lambert und Barry. — Admiral Hood vor Toulon. — Rebellen im Bunde mit England. — Proklamation des Admirals Hood. — Ludwig XVII. ausgerufen. — Admiral Trogoff. — Die Bürger von Toulon an Carteaux. — Energische Maßregeln des Konvents. — Trogoff, Chaussegros und Puissant außerhalb des Gesetzes erklärt. — Hood und Langara. — Die weiße Kokarde. — Adresse durch den Henker verbrannt. — Victor Grand wird frei. — Wichtige Beweisstücke. — Vorwand für den Aufruhr in Toulon. — Der Herzog von Orleans. — Sein Tod. — Sein Charakter. — Er gehört nicht zu seiner Partei. — Wort eines Feindes des Prinzen.

Nachdem ich mit General Dumerbion für die Sicherheit der Grafschaft Nizza und die Subsistenzmittel der Armee vorgesorgt hatte, reiste ich durch das Departement der Niederalpen, einen Teil des der Rhonemündung und das von Var. Ich wirkte überall beruhigend, löste die Volksklubs auf, die durch übertriebene Berichte über die Erfolge der Gegenrevolution neuen Zündstoff in die Massen warfen, setzte die bürgerlichen, militärischen und gerichtlichen Behörden ab; in der Stadt Grasse setzte ich Gerichtshöfe ein.

Mein festes und gerechtes Vorgehen machte so günstigen Eindruck, daß überall Bataillone von Nationalgarden massenweise meinem Rufe folgten; das der Republik so ergebene Bataillon von Beausset hatte mich in Nizza aufgesucht.

Toulon, der so wichtige Platz, der Zielpunkt der Koalition, besonders der Engländer, die schon im Hafen zugelassen waren, befand sich in großer Verwirrung; es drohte uns die Gefahr, die Stadt ganz an die Feinde

zu verlieren. Angesichts dieser Gefahr glaubte ich, ohne weitere Instruktionen aus Paris abzuwarten, alle Aufmerksamkeit und alle Kraft auf diesen Teil der Provence richten zu sollen. Viele Patrioten eilten unter die Mauern von Toulon; ich wies ihnen ihre Posten an. Wir brauchten Proviant; ich schaffte ihn. Ich schickte Kommissäre in die benachbarten Departements, nach Arles und anderwärts. Inzwischen hatte ich Bestellungen in Bordeaux und Ankäufe in Genua und Livorno machen lassen; auch an die Küste von Afrika schickte ich Fahrzeuge mit einem Kommissär, der von den Regierungen der Raubstaaten Lebensmittel für uns erhielt; alles mit Erfolg.

Man kann seine Bekanntschaften während einer Revolution nicht immer wählen. Indessen, was auch immer über Fréron gesagt werden mochte, so möchte ich meine Gemeinschaft mit ihm während jener schrecklichen Zeit nicht verleugnen.

Fréron war ein verweichlichter Literat, für den eine militärische Laufbahn eine übermenschliche Anstrengung war. Es fiel ihm schwer, die dazu nötige Stärke und Thätigkeit anzunehmen; aber was seinen Gewohnheiten, und vielleicht seiner Seele fehlte, suchte er durch alle Mittel zu erlangen; so glaubte er mittelst einer sonderbaren Hygiene nachhelfen zu können. Der Genuß von Spirituosen regte ihn auf und verlieh ihm eine fast kriegerische Kühnheit und Unerschrockenheit. Von Natur ein entschlossener Charakter, wurde er auf diese Weise ein ausgezeichneter Revolutionär, ich will sagen: ein Mann, der vor den ungewöhnlichsten, aber unerläßlichen Mitteln nicht zurückschreckt, wenn es gilt, die Unabhängigkeit und Existenz eines in diesem Augenblick durch die Koalition der Könige Europas und die Meute ihrer zügellosen Soldateska angegriffenen Vaterlandes zu retten.

Bis jetzt war Fréron, der Kommission für das Departement der Hoch- und Niederalpen beigegeben, noch ohne neue Vollmacht für die italienische Armee, wie ich sie hatte; Brunet hatte ihn aus diesem Grunde nicht anerkannt; auch jetzt bestritt man ihm das Recht, sich als Kommissär zu geriren oder zu zeichnen; da kamen neuernannte Kommissäre für die Armeen von Toulon und Italien, die Herren Saliceti, Moltedo und Ricord, die damit einverstanden waren, daß ich Fréron zuziehe, wie ich

es allein beschlossen hatte, so daß er von nun an als gleichwertig zu betrachten war. Alles dies war vielleicht nicht ganz gesetzlich, aber in Revolutionszeiten, auch oft in anderen, — gibt es ein anderes Gesetz, als der Sieg? Auch war dies mein einziger Gedanke.

Die viertausend Mann von der Alpenarmee, die ich erbeten hatte, waren angekommen. Ich stellte sie unter den Befehl Carteaux'; er stellte, wie ich gewünscht, die Ruhe in den Departements Drôme und Vaucluse wieder her und verjagte die Armee der Marseiller, die sich Avignons bemächtigt hatte. Er verfolgte sie bis Aix, wo er sie auseinandersprengte. Und doch waren es nahezu zwanzigtausend Mann. Carteaux rückte in Marseille ein, entwaffnete die Stadt und machte ein wenig Ordnung. Dann vertrieb er die Rebellen aus den Schluchten von Ollioules, wohin er sein Hauptquartier verlegte.

Die Gegenwart der Engländer im Hafen von Toulon ermutigte die Uebelgesinnten in dieser Stadt nicht wenig. Große Exzesse wurden begangen. Am 19. Juli verurteilte ein sogenanntes Volkstribunal Sylvestre zum Tod; am 27. wurde Jassaud hingerichtet; ihm folgten Lemaille und einige andere.

Am 29. Juli verweigerten der Ausschuß der Sektionen und die übrigen Behörden den vom Minister Dalbarade zugestellten Befehlen des Wohlfahrtsausschusses den Gehorsam.

Toulon richtete einen Aufruf an alle anständigen Leute Frankreichs („honnêtes gens", wie sich von da an die Royalisten nannten). Diese Herren, die vom Konvent behaupteten, er sei nicht frei, hatten deshalb die zur allgemeinen Versöhnung dem Volk vorgeschlagene Verfassung verworfen und von vielen Bürgern verwerfen lassen.

Was sich jetzt in diesem Teil der Provence ereignete, war nicht ganz neu und unerwartet. Toulon hegte seit langem Wünsche in dieser Richtung. Schon seit 1789 gab es hier eine royalistische Partei, die alle Unzufriedenen um sich scharte, im geheimen konspirirte und nun, da sie sich stark genug glaubte, offen hervortrat. In der Zeit, von der ich spreche, hatte die royalistische Partei acht Sektionen, ein Zentralkomite und ein Volkstribunal; sie gewann die Befehlshaber der Seemacht; sie sandte Kommissäre nach Marseille, nach Orten im Departement Var,

die zum Anschluß aufforderten; sie verhandelte mit feindlichen Geschwadern; allen verhieß sie Glück und Ueberfluß; zwei Volksvertreter, sowie einflußreiche Patrioten ließ sie verhaften; sie bemächtigte sich aller Aemter, schloß die Thore der Stadt, suchte den General unserer Armee in Italien zu gewinnen; sie erklärte in den gehässigsten Ausdrücken den Konvent als Rebellen gegen den König, als nicht zu Recht bestehend; sie erklärte die nach dem Süden gesandten Vertreter des Konvents als Rebellen. Die jetzt triumphirende royalistische Partei erwies mir die Ehre, einen Preis auf meinen Kopf zu setzen; sie ließ die Proklamationen des Konvents von Henkershand verbrennen. Den feindlichen Geschwadern sandte sie Botschaft, Toulon pflanze die weiße Fahne auf, proklamire die legitime Monarchie der Bourbonen und lade die Verbündeten ein, in ihre gute Stadt Toulon zu kommen, die das Joch der republikanischen Regierung abgeschüttelt habe. Es wurde zwischen den Leuten, die sich so gut verstanden, vereinbart, daß die Stadt, die Häfen, die Schiffe und Befestigungen den vereinigten Geschwadern überlassen werden, daß die acht Sektionen, die neuen Behörden, die neugeschaffene Nationalgarde, mithin fast die ganze Stadt, sich der neuen Ordnung einfügen. Um übrigens einen möglichen Widerspruch zu verhüten, wurden fünfhundert Patrioten eingekerkert und zweiundvierzig gehängt. Die feindlichen Geschwader nahmen Besitz von der Stadt, den Festungen, dem Hafen, den Schiffen, den Arsenalen und öffentlichen Gebäuden. Ein Engländer wurde Gouverneur der Stadt; ein Volksgericht wurde eingesetzt; gegen den Präsidenten und die Sekretäre des Nationalkonvents wurde der Kriminalprozeß verfügt; inzwischen sollten die vereinigten Seetruppen, militärische und bürgerliche Körperschaften, Marseiller und alle Unzufriedenen der Departements des Südens sich konzentriren und auf Paris marschiren, wo sich ihnen eine preußische Armee anschließen würde. Den Konvent und die Behörden von Paris, die ersten Urheber von allem traurigen und drückenden Unglück des royalistischen Frankreichs, werde dann dieselbe Strafe ereilen, wie die zweiundvierzig Patrioten in Toulon, das heißt, sie werden gehängt ... Am 19. August ließ das Volkstribunal Lambert und Barry hinrichten.

Jahr I. August 1793.

Ermutigt durch die Vorgänge im Innern der Stadt, war Admiral Hood mit seinem englischen Geschwader vor Toulon erschienen. Sektions-

kommissäre begaben sich an Bord des Admiralschiffes „La Victoire“, um Verabredungen zu treffen, und setzten ihre hochverräterischen Verbündeten von den gestellten Bedingungen in Kenntnis.

Am 23. August erschien eine Proklamation des Admirals Hood, an die Bewohner des Südens von Frankreich gerichtet, welche besagte, die Revolution und in deren Gefolge die Anarchie zwängen die Mächte, zu interveniren, um die Monarchie wieder herzustellen. „Erklärt euch,“ hieß es weiter; „ich komme und eile euch zu Hilfe. Man zeige offen seine Gesinnung, man pflanze die königliche Fahne auf, entwaffne die Schiffe, stelle Festungen und Hafen zu unserer Verfügung; sobald der Friede geschlossen sein wird, gehen Schiffe und Hafen an Frankreich zurück.“ Am Tage nachher, am 24. August, waren alle Bedingungen von der Stadt Toulon angenommen, und Ludwig XVII. wurde als König ausgerufen.

Das französische Geschwader bestand aus achtzehn Kriegsschiffen nebst neun Fregatten und Korvetten; Admiral Trogoff war Kommandant. Hood gibt neue Erklärungen, wonach er Proviant liefert, Löhnungen zahlt, endlich daß er von Toulon Besitz ergreift und bis zum Frieden behalten wird.

Die Sektionsausschüsse der Stadt schreiben an Carteaux, sie seien mit den Engländern und Spaniern verbündet, die ihnen mit dreißigtausend Mann zu Hilfe gekommen; die Sektion Nr. 11 von Marseille und ihre Mitschuldigen haften ihnen für Todesurteile, die gegen Royalisten gesprochen würden.

Der Konvent gibt nun öffentlich bekannt, die Stadt Toulon und unser Geschwader seien an die Engländer und Spanier ausgeliefert worden, ruft die Bürger zur Züchtigung dieses Verrats auf, erklärt Admiral Trogoff nebst Chaussegros und Puissant außerhalb des Gesetzes, belegt die Güter der Gegenrevolutionäre, der Mitglieder des Zentralausschusses der Sektionen in Toulon mit Beschlag und befiehlt, die Mitglieder des Gemeinderats in Pignans wegen Attentats gegen Vertreter der Nation in Anklagestand zu versetzen.

Jahr I. September 1793.

Inzwischen beschließen die Behörden von Toulon mit Hood und Langara, die mit unterzeichnen, eine Anleihe von einer Million Piaster,

im Jahre 1793, dem ersten Jahre der Wiedererrichtung der französischen Monarchie; der Sektionsausschuß beschließt, die weiße Flagge und die weiße Kokarde an Stelle der Trikolore zu setzen. So geschehen am 27. September 1793.

Vendémiaire Jahr II. September 1793.

Solchen Beschlüssen und Thaten folgten viele andere ähnlicher Art. Ein Urteil des Volkstribunals verordnet die Verbrennung einer Adresse von Vertretern durch den Henker. Die in Pignans verhafteten Sekretäre der Kommission befanden sich im Kerker zu Toulon als für die Wut der Rebellen bestimmte Opfer; nach einigen Verhören, bei denen sie sich standhaft benahmen, und nachdem sie beinahe von Wütenden, die sie für Volksvertreter hielten, massakrirt wurden, harrten sie in Entsagung ihres Schicksals, als die Frau des Generals Lapoype, die als Geisel dort zurückgehalten wurde, ihnen zur Flucht verhalf. Bald befanden sie sich außerhalb der Stadt. Victor Grand suchte mich gleich nach seiner Rettung auf. Es war mir eine große Freude, den jungen Mann wiederzusehen, der mein volles Vertrauen genoß und zu den wenigen zählt, die nicht aufgehört haben, es zu verdienen.

Die Originale von Briefen, Befehlen, Proklamationen von den feindlichen Admiralen und Generalen aus dieser Epoche in Toulon und Marseille und so viel anderes, das später an den Tag kam, mögen bezeugen, ob die Anklagen der Republikaner gegen die im Bunde mit dem Ausland stehenden Royalisten auf Einbildung beruhten oder auch nur übertrieben waren.

Ein höchst seltsamer Grund wurde unter verschiedenen anderen für die Gegenrevolution in Toulon geltend gemacht: ihr Ausschuß hatte gehört, „der Herzog von Orleans sei nach Paris gekommen, und es sei zu befürchten, die Königsmörder wollten ihn an die Regierung bringen; dessen sei er unwürdig, selbst wenn er gesetzlich dazu berufen wäre.“ Während die vorgeblichen guten Bürger von Toulon hievon sprachen, wurde der unglückliche Herzog nicht nach Paris gerufen, sondern unter strenger Bewachung von Gendarmen hintransportirt und dort ins Gefängnis geworfen, das er nur verlassen sollte, um das Schafott zu besteigen. Selbst die gehässigsten Verleumdungen finden Gläubige. Während ich vor Toulon mich ernstlich mühte, erfuhr ich von der Verurteilung

Brumaire Jahr II. November 1793.

und Hinrichtung (am 6. November 1793) des unglücklichen Herzogs. Ich habe ihn zuweilen vor und nach der Revolution gesehen und nie etwas anderes an ihm bemerkt als schlichte Menschlichkeit und Liebe zur Freiheit, als wäre er Privatmann; er wollte die Freiheit für jedermann; er war ohne jeden persönlichen Ehrgeiz. Wohl ist es möglich, daß einige seiner Freunde für ihn oder für sich Ehrgeiz hatten; er hatte keinen Teil daran; und in diesem Sinne konnte man von ihm sagen, er sei der einzige in seiner Partei gewesen, der nicht dazu gehörte, von allen Orleanisten am wenigsten Orleanist. Diese Hinschlachtung eines wohlwollenden, volkstümlichen und politisch ganz unschädlichen Prinzen entbehrt jeden Grundes, ja jeden Vorwandes, selbst vom Standpunkt derer, die sich an diesem Verbrechen vergnügten. Das ist einer der verrücktesten Streiche in dieser Revolution, die schon entartete und gegen ihre eigenen Streiter wütete... Ein Feind des Herzogs von Orleans, der ihn verteidigen oder sich wenigstens den Anschein geben wollte, es zu thun, sagte, der Hof habe ein großes Unrecht gegen diesen Zweig der Familie begangen. Man wird kaum erraten, was dieses Individuum, das sich für einen Royalisten hielt und sich dafür ausgab, unter dem Unrecht verstand; er meinte, der Hof habe die Langmut gehabt, ein zu großes Vermögen dem Herzog von Orleans zu lassen, der vierzehn Millionen Einkünfte besaß. Man sieht, die Ultraroyalisten, die damals noch ganz klein waren, inzwischen aber gewachsen sind, haben in Bezug auf Gehässigkeit und Leidenschaft viel mehr Verwandtes, als man glauben sollte, mit den Revolutionsmännern, die 1793 so viele für die Freiheit verhängnisvolle Greuel verübten.



Fünfzehntes Kapitel.

Erklärung von Hood und O'Hara. — England will nicht, daß der Graf von Provence nach Toulon komme. — Englische Politik. — Die republikanische Armee vor Toulon. — Rekognoszirung der Küsten. — Lieutenant Bonaparte. — Ich ernenne ihn zum Kapitän. — Das Lager des Generals Lapoype. — Strenge Disziplin. — Carteaux in Ollioules. — Unordnung. — Carteaux wird weggeschickt. — Doppet. — Frau Carteaux. — Die Tagesbefehle. — Bonapartes Beschwerden. — Geschichte einer Flugschrift. — Marat und Robespierre. — Wofür er sie hält. — Das „Souper de Beaucaire". — Wer zahlt die Flugschrift? — Das weggekommene Exemplar. — Neudruck. — Lucien Bonaparte. — Marathon. — Einige Züge aus seiner Geschichte. — Das Interesse, das ich an dem jungen Korsen nehme. — Ich lade ihn zu Tisch. — Frappante Aehnlichkeit. — Marat. — Fräulein Théroigne. — Er rettet sie. — Ein Fußtritt. — Charlotte Corday. — Marat und Bonaparte. — Dugommier. — Sein schöner Charakter. — „Der kleine Schützling" will von oben herab sprechen. — Er wird auf seinen Platz verwiesen.

Admiral Hood und General O'Hara, Kommissäre des Königs von England, erklärten am 20. September, ihre Verträge mit Toulon seien von ihrer Regierung genehmigt worden und ihre Eroberungen würden nach Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich gegen billige Kriegsentschädigung zurückgegeben werden; drei Tage nachher erklärten sie, da die Einsetzung einer Regentschaft eine europäische Frage sei, könnten sie dem Wunsche des Ausschusses nicht entsprechen und nicht zugeben, daß der Graf von Provence nach Toulon berufen werde, um als Regent zu funktioniren. Immer zweideutig, diese Engländer.

Frimaire Jahr II. November 1793.

Carteaux wurde in Ollioules durch einen Teil der Truppen verstärkt, die ich in der Umgebung von Toulon aufgestellt hatte; die übrigen wurden nach dem Hauptquartier Lapoypes in La Valette geschickt. Die von der italienischen und Pyrenäenarmee detachirten Truppen ergänzten die zur Bezwingung von Toulon bestimmte Macht.

Ich verhehlte mir die Schwierigkeiten nicht, die es bei der Wiedergewinnung von Toulon aus den Händen der Fremden zu überwinden galt; vielerlei war vorzubereiten, vielerlei zu bedenken; eine genaue Rekognoszirung der Küsten der Provence, wo die Feinde möglicherweise Truppen ans Land setzen könnten, schien angezeigt. Ich benötigte dazu einen intelligenten Offizier und wählte einen der jüngsten; er entledigte sich seiner Aufgabe schnell und gut. Mit seinem Bericht zufrieden, sagte ich ihm: „Ich danke Ihnen, Kapitän"; er erwiderte ehrerbietig: „Ich bitte um Verzeihung, ich bin nur Lieutenant." „Sie sind Kapitän, weil Sie es verdienen und mir das Recht zusteht, Sie zu ernennen." Das war meine erste Zusammenkunft mit Bonaparte.

Ich begab mich in das Lager des Generals Lapoype; es herrschte dort strengste Disziplin. Dagegen berührte mich die Unordnung in der Division Carteaux in Ollioules sehr unangenehm; seine Dispositionen schienen mir schlecht kombinirt; seine Batterien fügten den englischen Schiffen keinen Schaden zu. Die famose Feldschlange, die uns in der Folge so gute Dienste that, war schlecht aufgestellt und verpuffte die Kugeln ohne jeden Nutzen. Kriegsmunition und Mundvorrat wurden verschleudert. Ich sprach mit meinem Kollegen Saliceti darüber. Er war mit mir der Ansicht, man müsse Carteaux so schnell als möglich beseitigen. Wir berichteten an den Wohlfahrtsausschuß; er ernannte den Mediziner Doppet zum Obergeneral der Armee von Toulon. Die Wahl dieses sonst gewiß höchst schätzenswerten Mannes für diesen Posten schien uns keine glückliche, und wir teilten ganz offen diese Ansicht dem Wohlfahrtsausschusse mit; wir hatten an beiden Männern nichts auszusetzen, als daß sie einem so schwierigen Posten nicht gewachsen seien.

Carteaux war das, was man einen braven Mann zu nennen pflegt, wenn man nicht mittelmäßig sagen will; es fehlte ihm an Kriegserfahrung. Er hatte auch eine prätentiöse Frau, die sich mit Sachen der Verwaltung und selbst des Kriegs befassen mochte; sie soll sogar die Tagesbefehle verfaßt und in ihrer Naivität oder Keckheit „Frau Carteaux" gezeichnet haben. Wenigstens behaupteten es einige Militärs wie auch der junge Artillerieoffizier, der freilich damals schon nicht gern Gutes von anderen sprach, noch gern sprechen hörte, und der bei aller Artigkeit gegen Herrn

und Frau Carteaux sich über sie lustig machte. Doppet war ein guter Patriot, der zuerst Arzt, dann Advokat war, schließlich zum Militär ging und General wurde. Ich will nicht behaupten, daß sein Vorleben ihn für das Waffenhandwerk untauglich machte, wenn er den Beruf dazu fühlte. Darauf kommt es vor allem an. Während ich mich in Carteaux' Lager aufhielt, unzufrieden mit diesem General, von dem ich keine genügenden Auskünfte bekommen konnte, begierig, ein klares Bild unserer Lage gegenüber dem Feinde zu gewinnen, besuchte ich die Vorposten. Ich ließ mich von dem jungen Artillerieoffizier begleiten, der seit meiner Ankunft beharrlich meine Gesellschaft suchte. „Alles geht schlecht," sagte er zu mir, „ich schulde Ihnen, Bürger Volksvertreter, die Wahrheit über den Stand der Dinge; Ihre Loyalität und Ihr militärischer Rang verbürgen mir eine wohlwollende Aufnahme meiner Bemerkungen; ich bin hier die Zielscheibe der torsischen Fraktion und der Arroganz von Carteaux und seiner Frau; ich glaube als Artillerist einige Kenntnisse zu besitzen. Ich appellire nun an Ihre Einsicht; was immer ich Zweckmäßiges vorschlage — es geschieht nicht. So wollte ich eine Batterie auf eine Anhöhe pflanzen, die der Feind zu besetzen versäumt hat, ein sehr günstiger Punkt, um die Passage zu sperren und das Bataillon unter Victor zu überraschen — es durfte nicht geschehen. Dazu kommt noch, daß von diesem Punkte aus das Feuer unserer Batterie den Feind hinter den Verschanzungen erreichen würde; ich bitte um Ihre Unterstützung; prüfen Sie selbst, Sie werden sehen, daß ich Ihre Unterstützung verdiene."

Damals bot mir Bonaparte einige Exemplare einer Flugschrift an; er hatte sie verfaßt und in Avignon drucken lassen; er bat mich, zu gestatten, daß er sie an die Offiziere und Soldaten der republikanischen Armee verteile. Er hatte einen dicken Ballen und sagte bei der Verteilung: „Man soll sehen, daß ich ein Patriot bin. Kann man überhaupt revolutionär genug sein? Marat und Robespierre, das sind meine Heiligen!" Er übertrieb nicht, indem er sein Glaubensbekenntnis aussprach; etwas Ultrarevolutionäreres als der Inhalt dieser schändlichen Flugschrift kann man sich nicht denken; heute bildet sie ein Aktenstück zu dem Prozeß, der der Weltgeschichte angehört.

Die Flugschrift, welche Bonaparte so massenhaft verteilte und für

deren Druckkosten er bei den Volksvertretern die Bezahlung nachsuchte, — sie wurden auch gezahlt und noch ein Honorar für den Verfasser hinzugefügt — war sein berüchtigtes „Souper de Beaucaire.“ Viele Jahre später — Bonaparte war Konsul — verlangte die Witwe des Buchhändlers in Avignon von ihm die Druckkosten für sein „Souper de Beaucaire“; er schämte sich und zahlte; seine Einkünfte als General in Italien hätten es ihm erlaubt, die Schuld früher zu tilgen. Wenn er wirklich dieses Geld schuldig blieb — es wurde vielfach erzählt, ist aber nicht bewiesen — so hat er das Geld für sich behalten, das wir ihm für den Buchhändler gegeben. Die nachträgliche Forderung erinnerte übrigens den Konsul an sein Werk, von dem er annahm, es sei von den einen vergessen, von den anderen nicht gekannt. Er erkundigte sich angelegentlich, ob im Lande noch Exemplare davon vorrätig seien, und versprach einen namhaften Betrag für die Beschaffung aller Exemplare, die aufzutreiben wären. Man scheint die Nachforschung sehr eifrig betrieben zu haben, denn als ich mir ein Exemplar verschaffen wollte, war es nicht zu bekommen. Später erfuhr ich, daß die von Bonaparte korrigirten Druckbogen den eifrigen Nachforschungen entgangen waren. Dieses Exemplar befand sich durch einen wunderbaren Zufall im Besitze von Agricole Moureau, der sich durchaus nicht davon trennen wollte. Als Panckoucke 1818 die sogenannten Werke Bonapartes herausgab, wollte er die Jakobinerflugschrift, von der er gehört hatte, nicht vermissen; die Höflinge, die in ihrem Kaiser zu allen Zeiten nur das Ideal von Mäßigung sehen wollten, leugneten die Existenz einer solchen Schrift. Moureau vertraute dem Buchhändler sein Unicum von Exemplar an; es fand Aufnahme in die Sammlung und, von den Kompilatoren wiederholt, vielfältige Verbreitung. So genügte ein einziges Exemplar, das in den Händen des Druckers im Departement Vaucluse verblieben war, um dieses Denkmal des cynischsten Jakobinismus auf die Nachwelt zu bringen; die Presse läßt nicht leicht etwas zerstören, das die Gesellschaft ein Interesse hat zu erhalten.

Zur selben Zeit, als Bonaparte so schöne Proben seines Bürgersinnes ablegte, spielte sein Bruder Lucien, Magazinaufseher in Saint Maximin, das er in Marathon umtaufte, dieselbe Komödie wie sein Bruder in dieser Stadt, deren Schrecken er als Volksredner war.

Was er dort an Exzessen aller Art, in Demagogie und Gottlosigkeit leistete, spottet jeder Beschreibung. In einer und derselben Rede wollte er alle Aristokraten und Pfaffen aufhängen und denselben Gott, den er leugnete, herausfordern und ihm Trotz bieten; er that alles das, dessen man die rasendsten Demagogen jener Zeit beschuldigte: Entweihung der Hostien und allerlei Scheußlichkeiten an Monstranzen und Heiligtümern. Aber wir kommen noch auf Lucien zurück; sprechen wir von Bonaparte.

Von meiner ersten Begegnung an überraschte mich seine außerordentliche Thätigkeit. Sein zuvorkommendes Wesen im Dienste machte einen günstigen Eindruck auf mich. Inmitten eines Lebens voller Gefahren knüpfen sich schnell Bekanntschaften. Ich that gern für den jungen Korsen, was er von mir wünschte, auch für ihn persönlich. Ich besänftigte Salicetis Voreingenommenheit, ich gab ihm vor aller Welt Beweise meines Wohlwollens; ich ermächtigte ihn auch, seine Batterie aufzupflanzen. Während der Vorarbeiten für die Belagerung unterhielten wir uns oft mit einander. Ich lud ihn zu Tisch, wo er an meiner Seite saß. Wir neigen im allgemeinen zu Wohlwollen, auch zu einer Art Bewunderung für Leute, die bei schwachem Körper mehr Kraft zeigen, als man ihnen zutraute; ihr Geist scheint uns ihrem Körper überlegen, und wir schätzen sie darum höher. Unabhängig davon — und auch dieses Grundes war ich mir vielleicht damals nicht bewußt — fühlte ich mich durch einen ganz besonderen Umstand, woraus ich kein Geheimnis machen will, zu dem jungen Artillerieleutenant hingezogen. Es war nicht allein die große Thatkraft in diesem kleinen Körper, die Energie und Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens vom Kopf bis zu den Füßen — es war seine frappante Aehnlichkeit mit einem der größten Revolutionäre, wenn nicht dem größten, während der ganzen Dauer der Republik. Man wird neugierig sein, den Namen zu erfahren. Mit dem Freimut und der Naivität, die meine Memoiren beherrschen, stehe ich nicht an, ihn zu nennen. Dieser Doppelgänger von Bonaparte war Marat. Ich hatte ihn oft auf den Bänken des Konvents gesehen und auch früher; ich konnte mich aber nur insoweit von ihm angezogen fühlen, als es bei seinen Gewaltthätigkeiten und seinen Aufreizungen zum Blutvergießen möglich war; sein System als Publizist will ich nicht verteidigen, aber das teuflische Ungeheuer, das

man aus ihm gemacht hat und wohl noch machen wird, vermag ich durchaus nicht in ihm zu sehen, und da die Aehnlichkeit mit einem andern später so berühmt Gewordenen mir ihn in Erinnerung bringt, will ich, was mir gerade einfällt, von ihm, dessen Berühmtheit, wenn auch nicht eine größere, so doch eine frühere ist, erzählen.

Als Louvet gegen Robespierre auftrat, stand Marat unter der Tribüne mit gekreuzten Armen und sprach heftig gestikulirend für den Angegriffenen: „Ich liebe Robespierre nicht, er ist dünkelhaft, herrschsüchtig; aber er ist ein guter Republikaner, und als solchen muß ich ihn verteidigen. Ich bin nicht mehr Dantons Freund. Republikaner müssen streng sein. Man thut nichts für das Volk, und nur das Volk kann die Revolution konsolidiren. Die Staatsmänner streiten sich um die Führerschaft, sie dienen nicht der Freiheit und der Republik, sondern nur ihren Leidenschaften und Interessen."

Marat war Republikaner, glühender, leidenschaftlicher Republikaner; aber seine Leidenschaft kannte keine Grenze; die leiseste Andeutung, wenn gegen die Prinzipien von Freiheit und Gleichheit gerichtet, genügte ihm für die schlimmsten Verdächtigungen; sonst im gesellschaftlichen Verkehr gutmütig und als Mann von Bildung geschätzt. Wenn er den Sieg der Republik erlebte, sagte er, so würde er sich zurückziehen und nur seinen wissenschaftlichen und literarischen Studien leben, und ihm konnte man glauben, was er sagte. Er war nicht wie der andere, der vor und auch noch nach dem 18. Brumaire sagte, er habe kein anderes Verlangen, als sich nach Malmaison zurückzuziehen, Mathematik zu treiben und höchstens Friedensrichter dort zu werden.

Marat kannte kein Bedenken, keine Rücksicht, sobald es sich um das Wohl der Republik handelte oder um das, was er dafür hielt. Auf der Tribüne wie in der Presse griff er den besten Freund an oder verteidigte den Todfeind, je nachdem er einen für freiheitsfeindlich oder -freundlich hielt. So erklärt sich sein Verhalten gegen Robespierre, Danton und alle seine Kollegen im Konvent; oft bewegte er sich übrigens in Sprüngen und erlaubte sich allerlei Unarten und Seltsamkeiten, selbst dann, wenn er sich edel und großmütig zeigte.

Eines der bekanntesten Frauenzimmer im Jahre 1789, das auch

nachher nicht ruhig blieb, Fräulein Théroigne, stadtbekannt in Paris, durch demokratische Gesinnung besonders, wurde des Abfalls verdächtigt, vom Pöbel ergriffen, mit „An die Laterne!" umheult und vor den Ausschuß geschleppt. Die Menge wurde immer größer, lauter, drohender, so daß die Ausschußmitglieder nicht wußten, wie die arme Amazone retten. Da kam Marat, gerade als die Gefahr am größten war, auch für die Mitglieder des Ausschusses, die sie auszuliefern zögerten. „Ich werde sie retten," sagte er, nahm die Théroigne bei der Hand und wandte sich an die wütende Menge mit den Worten: „Bürger, ihr wollt an das Leben einer Frau rühren! Wollt ihr euch mit einem solchen Verbrechen beflecken? Nur das Gesetz hat das Recht, sie zu treffen; verachtet diese Buhlerin, besinnt euch auf eure Würde!" Die Worte des Volksfreundes besänftigten die Menge. Marat benützte die Ruhepause, um die Théroigne wegzuführen, und brachte sie in den Sitzungssaal des Konvents; sie war gerettet. Ich war einmal Zeuge eines ähnlichen Vorfalls in der Straße St. Honoré. Das Volk hatte einen Mann ergriffen, der schwarz gekleidet und nach Art des „ancien régime" gepudert und frisirt war. „An die Laterne!" schrie man von allen Seiten, „an die Laterne mit dem Aristokraten!" Man wollte ihn gerade aufhängen, als Marat sich durch die Menge drängte. „Was wollt ihr mit dem elenden Aristokraten? Ich kenne ihn," sagte er, griff nach ihm und gab ihm einen Fußtritt auf den Hintern. „Das ist eine gute Lektion für ihn." Das Volk klatschte mit den Händen, und der Aristokrat lief, so schnell er konnte, davon.

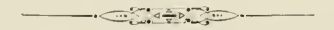
Selbst den Tod, sagten seine Verteidiger, dankte Marat einer edelmütigen Regung: Charlotte Corday verlangte ihn zu sprechen; man sagt ihr, er sei im Bad und krank; sie läßt ihm sagen, eine unglückliche Dame wolle seinen Schutz und seine Humanität anrufen; darauf läßt Marat sie eintreten und begrüßt sie mit den Worten: „Das Unglück, Bürgerin, hat Rechte, die ich nie verkannt habe; nehmen Sie Platz!" Darauf erdolchte ihn Charlotte Corday. Vielleicht wäre er einige Tage später an seiner Krankheit gestorben. Wie ganz anders wäre alles gekommen, wenn sie Robespierre den Vorzug gegeben hätte! . . .

Marat gab den Armen alles, was er besaß; er war insolvent, als er starb; alles, was ihm seine Schriften und Zeitungen, die einen

ungeheuren Absatz fanden, eingetragen, ging in Wohlthaten auf. Es ist schwer zu fassen, wie derselbe Mann, zeitweilig so gut und mitleidig, Worte sprechen und schreiben konnte, die Mit- und Nachwelt schaudern machen.

Die Aehnlichkeit Bonapartes mit Marat brachte mich darauf, über letzteren einiges aus meiner Erinnerung zu erzählen. Man wird später Gelegenheit finden, die Parallele fortzusetzen. Jedenfalls war Marats Grausamkeit, wenn auch heftiger oder unverhüllter, weniger persönlich und uneigennütziger als die Bonapartes; man wird, wenn man die Thaten beider zusammenzählt und einander gegenüberstellt, urteilen können, welcher sich mehr und intensiver gegen die Menschheit versündigt, der Gesellschaft und der Freiheit am meisten geschadet hat. —

Meine Vorliebe für Bonaparte brachte seine Feinde zum Schweigen. Indessen hatte der Wohlfahrtsausschuß unsere Bemerkungen gegen Carteaux und Doppet begründet gefunden und beide durch den General Dugommier ersetzt. Bonaparte war zugegen, als dieser das Kommando übernahm. Dugommier war der richtige Mann für den schwierigen Posten, militärisch befähigt, außerdem tapfer, loyal und hochherzig. Meinem „kleinen Schützling“, wie er Bonaparte nannte und wie dieser sich selbst gern nennen ließ, schenkte er volles Vertrauen; Bonaparte mißbrauchte es bald und sprach in anmaßendem Tone; das mißfiel dem General. Dugommier war kein Mann, den man beherrschen konnte; er entwarf seine Pläne selbständig und ließ sich nichts dreinreden. Bonaparte kommandirte provisorisch die Artillerie in Abwesenheit des Generals Léblé und des Kommandanten Donmartin, den eine schwere Verwundung gezwungen hatte, sich nach Marseille zurückzuziehen. Dieses wichtige Kommando war ihm noch nicht genug, er mußte sich daneben mit allem und jedem beschäftigen. Seine fortwährenden Bemerkungen und Andeutungen, abwechselnd schmeichlerisch und heftig, wurden Dugommier unangenehm, so daß dieser ihm sagte, er möge sich um das ihm zugewiesene Kommando kümmern; es geschah dies in einem Tone, der jeden Widerspruch verstummen machte.



Sechzehntes Kapitel.

Angriffsplan. — Mein Posten. — Beiderseitige Stärke. — Batterie des Konvents. — O'Hara gefangen. — Angriff. — Vorteile der Republikaner. — Fehler Bonapartes. — Brand. — Opfermut der Sträflinge. — Die einzigen anständigen Leute in Toulon. — Lapoype, Masséna am Fort Pharon (Faron). — Generaladjutant Micas. — Man hält mich für tot. — Fort La Malgue wird genommen. — Einzug in Toulon. — Die Armee hat sich um das Vaterland verdient gemacht. — Strenge Maßregeln. — Hinrichtungen. — Meine Thränen. — Auguste Barras. — Frau Lapoype. — Die Ordnung wird wieder hergestellt. — Aufhebung der strengen Maßregeln. — Reaktion. — Ermordung des Marschalls Brune. — Ruhm bei der Einnahme von Toulon. — Welchen Anteil Bonaparte daran hatte. — Verteilung der Belagerungstruppen. — Ihre Generale. — Dugommiers Tod. — Bonaparte Brigadegeneral. — Aréna, Robespierre der Jüngere und Ricord. — Frau Ricord. — Brudermahl. — Wahrhafte Ohnehosen. — Privilegirte Tafel. — Die durchlöcherten Aermel. — Italienische Koketterien.

Der neue Obergeneral machte überall Ordnung. Er hatte seine Verteidigungsmaßregeln getroffen und legte uns in einem Kriegsrat seinen Angriffsplan vor, der einstimmig gebilligt wurde. Meine Kollegen blieben bei ihm; ich bezog meinen Posten bei der von Lapoype befehligten Division.

Die Belagerungsarmee zählte nur 25000 Mann, die feindliche 30000. Die Spanier und Engländer, Herren der Stadt, hatten die Forts reparirt und neue Batterien aufgestellt; die von Malbousquet beherrschte die ganze Ebene. Dadurch war der Feind im Vorteil gegen uns. Dugommier glich dies aus, indem er in einer Nacht auf der Höhe eines Felsens die furchtbare „Batterie des Konvents" aufstellte, die den Feind beherrschte.

Mehrere Ausfälle des Feindes wurden zurückgeworfen. General O'Hara, von unseren Grenadieren verfolgt und umzingelt, fiel in unsere

Frimaire
Jahr II.
Dezember
1793.

Gewalt. Endlich am festgesetzten Tag, am 18. Dezember, erfolgte der Angriff auf Toulon von allen Seiten. Ein blutiger Kampf. Dugommier bemächtigte sich aller feindlichen Redouten und Verschanzungen, vertrieb den Feind aus den starken Positionen Balaguier und L'Aiguillette. Bonaparte hatte versäumt, an einer Stelle für ausreichenden Schutz zu sorgen und grobes Geschütz aufzustellen; mit der Ausführung einer Ordre Dugommiers, die genannten starken Positionen in Besitz zu nehmen, beeilte sich Bonaparte so wenig, daß die Belagerten Zeit hatten, Toulon zu räumen. Dies geschah am 19. Dezember. Als der Feind sich nicht mehr in der Stadt halten konnte, steckte er die Schiffe, die im Hafen lagen, in Brand, mit Ausnahme der Kriegsschiffe unter Trogoff, die er nahm, schiffte seine Truppen ein, mit denen sich auch ein Teil der Rebellen rettete, und verließ, ohne großen Schaden zu nehmen, den Hafen und die Rhede. Unsere brennenden Schiffe, auch Hafengebäude waren in Brand geraten, wurden durch Arsenalbeamte teilweise gerettet; besonders die Sträflinge zeichneten sich beim Löschen aus. Wir ließen bei der Erzählung dieser Begebenheit gern den Unglücklichen Gerechtigkeit widerfahren, weshalb man uns nachsagte, wir hätten behauptet, die Sträflinge seien „die einzigen braven Leute der Stadt Toulon."

Während Dugommier auf der rechten Seite den Feind schlug, griffen Lapoype und ich mit Erfolg das Fort Pharon (Faron) an, das man für uneinnehmbar hielt. Masséna, den ich von der Armee in Italien herbeigerufen hatte, war mit uns. Ich war der Ansicht, man solle während der Nacht einzudringen versuchen, aber wir marschirten so langsam, daß es schon lichter Tag war, als wir bei den Brustwehren anlangten. Feindliche Kugeln warfen unsere vordersten Reihen nieder, unsere Leute gingen zurück, zerstreuten sich, sammelten sich aber bald wieder am Fuße der Anhöhe. Ich kannte das Terrain; im Einverständnis mit General Lapoype schickte ich den Generaladjutanten Micas mit einer Truppenabteilung ab, damit er sich der Bergspitze bemächtige, die ich ihm zeigte; auch den einzuschlagenden Weg bezeichnete ich ihm. Einige kleine Geschütze, an Stricken gezogen, wurden ihm mitgegeben. Micas erreichte schnell und mutig den steilen Uebergang des Passes La Malgue, vertrieb die Spanier aus der Position, stellte seine Kanonen hinter einigen halb-

verfallenen Mauern auf und beschoß von hier heftig das Fort Pharon. Gleichzeitig erneuerten Lapoype und ich unsern Angriff. Während des Vorrückens auf Pharon fiel ein Kapitän der von mir geführten Truppe gerade vor mir; er blutete stark und auch ich wurde vom Blut bespritzt. Ich dachte, er sei nur verwundet, und wollte ihn aufheben; die Soldaten in der Nähe glaubten, ich sei gefallen, und einer rief verzweifelt: „Der Volksvertreter ist tot.“ Ich zog den Säbel, gebot dem Rufer und allen, die den Ruf wiederholen würden, drohend Schweigen und rief laut: „Nein, Kameraden, noch bin ich an eurer Spitze, wir werden zusammen siegen. Vorwärts, meine Freunde!“ Es galt, die Armee nicht zu entmutigen und den Feind nicht aufmerksam zu machen.

Der Feind, von allen Seiten bedrängt, flüchtete sich aus dem Fort, und wir rückten ein. Alle niedriger gelegenen feindlichen Positionen wurden durch unsere sie beherrschenden Kanonen zerstört. So Toulon und das Fort La Malgue, wohin einige unserer Kugeln drangen. Rechts von Dugommier, links von Lapoype geschlagen, zog sich die feindliche Armee zurück. Wir sprengten die Thore der Stadt und zogen in Toulon ein. Die Marinesoldaten, welche uns die Thore nicht öffnen wollten, stellten sich auf dem Hauptplatz auf; sie wurden umzingelt und legten die Waffen nieder. Wir berichteten an den Wohlfahrtsausschuß, die Armee der Republik sei am 29. Frimaire in Toulon eingerückt. Der Ausschuß berichtete dem Konvent, und dieser dekretirte, die Armee vor Toulon habe sich um das Vaterland verdient gemacht, Toulon solle fortan Port de la Montagne heißen, und die Häuser im Innern der Stadt seien zu schleifen. Letztere Maßregel schien uns so streng, daß sie nur bezüglich derjenigen Häuser befolgt wurde, wo die Aufrührer ihre Ausschußsitzungen abgehalten hatten. Der Konvent befahl auch, die Verräter zu strafen. Man hatte uns die Führer der Marinesoldaten als die Hauptanstifter alles Unglücks in diesem Landesteil bezeichnet. Die Volksvertreter und Generale glaubten wenigstens teilweise den Weisungen des Konvents und des Wohlfahrtsausschusses gehorchen zu müssen; wir konstituirten eine große Jury, um über die Beschuldigten abzuurteilen. Militärische und bürgerliche Beamte, der Teilnahme am Aufstand und an der Ueberlieferung der Stadt an die Feinde überführt, wurden nach dem von ihnen selbst

Frimaire Jahr II. Dezember 1793.

gegebenen Beispiel verurteilt: wie viele unglückliche Patrioten haben sie, als sie die Herrschaft hatten, unter dem Schutze der von ihnen herbeigerufenen Koalirten im Namen Ludwigs XVII. verurteilt und hingerichtet!

Als wir nach der Einnahme von Toulon als Sieger einrückten, freuten sich alle des Sieges und der zu nehmenden Rache. Wenn ich allein war, konnte ich mich nicht enthalten, zu seufzen. „Warum mußte mein Onkel," sagte ich mir, „unter denen sein, die zu strafen mir die Pflicht gebietet, die meine Waffengefährten als dem Gemeinwohl zu bringende Opfer bezeichnen?" Meine Thränen blieben nicht unbemerkt, aber sie wurden mir verziehen von denen, die bei aller gerechten Entrüstung Thränen doch nicht für einen Verrat halten konnten. Man wußte, die Liebe zu meinem Verwandten werde mich nie meine Pflicht gegen das Vaterland vergessen lassen. Zum Glück befand sich Auguste Barras, mein Onkel, dessen Gesinnung damals verdächtig schien, nicht in der Stadt. Frau Lapoype, welche so großmütig die Flucht unserer Sekretäre aus dem Kerker in Toulon begünstigt hatte, konnte ihnen nicht folgen, als sie aus der Stadt entwischten. Die erste Bombe, die bei der Belagerung geworfen wurde, fiel in ihr Zimmer, und ihr Gatte war Divisionskommandant der Belagerungsarmee. Daß sie am Leben blieb, war ein Wunder.

Der Feind verlor ungefähr zehntausend Mann. Wir suchten die Ordnung herzustellen und thaten der bei solchen Katastrophen unvermeidlichen Plünderung Einhalt; die Schlimmsten beim Aufstand — die Sektionäre selbst, die ersten Urheber von allem, waren auch die ersten bei der Plünderung. Die von Rebellen und Feinden zurückgelassene Habe wurde auf zwei Millionen geschätzt. Eine Million wurde der Armee als Belohnung zugewiesen.

Alle in der Stadt während des Aufstandes vorgefallenen Greuel sind auf Rechnung der privilegirten Klasse zu setzen; das Volk war immer für die Republik. Unserer Armee wurden von Uebelwollenden viel mehr Racheakte zugeschrieben, als sie thatsächlich verübte; gewiß geschah in dieser Richtung viel weniger, als von Paris aus befohlen war.

Saliceti, Moltedo und Ricord blieben in Toulon. Später kamen andere Deputirte an deren Stelle und mit ihnen verrufene Leute, die

es zum großen Teile verschuldeten, daß es abermals zur Reaktion kam. Letztere hat im Süden ein besonders zähes Leben. In Avignon, Marseille, Toulon und Umgebung fing es an, schon vor 1793, überdauerte den Konvent und das Direktorium und zeigte uns noch 1815 die ehemalige Grafschaft Avignon als Schauplatz eines der furchtbarsten Verbrechen: der Ermordung des Marschalls Brune, den seine Henker die Frechheit hatten, als Selbstmörder ausschreien zu wollen! Diese Erfindung steht beispiellos in der Geschichte da: sie ist ganz modern! . . .

Die Einnahme von Toulon war eine große Waffenthat und wird als solche in der Geschichte ihren Platz behaupten. Dieser Ruhm erlischt nicht neben den späteren glorreichen Siegen der republikanischen Armeen, noch wird er dadurch verdunkelt. Zudem war es unbestreitbar einer der ersten großen Siege der republikanischen Armeen, einer der ersten Beweise dafür, daß der französischen Tapferkeit nichts unmöglich ist; er brach der Kühnheit eine Gasse. Alle Begeisterung von damals erwacht aufs neue, wenn ich an jene Zeit zurückdenke. Man mag es für Eigenliebe halten, wenn ich oft davon spreche. Warum sollte ich aber auf den Ruhm verzichten, an dem ich ein redlich Teil habe? Ich habe dabei meine ganze Kraft eingesetzt, war mit ganzem Herzen bei der Sache und hatte einige Erfolge; aber der wirkliche Besieger der Verbündeten von Toulon, der wirkliche Eroberer der Stadt, wenn man so sagen darf, war kein anderer als General Dugommier, ihm gebührt die Ehre des Tags!

Die Gefangennahme O'Haras wird irrtümlich Bonaparte zugeschrieben; man sagt auch, er habe das englische Schiff in den Grund gebohrt, habe am Angriffsplan mitgearbeitet: lauter Fabeln, von dem ersonnen, der später noch ganz andere ersinnen sollte, die dann seine Schmeichler wiederholten, sobald er Geld hatte, sie zu bezahlen. Bonaparte gab einige Proben seiner militärischen Fähigkeiten, die er damals zu bethätigen begann, aber an der Einnahme von Toulon war er ziemlich unschuldig. Ich wiederhole, der Sieger von Toulon war Dugommier.

Die Belagerungstruppen von Toulon wurden unter die italienische Armee und die der Pyrenäen verteilt. Erstere wurde Dumerbion, letztere Dugommier unterstellt; dieser fiel nach einigen glücklichen Gefechten, die den Frieden mit Spanien herbeiführten. Bonaparte wurde nach der

Belagerung von Toulon zum Brigadegeneral ernannt und nach Italien geschickt, um unter Dumerbion zu dienen; dort machte er durch die Gönnerschaft Arénas die Bekanntschaft mit dem jüngeren Robespierre und dem Ehepaar Ricord, die dann seine Beschützer wurden. Damals dachte er schon daran, höher zu steigen, und suchte nach Mitteln und Wegen, um ans Ziel zu gelangen; er hielt viel vom Einfluß der Frauen, und da er bemerkte, daß der junge Robespierre, auch Deputirter, unter dem Einfluß von Frau Ricord stand, so machte er dieser eifrig den Hof; er hatte alle möglichen Aufmerksamkeiten für sie, hob ihr die Handschuhe, den Fächer auf, hielt, wenn sie austritt, ehrerbietig Zügel und Steigbügel, begleitete sie auf ihren Spaziergängen mit dem Hut in der Hand und that, als sei er immer in Angst, es könne ihr etwas zustoßen.

Vor der Abreise der Generale und Volksvertreter, die Toulon zurückeroberten, als die unvermeidlichen militärischen Hinrichtungen noch nicht zu Ende waren, wollten uns die Republikaner in Toulon, Volk und Beamte, sowie die revolutionären Ausschüsse an der Spitze, die an die Stelle der royalistischen getreten waren, ein Freundes- und Brudermahl geben. Eine Tafel mit hundert Gedecken war gerichtet, an welcher sich eine Anzahl von Patrioten niedergelassen hatte, die man mit vollem Recht „Ohnehosen" nennen konnte, so zerlumpt war ihre Kleidung. Unter den Volksvertretern war auch Fréron und unter den Militärs der junge Kapitän, dessen Charakter und Eifer ich schon vor der Belagerung kannte und schätzte; auch er war in zerlumpter Kleidung und schien mir durch seinen Sanskulottismus ebenso bemerkenswert, wie durch seine voreiligen Dispositionen in der Kriegskunst. Man hatte mir die Ehre erwiesen, auf mich zu warten, und als ich kam, fand ich meinen Platz leer, was ich für eine besondere Auszeichnung ansehen mußte. Ich muß gestehen, bei aller Achtung vor den Leuten aus dem Volk, die sich im Kampfe für die Freiheit so verdient gemacht hatten, war ich von dem zu volkstümlichen Charakter dieses Banketts nicht angenehm überrascht. Ich glaubte, es würde der brüderlichen Gesinnung gegen unsere Mitbürger keinen Abtrag thun, wenn wir Vertreter des Volkes abseits speisten, und wäre es auch nur, um Angelegenheiten der Republik besprechen zu können, ohne dabei von der lärmenden Menge gestört zu werden. Der junge Kapitän begrüßte

mich sehr ehrerbietig; er war im Begriff, sich mit den „Ohnehosen“ an den Tisch zu setzen, aber mit Blicken und halben Worten schien er tniefällig zu bitten, mit den Volksvertretern speisen, zu den Bevorzugten zählen zu dürfen. Ich sagte ihm: „Kapitän, Du wirst mit den Deputirten speisen.“ Bonaparte bedankte sich, zeigte aber auf seine durchlöcherten Aermel und meinte, er dürfte in diesem Zustande an unserem Tische nicht präsentabel sein. Die Toilettenfrage spielte zu jener Zeit zwar keine Rolle, aber die Kleidung des Kapitäns war allerdings recht mangelhaft. „Kleide Dich im Militärmagazin um,“ sagte ich ihm, „ich gebe dem Kriegskommissär Auftrag.“ Es geschah. Bonaparte erschien bald darauf von Kopf bis zu Fuß ganz neu gekleidet; von den Vertretern hielt er sich in ehrerbietiger Entfernung mit dem Hute in der Hand, so tief, als der Arm nur immer reichte. Das Mahl verlief, wie damals üblich: viel Patriotismus, lebhafte Unterhaltung, an der Bonaparte sich zuweilen eifrig beteiligte; aber damals schon spielte er die ihm eigene Doppelrolle, er fand Zeit, von unserer Tafel, an der zu sitzen ihn so stolz und glücklich machte, zu der im andern Saal zu gehen, wo er so that, als thue es ihm leid, nicht an ihrem Tisch zu sitzen; ein Vorspiel zu jenen italienischen Kokettirkünsten, worin er in der Folge noch gar mancherlei leisten sollte.



Siebenzehntes Kapitel.

Rückkehr nach Fox. — Acclamationen unterwegs. — Tod meines Vaters. — Belästigungen meiner Mutter und meiner Frau. — Unglückliches Ende von Bayle und Beauvais. — Tod von Luckner, Custine, Houchard, den Girondisten und so weiter, der Königin. — Marie Antoinette und das Halsband. — Fabrikation von Schmähschriften. — Unklugheit der Minister. — Lamotte vor der Constituante. — Vor der Legislative. — Vor der Jury. — Der Wohlfahrtsausschuß und Lamotte. — Der Kardinal und Oliva. — Cagliostros Ende. — Meine Aufnahme beim Wohlfahrtsausschuß. — Ich werde denunzirt. — Schreckensherrschaft. — Robespierre. — Daubigny. — Ich besuche Robespierre. — Cornelie Copeau. — Robespierre macht Toilette. — Seine Aehnlichkeit mit wem? — Scene im Konvent. — Granet und Thibaudeau. — Toilette der Herren im Konvent und unter dem Kaisertum. — Revolutionärer Sturm. — Dumouriez. — Dampierre. — Custine. — Houchard. — Danton. — Krisis im Konvent. — Camille Desmoulins. — „Le vieux Cordelier“. — Phelipeaux. — Diskussion im Hof des Caroussels. — Dantons männliche Energie. — Er rettet Paris und Frankreich. — Danton vor dem Revolutionstribunal. — Seine Freunde verlassen ihn. — Brune verrät ihn. — Dantons Ende.

Nachdem Toulon wieder in unserem Besitz war, erhielt ich aus dem Departement Var von allen Gemeinden begeisterte Anerkennungsschreiben, und als ich von Toulon nach meiner Heimat Fox reiste, wurde ich in denselben Orten, wo man mich unlängst als Flüchtling verfolgte, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt war, mit den Ehren eines Siegers empfangen.

Pluviôse, Jahr II.

Als ich bei meiner Familie ankam, die noch um meinen Vater weinte, die sich aber, wie schon erwähnt, um meine Frau vermehrt hatte, die ich der Sorgfalt meiner ausgezeichneten Mutter verdankte, fand ich sie in großer Bestürzung. Meine Mutter und meine Gattin hatten allerlei Belästigungen zu leiden gehabt. Bewaffnete Sektionäre einer Nachbargemeinde waren gekommen, um mich festzunehmen und nach Toulon zu

bringen. Nachdem sie sich von meiner Abwesenheit überzeugt hatten, nahmen die Elenden meine Waffen mit sich und stießen gegen die Meinigen Verwünschungen und Drohungen aller Art aus. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet, zwei Personen wurden zu Gefängnis verurteilt; auf mein Ersuchen wurde die Untersuchung gegen die anderen, von denen einige der Gemeinde Taverne angehörten, nicht weiter fortgeführt.

Die Vertreter Bayle und Beauvais, die mich in Italien verlassen hatten und nach Toulon gegangen waren, befanden sich während des Aufstandes dort und wurden von den Sektionären im Fort La Malgue in verpestete Kerker geworfen. Bayle starb in der Haft; Beauvais war krank, als er in Freiheit gesetzt wurde; ich gab ihm Reisegeld nach Montpellier, wo er Genesung hoffte; er erlag dort bald seinem Leiden.

An Mühen und Sorgen fehlte es den Vertretern der Nation angesichts der Koalition der Könige gewiß nicht; aber es wäre noch ein Glück gewesen, hätte man außer Arbeit, Mühe und Entbehrungen keine anderen Leiden gehabt! . . .

Bei meiner Ankunft in Paris erwartete mich weit Schlimmeres, als ich bisher durchgemacht hatte. So lange wir vor und in Toulon zu thun hatten, waren wir einigermaßen von Paris entfernt, im Geist und durch die örtliche Entfernung. Was wir von dort hörten, waren vollendete Thatsachen, an denen wir nichts ändern konnten, die aber leider anderwärts Nachahmung fanden. Trotz schlimmer Nachrichten aus Paris hatten wir aber doch keine Vorstellung davon, wie schlimm es dort stand. Der Totenkarren kam nicht zur Ruhe, die Guillotine wurde nicht trocken vom Blut. Es fielen die Generale Luckner, Custine, Houchard; es fielen Barnave, Bailly, Manuel, Rabaut Saint Etienne, endlich eine Masse Girondisten. Allen diesen Opfern voran die Königin Marie Antoinette. Ueber diese gräßliche und so grund- und zwecklose Missethat wurde noch viel gesprochen. So hörte ich unter anderem, einer der Gründe, vielmehr Vorwände für die Hinrichtung der unglücklichen Königin sei die Halsbandgeschichte gewesen. Ich hatte schon früher die Hartnäckigkeit in der Verfolgung der Königin durch den Verbrecher Lamotte angedeutet, und da sich nun zeigte, wie weit er es darin getrieben,

sah ich darin einen neuen Beweis dafür, daß die Henker ihren Opfern nie verzeihen.

Lamotte war, wie früher schon erwähnt, 1786 zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, nach London entflohen, während seine Frau ausgepeitscht und gebrandmarkt, dann in der Salpétrière eingesperrt wurde, aus der sie bei dem Tumult von 1789 entwischte. Lacretelle der Jüngere berichtet darüber in seiner „Geschichte Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert“ Buch 18, Seite 129:

„Frau Lamotte entkam aus der Salpétrière mit der Frau des Giftmischers Desrues und suchte in England ihren Mann auf, der noch vom Halsband zehrte. Das schändliche Ehepaar veröffentlichte 1789 eine Schmähschrift, die an Scheußlichkeiten und Albernheiten alles überbot. Die Uebertreibungen und die Unverkennbarkeit der Absicht mußten den Eindruck böswilliger Verleumdung machen. Man kann diese Schmähschrift nicht lesen, ohne die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die Königin niemals mit diesen gemeinen Menschen in Berührung gekommen sein konnte, deren Nähe den Thron erniedrigt hätte.“

Alle Geschichtsschreiber stimmen mit dem nach einjähriger Untersuchung gefaßten Parlamentsbeschluß darin überein, daß die ganze Halsbandgeschichte nichts als eine gehässige Verleumdung sei, und nun sollte sie den Vorwand für die Hinrichtung abgeben. Die Königin hat oft gesagt, an ihrem ganzen Unglück seien die Lamotteschen Betrügereien schuld.

Lamotte brachte die infame Schrift während der Unruhen im Jahre 1789 nach Paris, wo sie mit dem Druckort London veröffentlicht wurde. Diese abgeschmackte Schmähschrift war, wenn möglich, noch niederträchtiger als der vom Parlament vielleicht zu mild beurteilte Betrug selbst. In der von Lacretelle besprochenen Schmähschrift kamen jene monströsen Fabrikationen von Briefen vor, die die unglückliche Fürstin nie geschrieben hat, worin man sie den Kardinal Rohan duzen läßt und sie als eine Prostituirte darstellt . . . Hier sträubt sich die Feder . . .

Die Minister wollten der Königin Kummer ersparen und kauften das abscheuliche Druckwerk auf; aber es erschien immer wieder aufs neue, acht- bis zehnmal hinter einander, bald als in Neufchâtel, bald als in

Hamburg gedruckt und so weiter. Was die Minister, immer in der Meinung, es seien die letzten, davon aufgekauft, ließen sie in den Schmelzöfen von Sèvres verbrennen. Aus diesem Umstand schmiedete man wieder eine neue Verleumdung. Lamotte verbreitete das Gerücht, was man da verbrannt habe, sei der geheime Briefwechsel der Königin mit Oesterreich gewesen, und er fuhr fort, die Schmähschrift zu veröffentlichen und zu verkaufen. Man sieht, es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn man glaubt, daß man mit Geld Verbrechen verhüten kann, wenn auch meistens Verbrechen aus Habsucht begangen werden.

Ich komme zum Schluß der Geschichte von Lamotte; seit 1789 glaubte er durch neue Verbrechen Straflosigkeit für seine alten zu gewinnen. Während er die Königin mit seinen Verleumdungen verfolgte, bildete er sich ein, die Spannung zwischen dem Hof und der Constituante für sich ausnützen zu können, indem er sich bei der letzteren als Opfer des Despotismus aufspielte; aber diese, zu ihrer Ehre sei es gesagt, hielt es trotz aller ihrer Streitigkeiten mit der Krone unter ihrer Würde, sich mit ihm einzulassen, und hatte für alle seine Eingaben aus London nur tiefste Verachtung.

Dasselbe Schicksal hatte Lamotte mit seinen Petitionen bei der Legislative, obgleich die revolutionäre Bewegung gegen der Hof täglich stärker wurde. Er wurde nicht nur überall zurückgewiesen, sondern von den 1792 reorganisirten Gerichtshöfen neuerdings verfolgt und vor den Direktor der Jury geschickt, kurz vor dem 10. August . . . Aber in der Verwirrung des 10. August konnte Lamotte entwischen, gerade wie seine Frau am 14. Juli 1789 entwischen konnte.

Die Revolution nimmt ihren Lauf, eilt mit Sturmesschnelle . . . Die Schreckenstage sind gekommen . . . Die Königin war tot, und Lamotte sah triumphirend den Tod seines Opfers; er sah das blutige Fallbeil, von seiner Hand in Bewegung gesetzt, durch seine Bemühungen geschliffen, und ging nach seiner Vaterstadt Bar-sur-Aube, um dort die Beute seines Raubes zu verzehren . . . Aber der Wohlfahrtsausschuß dachte nicht besser von ihm als die Constituante und Legislative und ließ ihn als gemeinen Verbrecher und von verschiedenen Seiten als englischen Agenten denunzirt verhaften . . .

Ich breche hier die Geschichte dieses Lamotte ab, eine alte, aber nicht veraltete Geschichte; viele kennen sie nur aus Entstellungen, viele gar nicht. Ich habe in dieser flüchtigen Skizze Details nur insoweit berührt, als sie unerläßlich sind, um sich eine richtige Vorstellung davon zu machen. Selten ist wohl ein für die Thäter so gefährliches Verbrechen gewagt und mit so fabelhafter Frechheit ausgeführt worden wie diese in ihrem Ursprung so einfache Halsbandgeschichte. Im Grunde ist die Intrigue dieselbe wie oft bei Lust- und Trauerspielen im Theater: man „läßt Personen einander Mitteilungen machen, die sich nicht sehen und sprechen können, die absolut nicht auf die Wahrheit zu prüfen vermögen, was ihnen im Namen anderer oder diesen in ihrem Namen gesagt wird.“ Diese Art von Intriguen, deren Erfindung den dramatischen Dichtern zugeschrieben werden könnte, wenn die Erfindung in dieser Kunst nicht selbst Nachahmung wäre, schien mir äußerst merkwürdig und der Enthüllung wert; nicht allein wegen der schrecklichen Folgen derselben, sondern weil sie Schule gemacht hat und für andere politische Intriganten, nicht erfinderischer, aber unverschämter als Lamotte, das Vorbild der gemeinsten Machenschaften wurde in der Revolution wie in der Gegenrevolution, für Intriganten, die keiner dienten, beide verrieten und alle Welt betrogen: Fürsten und Regierungen und Private, von denen sie Geld erpressen konnten. Ich werde später solche verächtliche Subjekte näher bezeichnen, die das von Lamotte erfundene System des Betrugs mit dem Halsband nachahmten und zur Anwendung brachten; hier genüge die Andeutung.

Um endlich mit der häßlichen Geschichte fertig zu werden, will ich noch kurz berichten, was ich über die Hauptbeteiligten erfahren habe. Kardinal Rohan befand sich seit der Revolution auf einer seiner geistlichen Besitzungen außerhalb Frankreichs; er hatte Zeit, über die traurige Geschichte nachzudenken, und hätte gerne genau gewußt, wie man ihn hintergangen, insbesondere gern erfahren, was eigentlich damals im Gebüsch von Trianon mit ihm getrieben wurde, und so ließ er sich 1792 die Oliva aus Paris kommen; er überzeugte sich von der Identität der Person und erhielt außerdem deren Geständnis des Betrugs in allen Einzelheiten; die Unschuld der Königin wie die Verbrechen von Lamotte hatten keines weiteren Beweises bedurft. Mademoiselle Oliva, die Verdruß und

Mißgeschick nicht wie Kunigunde mitgenommen hatten, fand noch Gnade vor den Augen eines Richters in Straßburg, der sie heiratete. In diesem Falle zeigten sich die Justiz und die Liebe gleich blind. Weniger Glück hatte Cagliostro. Dieser Gauner hatte sich aus dem französischen Gefängnis nach Rom gerettet. Nach einigen anderen Abenteuern und Prellereien wurde er in einen feuchten Kerker gesperrt und auf höchsten Befehl erdrosselt. Die Hauptperson, der vorgebliche Graf von Lamotte, überlebte alle seine Opfer und Mitschuldigen; jetzt, während ich meine Memoiren schreibe, lebt er, achtzig Jahre alt (mehr als vierundvierzig sind seit der Halsbandgeschichte verflossen), von den Früchten seiner Schurkereien, deren er inzwischen mehr begangen und bis an sein Ende begehen wird, wenn sie ihm auch nicht so viel eintragen werden wie jene.

Ich war schon zwei Tage in Paris zurück, ganz betäubt von allem, was ich sah und hörte, und fragte mich: Wohin bin ich da geraten? Wenn ich jemand befragte, so erhielt ich ausweichende Antworten. Da hörte ich auf einmal, der Wohlfahrtsausschuß wisse von meiner Anwesenheit und sei sehr erstaunt, daß ich ihm noch nicht Rechenschaft abgelegt und meine Huldigung dargebracht hätte. Ich ging also hin. Robespierre, Billaud, Carnot, Barère, Prieur de la Côte d'Or, Robert Lindet hielten Sitzung. Ich bildete mir ein, auf einen wohlwollenden Empfang Anspruch machen zu dürfen. Ohne meinen Verdiensten eine allzu große Wichtigkeit beizulegen, hatten wir immerhin Toulon wiedergewonnen und die Verbündeten aus dem wichtigen mittelländischen Hafen vertrieben; alle Welt hatte uns zugerufen, wir hätten die Republik gerettet; der Nationalkonvent hatte dekretirt, die Armee und die Volksvertreter hätten sich um das Vaterland verdient gemacht; — hier sollte die Anerkennung der Nation kein Echo finden. Die Ausschußmitglieder sahen mich eintreten, blieben sitzen, sprachen kein Wort und blickten auf ihre Portefeuilles. Ein solcher Empfang hätte sicher einige Beunruhigung verursachen müssen, wäre mir nicht bekannt gewesen, daß ein frostiges, trockenes Wesen hier Sitte ist; sie fürchteten, den Bürger zu verwöhnen, wenn sie ihm ein liebenswürdiges Wort sagten, wäre es auch noch so verdient; sie fürchteten, eine solche Vertraulichkeit schädige ihre Autorität. Es paßte dies zu ihrem Charakter und zu ihren Grundsätzen; sie suchten sich an Strenge und

Herde gegenseitig zu überbieten. Ich blieb stehen, und keiner lud mich zum Sitzen ein. Ich sagte einiges über die Zustände im Süden zur Zeit meiner Abreise von dort. Kein Zeichen der Zustimmung oder des Widerspruchs, keine Frage erfolgte. Nur als ich mich zu weiteren Auskünften erbot, falls solche gewünscht würden, sagte Billaud, ohne Vorsitzender zu sein,*) trocken: „Es genügt, Bürger Volksvertreter, der Ausschuß hat Dich gehört und wird Dich rufen lassen, wenn er etwas zu fragen hat. Du kannst Dich zurückziehen." Diese Erlaubnis, mich zurückzuziehen, war mir zu angenehm, um nicht sofort davon Gebrauch zu machen. Ich ging in den Konvent; sobald ich bemerkt ward, empfing mich einstimmiger Jubel; alle Mitglieder kamen auf mich zu und umringten mich. Die Beglückwünschungen des ganzen Konvents, das Stillschweigen des Wohlfahrtsausschusses — vielleicht auch eine Art Beglückwünschung nach seiner Manier — konnten mich annehmen lassen, man sei mit der Erfüllung meiner Mission bei der Armee zufrieden. Auch glaubte ich hoffen zu können, ich werde von Denunziationen verschont bleiben, wie sie gegen viele Volksvertreter, die Missionen gehabt hatten, gerichtet wurden. Warme Anerkennungsschreiben und schmeichelhafte Resolutionen von über zweihundert Volksgesellschaften und sämtlichen Behörden der Provence sprachen zu meinen Gunsten. Aber gerade diese Demonstrationen erregten das Mißfallen einiger Ausschußmitglieder, die zu Brunet hielten, sowie zur Minorität der Deputationen der Departements Bouches du Rhone und Var. Letztere denunzirten mich in einer Anwandlung von Eifersucht, ich hätte das Revolutionstribunal und den Gemeinderat in Marseille abgesetzt.

Man sieht, wie schwierig und gefahrvoll eine Zeit sich für den gestalten mußte, der wie ich auf wichtigem, verantwortlichem Posten oft

*) „Es hat in diesem Ausschuß nie einen Vorsitzenden gegeben; es wurde in freier Unterhaltung beraten, in kurzer, formloser Rede; es war viel zu erledigen, und die Mitglieder stimmten in ihren politischen Meinungen überein. Der kühle Empfang von Barras hatte seinen Grund in Nachrichten, die über ihn eingelaufen waren, und besonders darin, daß man ihn als einen bezeichnete, der im Konvent der Partei angehöre, die dem Wohlfahrtsausschuß Opposition mache." (Autographische Notiz von Prieur de la Côte d'Or, mit Bleistift auf den Rand des Manuskripts geschrieben.)

nicht vermeiden konnte, sich Feinde zu machen. Diese fanden leicht Mittel und Wege, zu verdächtigen, und zwar unter den verschiedensten Formen, je nachdem sie am besten zum Ziele führten; welchen Triumph konnten sie da nicht in dem allgemeinen Handgemenge erringen, bei dem man sich wie im Dunkeln schlug und tötete? Wir lebten unter der Schreckensherrschaft, die sich in Robespierre verkörperte. In Zeiten der Revolution sind Redlichkeit und Uneigennützigkeit eine große Macht; es sind dies eben gemeinverständliche Tugenden, die allen wie eine Bürgschaft erscheinen; bei den Alten war diese Macht die erste von allen. Die neue Zeit suchte sie vergebens als Träume von Griechenland und Rom zu verbannen. Sobald das Volk von der Unbestechlichkeit des Mannes überzeugt ist, der als sein Verteidiger auftritt, so hält es zu ihm auf Leben und Tod. Die Regeneration Frankreichs wurde geboren aus der Entrüstung über die Verderbtheit des „ancien régime“, so daß ein Mann, dessen Sitten und Leben den vollständigen Gegensatz zu jener gehaßten Korruption bilden, einen ersten Platz in der öffentlichen Meinung einnehmen und über die Menge große Macht üben mußte.

Robespierre war zu einer wahrhaften Diktatur gelangt durch seinen Ruf der Unbestechlichkeit und der politischen Unveränderlichkeit; immer dieselbe Sprache, dieselbe Manier, dasselbe Kostüm. Stets gepudert, auch dann, als Puder verpönt war, stets ernsthaft, grämlich; wie er sich bei den Generalstaaten gezeigt, so ist er geblieben, so ist er nach und nach ganz von selbst, vielleicht ohne sein Wissen, zu einer Alleinherrschaft gelangt, vor der alles zitterte; ihn selber erschreckte zuweilen seine Allmacht, die er nicht lassen mochte, nicht mehr zu lassen wagte.

Die Schreckensherrschaft wie jede große politische sozusagen phänomenale Krise läßt sich freilich nicht aus einem Grund erklären; der Gründe sind viele, und diese sind wieder die Folgen von früheren. So bilden der 2. September, der 10. August, und weiter zurück der 14. Juli, ja alle Revolutionstage Stationen auf dem Wege zur Schreckensherrschaft in dem Sinn, als nach allen siegreichen Volksbewegungen die Besiegten nur mit den demütigsten Beteuerungen die Gnade erwirken konnten, fliehen zu dürfen, so daß es als Thatsache, als Prinzip galt, daß nichts der Bewegung der Revolution widerstehen könne.

Man mag das Wesen der Schreckensherrschaft noch so genau prüfen und anatomisch seziren, immerhin wird man gestehen müssen, daß im Hinblick auf diese selbst sowie auf die Persönlichkeiten, welche sie hervorriefen, es noch eine Haupt- und Grundursache geben müsse, außer den bereits angeführten, die für den eifrigsten Forscher noch ein Geheimnis birgt. Robespierre, sagten einige seiner Anhänger und auch unparteiische Richter, war nicht die Grundursache der Schreckensherrschaft. Ich erwidere: Mit Robespierres Tod hat die Schreckensherrschaft aufgehört; was noch folgte, war nur ein kurzer Todeskampf, der ihrem Ende vorausging. Ich greife hier den Ereignissen vor, um zu zeigen, wie eng die Person Robespierres mit der Schreckenszeit zusammenhing, mit ihr identisch war, indem ich zeige, in welcher Weise er damals die Herrschaft übte.

Robespierre, Sieger über alle seine persönlichen Feinde, die er als Feinde der Republik hinzustellen verstand, bildete gewissermaßen die höchste Instanz im Konvent, an die jeder sich wandte, der eine Anklage fürchtete; man fühlte sich sicher, sobald man von Robespierre nicht für schuldig gehalten wurde.

Ich erinnere mich eines Falles, der von der ungeheuren Macht dieses Mannes Zeugnis geben mag. Ein eifriger Republikaner, Daubigny, der den 10. August mitgemacht, war nach dem Kampf in die Tuilerien gedrungen und hatte aus einem Schranke im Kabinet des Königs einen Pack Assignaten im Betrag von fünfzigtausend Franken genommen; auf frischer That ertappt, des Diebstahls überwiesen, wurde er von Robespierre mit den Worten in Schutz genommen: „Man hat nicht gestohlen, wenn man den 10. August mitgemacht hat.“ Jedem andern als Robespierre hätten diese Worte schlecht bekommen können; er verschaffte dem Angeklagten die Freisprechung und einen der besten Posten: er machte ihn zum Adjunkten des Kriegsministers.

Als nach meiner Rückkehr von Toulon eine Menge der ungerechtesten Anklagen gegen mich erhoben und Verleumdungen über mich verbreitet wurden, sogar in Bezug auf Vorgänge, wegen deren ich Lob verdient hätte, konnte ich mich trotz aller meiner Festigkeit einer gewissen Unruhe nicht erwehren und ließ mich von Fréron, der große Stücke auf Robespierre hielt und diesen ihm zugethan glaubte, überreden, ihn aufzusuchen, den Allmächtigen, den echten Republikaner, das Ideal eines Unbestechlichen.

Bis jetzt hatte ich Robespierre nur flüchtig auf den Bänken oder in den Korridoren des Konvents gesehen, ohne mit ihm irgendwie in Berührung gekommen zu sein; sein frostiges Wesen, seine Unnahbarkeit legte mir Zurückhaltung auf als ein Gebot meines Stolzes gegen meinesgleichen. Fréron legte dem Besuch große Wichtigkeit für unsere Sicherheit bei. Wir kamen bei Robespierres Wohnung an: ein kleines Haus in der Straße Saint-Honoré, fast gegenüber der Straße Saint-Florentin; ich glaube, das Haus steht nicht mehr, die Straße Duphot wurde da durchgebrochen. Ein Bautischler Namens Duplay war Eigentümer des Hauses und wohnte darin. Dieser war Jakobiner und lernte als solcher Robespierre kennen; er wie seine Familie waren begeistert von dem Volksredner und fühlten sich sehr geehrt, ihn als Mieter und Tischgenossen zu beherbergen; in seinen Mußestunden erklärte er den Kindern des Hauses Rousseaus „Emile", wie ein guter Dorfgeistlicher seiner Gemeinde das Evangelium erklärt. Zum Dank für seine Güte begleiteten ihn die Kinder und Tischlerlehrlinge stets, wenn er ausging, bis zum Konvent und bildeten eine Art Leibwache zur Verteidigung seines kostbaren Lebens; seine Feigheit und die Schmeichelei seiner Höflinge spiegelten ihm vor, die Aristokaten trachteten dem unbestechlichen Volkstribunen nach dem Leben.

Um zum Gewaltigen, der in diesem armseligen Häuschen seinen Wohnsitz aufgeschlagen, zu gelangen, mußte man einen langen Gang mit für die Tischlerei bestimmten Brettern durchschreiten. Dieser Gang führte zu einem kleinen Hof, sieben bis acht Fuß im Quadrat, auch mit Brettern ringsum. Eine kleine hölzerne Stiege führte zu seinem Zimmer im ersten Stock. Bevor wir hinaufstiegen, bemerkten wir im Hofe die Tochter Duplays. Dieses Mädchen empfand es als hohes Glück, Robespierre bedienen zu dürfen; sie nahm nach damaliger Sitte auch politisch Partei für ihn, sehr entschieden sogar; Danton hatte ihr den Beinamen „Cornelie Copeau", nicht die Mutter der Gracchen, gegeben. Cornelie schien gerade mit Wäscheaufhängen fertig geworden; sie hielt ein Paar gestreifter Baumwollstrümpfe in der Hand, wie sie damals Mode waren und täglich an Robespierre im Konvent zu sehen waren. Auf der andern Seite saß Mutter Duplay zwischen Kübel und Salatschüssel bei der Arbeit. Zwei

Männer in Militäruniform, in respektvoller Haltung, schienen bei den häuslichen Arbeiten zu helfen und aus Gefälligkeit auch Salat zu pflücken, um unter der Begünstigung dieser Vertraulichkeit freier zu plaudern. Von diesen beiden später berühmten Militärs war der eine General Danicau, am 13. Vendémiaire Royalist, der später von England eine Pension bezog; der andere war der General, spätere Marschall Brune.

Wir, Fréron und ich, sagen Cornelie Copeau, wir wünschten Robespierre zu besuchen. Sie sagt zuerst, er sei nicht zu Hause, und fragt dann, ob er uns erwarte . . . Fréron, der die Lokalität kannte, ging auf die Stiege zu; Mutter Duplay machte ihrer Tochter Zeichen, nicht eintreten zu lassen; die beiden Generale blickten abwechselnd auf uns und die Frauen, als wollten sie diesen zustimmen, er sei nicht zu Hause, und uns sagen, er sei zu Hause. Als Cornelie Copeau sah, daß Fréron sich nicht abweisen ließ und die Stiege beschritt, lief sie ihm voraus und sagte: „Ich werde melden", und rief hinauflaufend von der Stiege aus: „Es ist Fréron und ein Freund, den ich nicht kenne"; darauf Fréron: „Barras und Fréron," sich gleichsam selbst meldend. Cornelie öffnete die Thür, und wir traten ein. Robespierre stand in einer Art Nachthemd da; die Operation des Frisirens und Puderns schien gerade beendigt; die Brille, in der man ihn gewöhnlich sah, fehlte, und wir sahen in dem weißgepuderten, ohnehin bleichen Gesicht zwei trüb umflorte Augen, wie wir sie unter der Brille nie gesehen hatten. Er starrte uns an, als sei er erstaunt, uns hier zu sehen. Wir begrüßten ihn nach unserer Art, ohne Umstände, wie es damals üblich war. Von seiner Seite kein Gegengruß; er besah sich im Spiegel, der am Fensterkreuz nach dem Hofe hin hing, dann in einem andern kleinen Spiegel am Kamin, schabte dann den Puder mit dem dafür bestimmten Messer vom Gesicht ab, indem er dabei seine Frisur ängstlich schonte; er zog dann seinen Pudermantel aus und legte ihn auf einen Stuhl in unserer Nähe, so daß unsere Kleider dadurch bestaubt wurden, ohne um Entschuldigung zu bitten, ohne überhaupt von unserer Anwesenheit Notiz zu nehmen. Er wusch sich in einer Art von Schüssel, die er in der Hand hielt, putzte sich die Zähne, spuckte uns einigemale auf die Füße, ohne uns zu beachten, fast gerade so wie Potemkin, der, um sich nicht umdrehen zu müssen, den Leuten, die ihm gegenüber standen,

ins Gesicht spuckte. Robespierre sprach auch nachher immer noch kein Wort. Fréron glaubte endlich das Stillschweigen unterbrechen zu sollen, und stellte mich vor: „Mein Kollege Barras, der für die Einnahme von Toulon mehr gethan als ich und sämtliche Militärs; wir haben unsere Pflicht gethan, indem wir unser Leben auf dem Schlachtfelde wagten, und werden ebenso unsere Pflicht im Konvent thun. Es ist sehr schmerzlich, wenn man so offenherzig ist wie wir es sind, nicht die richtige Anerkennung zu finden, ja sogar noch mit ungerechten Anklagen und abscheulichen Verleumdungen verfolgt wird. Wir sind überzeugt, daß wenigstens diejenigen, die uns kennen, wie Du, Robespierre, uns Gerechtigkeit widerfahren lassen und dafür sorgen werden, daß auch andere es thun."

Robespierre schwieg; aber Fréron glaubte zu bemerken, daß in seinen unbeweglichen Zügen doch etwas zu lesen sei wie Unzufriedenheit mit dem „Du", das sich als revolutionäre Gewohnheit eingebürgert hatte, und sagte im Verlauf der Rede „Sie", um es ja nicht mit dieser empfindlichen und hochmütigen Persönlichkeit zu verderben. Robespierre ließ keine Zustimmung zu dieser Auszeichnung merken; er stand immer noch und bot auch uns keinen Sitz an; ich sagte ihm höflich, wir hätten ihn aufgesucht, weil wir seine politischen Grundsätze zu schätzen wüßten; er sagte kein Wort und verriet mit keiner Miene, was er sich dabei dachte. Eine Marmorstatue oder ein Leichnam kann nicht unbeweglicher sein. Eine Gestalt nur gab es nach Robespierre, bei der sich diese Unempfindlichkeit des Lebenden wiederholt, die sich mit der eines Toten messen kann, wenn er sie nicht übertrifft. War es Naturanlage, wie bei jenem, der später auf die Bühne treten wird, oder war es erworben, vervollkommnet? Wie die physische Aehnlichkeit zwischen Marat und Bonaparte auf der Beweglichkeit und einem gewissen sie charakterisirenden Aufbrausen beruhte, so die zwischen Robespierre und der später auftauchenden Persönlichkeit (Talleyrand) auf der ganz entgegengesetzten Eigenschaft der Unbeweglichkeit und sozusagen Leblosigkeit. Die Geschichte kennt keine erstaunlicheren Aehnlichkeiten.

So verlief unsere Begegnung mit Robespierre; ich kann nicht sagen Unterredung, denn er öffnete den Mund nicht; er kniff nur die ohnedies zusammengekniffenen Lippen ein, auf denen ich einen gelblichen Schaum

bemerkte, was nicht angenehm zu sehen war. Ich hatte übergenug; ich hatte nun die „Tigerkatze“ gesehen, wie man ihn später bezeichnend genug genannt hat. Nachdem ich einige Züge dieses unheimlichen, unerbittlichen Gesichtes gezeichnet, möchte ich, daß man sich eine Vorstellung von dem ganzen Menschen mit seinem Gesicht, seinen Gewohnheiten, seiner Puderfrisur, seinem sorgfältigen Anzug machen könnte, um die Aehnlichkeit mit jenem andern zu begreifen, der, wenn auch keine erste Rolle wie der Diktator von 1793, doch eine bedeutende und Unglück bringende in der Geschichte Frankreichs zu spielen bestimmt war. Solche zwei Originaltypen darf man nicht aus dem Gesicht verlieren; man muß auch noch ihrer im Zusammenhang gedenken, wenn der andere nicht mehr am Leben sein wird. Ich will den Ereignissen nicht vorgreifen und diesen nicht jetzt schon nennen. Am rechten Ort und zu rechter Zeit werden seine Thaten ihn uns zeigen.*)

Mein Besuch bei Robespierre war also resultatlos. Ich machte Fréron fast einen Vorwurf daraus, daß er mich dazu verleitet hatte, und machte mir selbst den Vorwurf der Kriecherei oder wenigstens der Schwäche; ich wollte mich nun an den Konvent selbst wenden, der mich bis jetzt nie im Stiche gelassen hatte.

Mein Gewissen war ruhig und meine Zuversicht war mir nicht abhanden gekommen. Ich verlangte Berichterstattung über mein Verhalten während meiner verschiedenen politischen und militärischen Missionen, besonders über die letzte, nach vorgängiger Anhörung meiner Ankläger, die vor den Wohlfahrtsausschuß geladen werden sollten.

Nur Granet stellte sich; er entschuldigte sich und seine Kollegen damit, sie seien getäuscht worden. Ich strafte ihn mit Verachtung; der Vertraute des Ausschusses rettete sich, niemand nahm sich seiner an. Dieser Granet sowie ein gewisser Thibaudeau, von dem noch später die Rede sein wird, zeichneten sich selbst in jener „Ohnehosen“-Zeit noch aus durch vernachlässigten und schmutzigen Anzug; sie erschienen im Konvent mit Holzschuhen und dem offenen Wams, „Carmagnole“ genannt. Andere Herren, andere Kleider! Ich sah dieselben Herren später sehr elegant in des Kaisers

---

*) Hier wie bei der Stelle weiter oben spielt Barras auf Talleyrand an. (G. D.)

Livree, den einen als Maire, den andern als Präfekten, dekorirt, im Hut mit Federn, mit Degen, Jabot und Spitzenmanschetten, seidenen Strümpfen und goldenen Schuhschnallen. Solche Verkleidungen flößten mir stets Widerwillen ein; ich glaubte immer Leute darunter zu sehen, die zu allem zu haben sind. Die ersten Wolle-Epauletten Bonapartes und die Löcher in seinen Kleidern hatten auch wohl noch eine andere Ursache als Armut. Der Luxus und die Korruption unter dem spätern Napoleon zeigten ja, wie wenig echt die frühere republikanische Einfachheit war.

Der Widerruf Granets im Ausschuß, so demütigend er auch für ihn war, genügte mir nicht; ich wünschte öffentliche Genugthuung; ich ergriff das Wort im Konvent und klagte meinerseits die Denunzianten, indem ich auf sie hindeutete, an, Racheakte provozirt, sich an unsauberen Lieferungsgeschäften und an Kornwucher beteiligt zu haben. Ich ging mit vollen Ehren aus der Debatte hervor; die Verleumder sahen sich entlarvt und schwiegen. Nachdem Treilhard Bericht erstattet, wurde die Gutheißung meines Verhaltens in allen Punkten beschlossen. Ich muß sagen: Der Konvent bewies mir immer volles Vertrauen und war stets gerecht gegen mich, selbst dann, als der Druck des Ausschusses stärker ward und besonders die Mitglieder bedrohte, die nicht in seinem Sinne stimmten.

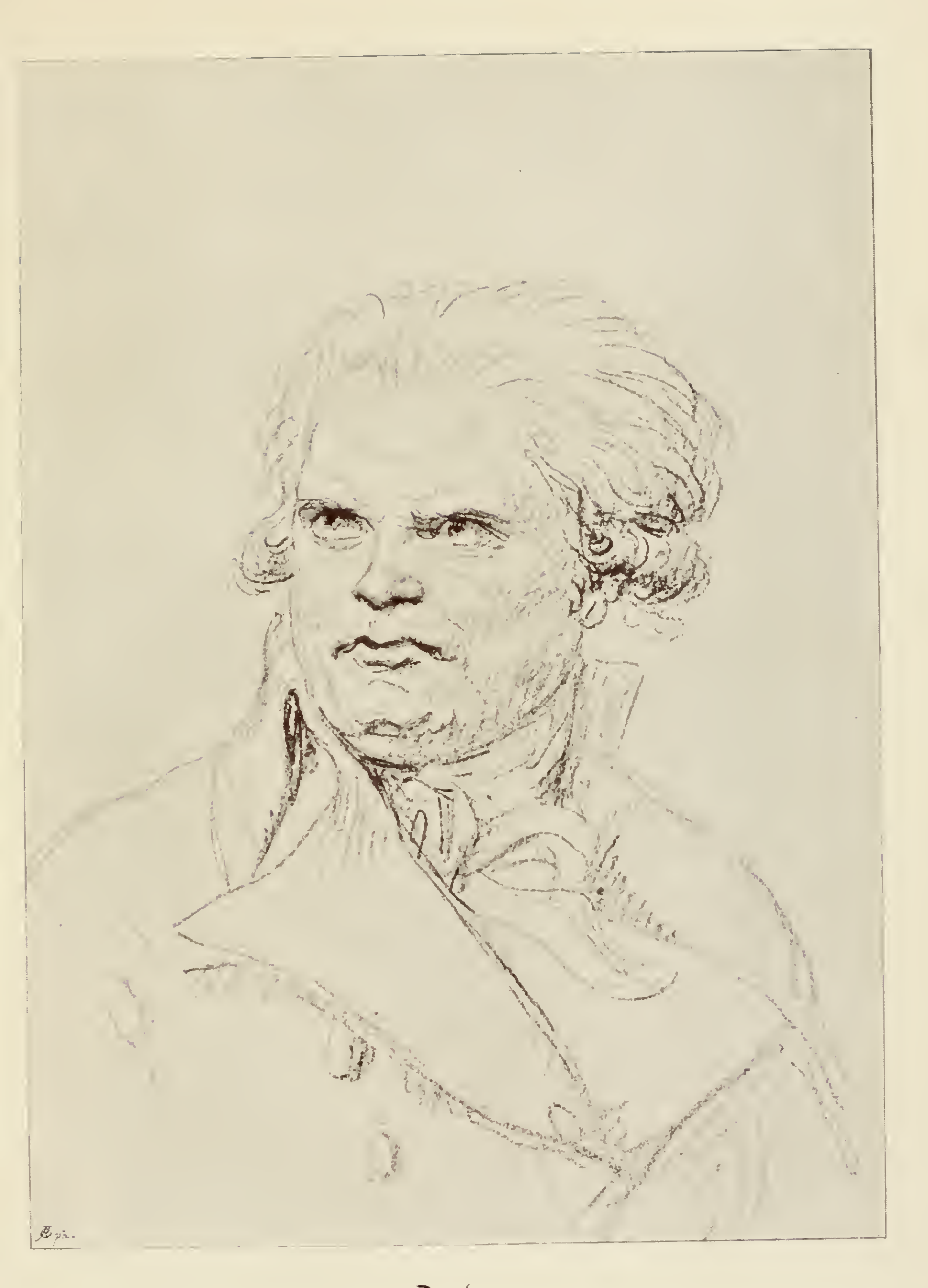
Meinem Siege im Konvent folgte ein, wenn möglich, noch glänzenderer bei den Jakobinern, die bei einer Ausmusterung viele Mitglieder ausstießen. Ich hatte das Glück, bei der streng durchgeführten Abstimmung, der viele vom Konvent, darunter auch Fouché, zum Opfer fielen, die Stimmen für mich zu haben. In jenen Zeiten war die Ausschließung fast ein Todesurteil.

Während des Jahres, das ich bei der Armee zubrachte, haben sich schreckliche Dinge zugetragen. Auf Dumouriez' Siege in der Champagne und in Belgien folgten seine Niederlage bei Nerwinden und sein Abfall. Dieser berühmte Abenteurer war im Grunde in mancher Beziehung ein großer Mann. Hochbegabt als Politiker und Militär, war er sozusagen der Organisator des Krieges der Revolution und der Revolution des Krieges. Dampierre, sein Nachfolger, fiel auf dem Schlachtfeld und Custine auf dem Schafott, ebenso wie sein Nachfolger Houchard. Mitten im Kriegssturm dekretirte der Konvent die revolutionäre Regierung, die

sich aber bald anstatt gegen den äußern Feind, wie es ihre ursprüngliche Bestimmung war, gegen persönliche Feinde und gegen die besten Freunde der Republik richtete. Der Kampf zwischen der „Gironde“ und dem „Berg“ um die Macht währte fast ein Jahr lang; die Kommune überwand die Girondisten, Robespierre erwürgte sie. Die Guillotine in Permanenz war der Götze, dem täglich neue Opfer geschlachtet wurden. „Jetzt kommt die Reihe an Danton,“ wagten schon einige der Verwegensten unter den Blutdürstigen zu sagen. Ich merkte, wie der Gedanke, an den großen Patrioten zu rühren, im Anfang ganz unfaßbar scheinend, allmälich Wurzel faßte. Es währte nicht lange, und man wies schon mit den Fingern auf Danton, den gewaltigen Revolutionär, den herrlichsten von allen, als auf einen Gemäßigten, das hieß Verräter, weil er fürchtete, daß die Exzesse der Ultrarevolutionäre der Revolution selbst schaden könnten. Laignelot, einer meiner ehrlichsten Freunde im Konvent, sagte mir, Danton wolle sich mit Robespierre verständigen und habe ihn, Laignelot, gebeten, eine Unterredung zu vermitteln. Eines Morgens gingen sie zu Robespierre. Der Diktator war bei der Toilette, die viel Zeit in Anspruch nahm. Danton sagte ohne jede Einleitung: „Verständigen wir uns und retten wir die Freiheit; sie hat schlimme Feinde; sie betrügen das Volk, das in ihnen seine Freunde sieht.“ Robespierre, der zu niemand Du sagte, erwiderte: „Was wollen Sie damit sagen? Soll dies eine Anzüglichkeit sein? Sie können meine Reden deuten, wie Sie wollen: Ihre Mission nach Belgien verdient wohl einigen Tadel; Sie waren schlecht unterstützt, in schlechter Umgebung, schlecht beraten. Lacroix trägt die Schuld, daß die Mission in schlechtem Licht erscheint.“

Danton ward nun heftig: „Du sprichst da wie die Aristokraten; sie suchen den Konvent und die Patrioten, seine Mitglieder, zu verunglimpfen; ich werde niemals dulden, daß man sie angreife; man bringt die Revolution in Verruf, wenn man die verleumdet, die sie begründet haben.“ Dantons Stimme wurde schwächer. Robespierre fuhr fort, sich anzukleiden, und sah ihn an, indem er ein Zeichen des Mitleids machte.

Danton geriet wieder in Feuer, schilderte die Gefahren, von denen die Freiheit bedroht sei: „Untergehen wird sie, wenn man ihre Verteidiger



Danton.

Nach einer bisher nicht wiedergegebenen Zeichnung von David.

(Aus der Sammlung Jubinal de Saint Albin.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.



angreift, wenn die Schreckensherrschaft sich gegen sie wendet, anstatt die zu treffen, die gegen sie konspiriren, und gegen die sie gegründet wurde; ehe sechs Monate um sind, trifft es auch Dich, wenn wir nicht zusammenhalten."

Die Unterhaltung endigte mit einigen kühlen Redensarten. Danton und Laignelot zogen sich zurück; sie sprachen noch auf der Straße über die unglückliche Unterredung. Robespierre war nach ihnen weggegangen und kam nahe bei ihnen vorüber, that aber, als ob er sie nicht sähe.

Es ist nur zu wahr, daß die Schreckensherrschaft, hervorgerufen durch die Manöver der Aristokraten und Könige, sich unglücklicherweise gegen die Bürger wandte; die Volksvertreter selbst waren ihre ersten Opfer. Die Spaltung in Parteien und die Furcht sicherten dem Ausschuß die Herrschaft. Der Konvent, dem man von allen Seiten zurief, er solle die Freiheit retten, konnte nicht die Köpfe der Bürger retten, nicht einmal die seiner eigenen Mitglieder; er ließ es nicht nur geschehen, er schien die Opfer selbst auszuliefern. Wenn die Ausschußmitglieder einmal sich gegenseitig bedrohen werden, so wird ihre Zwietracht vielleicht Eintracht im Konvent herbeiführen; aber wie lange soll es noch dauern! Wie viel Geduld und Ergebung wird es noch brauchen, bis der Tag der Befreiung anbricht!

Der Druck, der auf dem Konvent lastete, fing an, sich in vertrauten Gesprächen Luft zu machen, auch in öffentlichen Schriften. Noch gab es einige kühne Männer; Camille Desmoulins ließ seinen „Vieux Cordelier“ erscheinen, Phelippeaux veröffentlichte seine Erklärungen über die schlechte Kriegführung in der Vendée, die sich immer wieder aufs neue erhob.

Eines Tages kam ich mit Danton, Courtois, Fréron und Panis aus dem Konvent; einige Ausschußmitglieder begegneten uns im Hof des Caroussels. Danton sagte zu ihnen: „Die Memoiren von Phelippeaux müßt ihr lesen*). Sie geben euch die Mittel an die Hand, dem Krieg

---

*) An dieser Stelle befindet sich auf dem Rand des Manuskripts mit Bleistift folgende Notiz von der Hand Prieurs de la Côte d'Or: „Phelippeaux war im Unrecht. Der Ausschuß hatte energische und glückliche Maßregeln ergriffen, die zur schnellen Einnahme von Chatillon, Mortagne und Chollet und infolge davon zur fast gänzlichen Vernichtung der nördlich von der Loire gedrängten Vendéer Armee führten. Phelippeaux war ein Wirrkopf, unüberlegt und eitel; sein Mangel an Klugheit brachte ihn ins Verderben; aber Mißverständnisse spielten dabei auch eine große Rolle." (G. D.)

in der Vendée ein Ende zu machen, den ihr in die Länge zieht, um eure Machtvollkommenheit zu verlängern." Vadier, Amar, Vouland und Barère beschuldigten Danton, er habe die Memoiren drucken und verbreiten lassen. Danton entgegnete bloß: „Ich habe mich deshalb nicht zu verteidigen." Die Diskussion wurde heftig und artete in Persönlichkeiten aus. Danton drohte den Ausschußmitgliedern, er werde sie von der Tribüne herab wegen schlechter Verwaltung und Tyrannei anklagen. Diese zogen sich grollend zurück. Ich sagte zu Danton: „Gehen wir in den Konvent zurück! Ergreife das Wort! Wir unterstützen Dich. Aber warten wir nicht bis morgen. Du wirst vielleicht heute nacht verhaftet." — „Man wird es nicht wagen," sagte Danton geringschätzig, und darauf zu mir gewandt: „Komm, speise mit uns!" Ich lehnte ab und sagte noch zu Brune, dem Freund und unzertrennlichen Adjutanten Dantons: „Wachen Sie über Danton; er hat gedroht, anstatt zu schlagen."

Danton, der gewaltige Redner mit dem athletischen Körperbau, hat bei verschiedenen Anlässen großen Mut gezeigt. Die Entscheidung am 10. August war ihm zu danken. Am Abend nach dem Kampf wurde er zum Justizminister ernannt, und er konnte mit Recht sagen: „Ich wurde mit einer Kanonenkugel in das Ministerium geschossen." Nach dem 10. August, als die Verbündeten Verdun und Longwy genommen hatten und gegen Paris zogen, beriet der Exekutivrat, dessen Mitglied Danton war, darüber, ob man Paris verlassen solle; Justizminister Danton ergriff eine brennende Kerze und rief seinen Kollegen zu: „Wenn ihr auf diesem feigen Vorhaben beharrt, so laß ich meinen alten Vater, meine Mutter, die ich liebe, Frau und Kinder, die ich anbete, in dieses unser Beratungszimmer kommen, lege sie alle auf einen Haufen und verbrenne sie und mich und euch und die ganze Stadt Paris eher, als daß ich sie dem Feinde ausliefere." Man verließ Paris nicht. Danton hat Paris und Frankreich gerettet. Die Girondisten nannten ihn den Löwen, Robespierre war der Tiger, auch die Tigerkatze . . . Mußte der Löwe eine Beute des Tigers werden?

11. Germinal, Jahr II. Dantons Verhaftung.

Am 11. Germinal, um 9 Uhr morgens, erfahre ich, Danton sei verhaftet. Ich gehe sogleich nach seiner Wohnung, Passage du Commerce, wo ich noch zwei Tage vorher gespeist hatte, und hörte dort, es sei um

fünf Uhr morgens geschehen. Man hatte ihn aus dem Bett gerissen und ins Luxemburggefängnis gebracht, wo er in Einzelhaft saß. Ich eile in den Nationalkonvent; es war noch nicht elf Uhr. Es kamen die Deputirten. Die meisten wußten noch nichts von dieser außergewöhnlichen Verhaftung; denn außergewöhnlich war sie, selbst nach den vielen vorhergegangenen. Einige hatten davon gehört, wollten es aber nicht glauben und wandten sich an mich um Auskunft, als die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses eintraten, Saint Just zuletzt. Dieser bestieg sofort die Tribüne und verlas die sonderbarste und ungeheuerlichste Anklageschrift, die man sich denken kann; er las in dem bekannten sentenziösen, phlegmatischen Ton, das Manuskript in der einen Hand, mit der andern Hand eine und dieselbe Geste machend, indem er den rechten Arm erhob und ihn dann wieder fallen ließ, unerbittlich, ohne Gnade, als wäre er selbst das Messer der Guillotine. Ich erhielt als Deputirter diesen Bericht und finde heute unter meinen Papieren mein Exemplar wieder aus der Nationaldruckerei vom 2. Jahre der Republik; es ist betitelt: „Bericht an den National=konvent im Namen der Sicherheits= und Wohlfahrtsausschüsse über die seit mehreren Jahren bestehende Verschwörung verbrecherischer Faktionen zur Absorbirung der Revolution in einem Wechsel der Dynastie . . . Gedruckt im Auftrag des Nationalkonvents, Sitzung vom 11. Germinal.“ Die Lektüre des Berichtes von Saint Just verwirrt und betäubt mich jetzt, nach dreißig Jahren noch ebenso wie an dem Tag, als ich ihn zum erstenmal hörte.*)

---

*) Bericht von Saint Just. — Die Revolution ist im Volke, nicht in der Geltung einiger Persönlichkeiten. Dieser wahre Gedanke ist die Quelle der Gerechtigkeit und der Gleichheit in einem freien Staat; sie ist die Bürgschaft des Volkes gegen die ränkevollen Männer, die durch ihre Kühnheit und ihre Straflosigkeit in irgend einer Weise sich als Patrizier aufspielen . . . Man versuchte seit lange, euch herabzuwürdigen, wenn es möglich wäre; ihr schrittet dahin zwischen der Partei der falschen Patrioten und der der Gemäßigten, die ihr niederwerfen müßt. Diese Parteien, mit der Revolution geboren, sind ihr in ihrem Lauf gefolgt, wie die Amphibien dem Laufe der Ströme folgen. Es braucht einigen Mut, nach so viel Strenge euch wieder von Strenge zu sprechen. Die Aristokratie sagt: Sie werden sich gegenseitig zerstören; aber die Aristo=kratie lügt in ihren Hals hinein; sie zerstören wir, und sie weiß es wohl . . . So will ich nun die letzten Anhänger des Royalismus nennen, die seit fünf Jahren dafür arbeiten und der Freiheit nur folgen, wie der Tiger seiner Beute folgt. Wir sind

Danton bewahrte auch vor dem Revolutionstribunal die ihm angeborene Unerschrockenheit. Freunde — man glaubt deren sehr viele zu haben, so lange man im Glück ist — hatten versprochen, ihn nicht zu verlassen, im Justizpalast zu erscheinen und das Mördertribunal niederzuschlagen; sie kamen nicht. Als Danton niemanden kommen sah, schien ihn besonders die Abwesenheit des Generals Brune, seines Freundes und Schützlings, in Erstaunen zu setzen; dieser hatte versprochen, mächtige

---

durch alle Stürme hindurchgegangen, die große Unternehmungen zu begleiten pflegen. Eine Revolution ist ein heroisches Unternehmen, dessen Urheber zwischen Gefahren und Unsterblichkeit schreiten. Und diese ist euch gewonnen, wenn ihr die feindlichen Parteien opfert . . . sie sind die letzte Hoffnung der Tyrannei; sie haben ihren Ursprung in der gemeinen Leidenschaft, die Berühmtheit, die sie sich geschaffen, zu ihrem persönlichen Vorteil auszunützen . . Man staune nicht über den Fall so vieler Gaukler; es war der Lauf des menschlichen Geistes bei allen Völkern, und es ist dasjenige, was uns noch von der Monarchie übrig geblieben ist. Alles Schlimme, was uns die Tyrannen vorwerfen, kommt von ihnen selbst, und Europa wäre glücklich, wenn sie nicht regierten . . . Wir werden sehen, wie die Parteien aus diesen Lastern unserer Komplexion Nutzen zu ziehen wußten; wir werden sehen, wie alle Verbrechen, gezwungen, sich zu verbergen vor der starken Neigung des Volkes zur Freiheit, schon mit der Revolution durch einander gärten; wir werden die Larven von allen Gesichtern reißen; wir werden den Ausländer Schritt für Schritt verfolgen . . . Die erste Partei, die sich bildete, war die der Orleanisten; sie hatte Verzweigungen bei allen Behörden, in den drei gesetzgebenden Körperschaften. Diese verbrecherische Partei, der es aber an Kühnheit fehlte, paßte sich stets den Umständen an und kleidete sich in die gerade herrschende Farbe; das war ihr Verderben; denn, immer sich verstellend und nie hervortretend, konnte sie der Energie aufrichtiger Männer und der Macht des tugendhaften Volkes nicht widerstehen; sie ging immer mit der Revolution, sich versteckend, ohne je etwas zu wagen . . . Das ließ auch anfangs glauben, die Orleans hätten keinen Ehrgeiz . . . Diese geheimen Zuckungen der versteckten Parteien haben viel öffentliches Unglück verschuldet. Die Volksrevolution war die Oberfläche eines Vulkans von ausländischen Verschwörungen. Die Constituante, bei Tag Senat, war bei Nacht ein Haufen von Faktionen, die Politik und die Kniffe für den nächsten Tag vorbereitend. In allem war ein Doppelspiel: auf der einen Seite war alles hübsch für die Oeffentlichkeit hergerichtet; auf der andern geheim, auf versteckte Pläne und gegen die Interessen des Volkes gerichtet. Man machte dem Adel, der zu den Bourbons hielt, den Krieg, um den Weg für die Orleans zu ebnen. Man sieht bei jedem Schritt die Anstrengungen dieser Partei, den feindlichen Hof zu stürzen und das Königtum beizubehalten; aber der Sturz des einen zog das andere nach. Kein Königtum kann ohne Patriziat bestehen. Man hatte auf die Ueberlegenheit Mirabeaus gerechnet, um den Thron ohne Patriziat zu erhalten. Nach dessen Tod versuchte man das Problem durch die

Bundesgenossen zu sammeln. Auf sich allein angewiesen, nahm er nichtsdestoweniger den Kampf gegen seine Henker auf und überlieferte sie der Verachtung und dem Abscheu; aber sein vereinzelter Widerstand war nur auf Worte der Verteidigung beschränkt, die nur für die Nachwelt gesprochen waren. Danton hatte sich in seinen Feinden und in seinen Freunden geirrt: erstere zeigten sich ebenso verwegen, wie letztere feig.

Danton wurde wegen erdichteter Verbrechen nach Saint Justs Bericht

---

Revision zu lösen; aber man konnte es nicht. Die Gesetzgebung war ohnmächtig, für diese Partei etwas zu thun; und man politisirte, intriguirte. Eine neue Scene beginnt: die Verbrechen des Tyrannen hatten das Königtum verhaßt gemacht, das Brissot, Vergniaud, Pétion und ihre Mitschuldigen für die Orleans beibehalten wollten. Offen konnten sie es nicht thun, weil das Volk entschieden gegen die Monarchie war. Nun sieht man die Orleanisten sich wieder verstellen; sie beantragen zuweilen die Verbannung der Bourbonen; und sie wollen sie wieder auf den Thron bringen; sie wollen das Königtum wieder herstellen und treten zum Schein dagegen auf; sie treffen jeden Abend mit den Orleans zusammen, die sie zum Scheine anklagen und verfolgen ... Diese Politik konnte der Energie der Republikaner nicht widerstehen. Dumouriez, der Freund der Könige und das Haupt der Orleanisten, Dumouriez, der sich gegen Lafayette erklärt hatte, nur weil dieser ein Freund des Hofes sei, Dumouriez, der die Verbannung des Königs wollte, aber nicht den Tod, um eine andere Dynastie an seine Stelle zu setzen, Dumouriez zeigt sich als der Mann der Orleans und Brissots ... 1790 gab es eine Partei, die dem Hause Orleans die Krone zudachte, eine andere, die sie den Bourbons belassen, und eine dritte, die das Haus Hannover auf den Thron Frankreichs setzen wollte. Diese Parteien wurden am 10. August mit dem Königtum niedergeworfen. Der Schrecken zwang alle geheimen Verschworenen zu gunsten der Monarchie, ihre Gesinnung noch mehr zu verheimlichen. Alle nahmen damals die Maske des Republikanismus vor. Brissot, die Gironde und Dumouriez setzten die Partei der Orleans fort; Carra die des Hauses Hannover; Manuel, Lanjuinais und andere die der Bourbonen. Fabre d'Eglantine stand an der Spitze dieser Partei; er stand nicht allein: er war ein zweiter Kardinal Retz. Er war der Lobredner der Orleans und blieb es bis zu seiner Verhaftung; selbst nachher noch leitete er alle Parteien und benützte alle Intriguen anderer, um durch sie zu intriguiren. Du warst es, Danton, der Fabre und Orleans für die Wählerversammlung ernennen ließest, Du rühmtest den ersteren als gewandten Mann, und Du sagtest vom zweiten, daß er als Prinz von Geblüt durch seine Anwesenheit in der Mitte der Volksvertreter diesen in den Augen Europas mehr Ansehen verleihen würde. Chabot stimmte für Fabre und Orleans. Du bereichertest Fabre, während Du Minister warst. Fabre bekannte sich damals laut zum Föderalismus und sagte, man werde Frankreich in vier Teile zerlegen. Roland, Anhänger des Königtums, wollte über die Loire in die Vendée; Du bliebst in Paris mit Orleans, begünstigtest Dumouriez und gabst Befehle,

zum Tode verurteilt und nach verwilderter damaliger Sitte zum Richtplatz geschleppt als Chef der „Konspiration Orleans und Faktion der Nachsichtigen (indulgents)". Auf dem Wege zum Schafott noch gab Danton Beweise seiner Seelengröße, die ihn bis zum letzten Augenblick nicht verließ. Als er an dem Hause vorüberkam, in dem Robespierre wohnte, das ich schon beschrieben habe, Rue Saint-Honoré, gegenüber der Rue Saint-Florentin, sprang er in die Höhe, zum Schrecken der ihn be-

---

um Duport zu retten; er entwischte bei einer durch Deine Emissäre in Melun veranstalteten Emeute, um einen Wagen mit Waffen zu durchsuchen. Malouet und der Bischof von Autun waren oft bei Dir; Du begünstigtest sie. Du warst damit einverstanden, daß man dem Konvent von dem Abfall und Verrat Dumouriez' keine Mitteilung machte. Du hattest Zusammenkünfte mit Wimpffen und Orleans. Zur selben Zeit erklärtest Du Dich für Grundsätze der Mäßigung, und Deine robusten Formen schienen die Schwäche Deiner Ratschläge zu verhüllen. Du sagtest, strenge Maximen würden der Republik zu viele Feinde machen. Als Allerweltsversöhner fingst Du auf der Tribüne stets zu donnern an und schlossest mit der Transaktion zwischen Wahrheit und Lüge. Fabre und Du, ihr wart die Lobredner Orleans', den ihr mit Gewalt für einen einfachen und sehr unglücklichen Mann ausgeben wolltet; diese Redensart habt ihr oft wiederholt. Ihr wart auf dem „Berg" der Berührungs- und Reperkussionspunkt der Verschwörung von Dumouriez, Brissot und Orleans. Lacroix sekundirte Dir vortrefflich bei jeder Gelegenheit. Du, Danton, warst also der Mitschuldige von Mirabeau, von Orleans, von Dumouriez, von Brissot. Bürger! Die verbrecherischen Faktionen meditiren jeden Tag euren Ruin. Alle Schurken scharen sich um sie; seit einigen Tagen sind sie darauf gefaßt, entlarvt zu werden. Danton, Lacroix sagten: „Bereiten wir uns vor, uns zu verteidigen!" gerade wie Hébert, als er seine Hinrichtung schon im Geiste vor sich sah, vor drei Dekaden rief: „Man will mich verderben, verteidigt mich!" Alle Berühmtheiten, die gestürzt sind, waren von der Aristokratie oder von verbrecherischen Faktionen usurpirt. Würden diejenigen, die uns Strenge vorwerfen, es lieber sehen, wenn wir ungerecht wären? Es liegt wenig daran, daß die Zeit verschiedene Nichtigkeiten auf das Schafott, zum Kirchhof, in das Nichts führt, wenn nur die Freiheit bleibt! Man wird lernen, bescheiden zu werden; man wird sich dem dauerhaften Ruhm, dem dauerhaften Gut zuwenden: der dunklen Redlichkeit. Das französische Volk wird seinen Ruhm nie verlieren; die Spur der Freiheit und des Genius kann im Universum nie verwischt werden! Im Leben unterdrückt, unterdrückt es nach dem Leben die Vorurteile und die Tyrannen. Die Welt ist leer seit den Römern, und ihr Andenken erfüllt sie und prophezeit noch die Freiheit! —

Schluß des Berichts von Saint Just: „Es wurde also seit mehreren Jahren eine Verschwörung angezettelt, um die französische Revolution in einem Dynastiewechsel zu absorbiren."

gleitenden Wächter, und sprach, gegen das Haus gewandt, vom Wagen mit seiner mächtigen Stimme die Worte: „Du wirst mir bald nachfolgen; Dein Haus wird geschleift werden, man wird Salz da streuen!" Wie bald sollte sich die schreckliche Prophezeiung erfüllen!

Die Karren waren am Revolutionsplatz angelangt; Danton sollte als der letzte an die Reihe kommen; als die Todesgefährten an ihm vorüberkamen und gerührt sich zu ihm neigten, richtete er sie auf mit dem todesmutigen Blicke des Helden; Camille Desmoulins, Hérault-Sechelles, mit hinter dem Rücken zusammengebundenen Händen machten eine Bewegung, als wenn sie ihn küssen wollten, und als der Henker sie vorwärts trieb, sagte er diesem: „Du bist ja grausamer als der Tod; Du wirst nicht hindern können, daß sich unsere Köpfe im Sack unten küssen." Als er an die Reihe kam, stieg er mit wahrhafter Freudigkeit hinauf, blickte zum Himmel auf. „Meine Frau! Meine Kinder!" — hier beschlich ihn nach dem bewegten Ton seiner Stimme ein Augenblick der Rührung — rief er, raffte sich aber sofort wieder auf, sagte zu sich: „Keine Schwäche, Danton!" und zum Henker: „Du mußt dem Volke meinen Kopf zeigen; er ist des Anschauens wert."

Man hat erzählt, daß Robespierre, nicht zufrieden damit, die Opfer vor seinem Hause vorüberziehen zu sehen, ihnen zum Richtplatz gefolgt, mit teuflischem Behagen Zeuge ihres Todeskampfes gewesen sei und in seiner unersättlichen Blutgier des Tigers die Lippen geleckt habe, als trinke er selber das Blut, das auf dem Schafott des Revolutionsplatzes in Strömen floß.

Bei aller Freude, die er daran haben mochte, den Kopf Dantons fallen zu sehen, soll er doch mechanisch mit der Hand nach seinem Hals gegriffen haben, als wollte er sich überzeugen, ob sein Kopf noch fest sitze. Und wirklich saß auch sein Kopf nach dem Falle Dantons nicht mehr fest. Man kann sagen, daß von diesem Augenblicke an Robespierres Macht ins Wanken geriet, wie das Vertrauen der Patrioten in ihn; er verlor sich in der Menge, aber schon wie von einem Rachegeist verfolgt, und als er nach Hause ging, war sein Schritt unsicher, als habe er das Gleichgewicht verloren . . .

Achtzehntes Kapitel.

Vermengung der Gewalten. — Erste Zeit des Konvents. — Uebertragung seiner Gewalt an die Ausschüsse. — Fehler des Systems. — Schwächung des Konvents. — Couthons Vorschlag. — Ich tadle die Ausschüsse. — Merlin de Thionville. — Ich werde einer der Führer der Opposition. — Zusammenkünfte bei Doyen und Corazza. — Diplomat und Kaffeewirt. — Courtois. — Wir bereiten einen Angriff auf die Ausschüsse vor. — Ich gehe nur bewaffnet aus. — Die Ausschüsse wollen sich mit Robespierre verbinden. — Er schlägt aus, verbindet sich mit Couthon und Saint Just. — Die Ausschüsse wollen sich unser entledigen. — Anerbieten von Carnot. — Ich lehne ab, meine Kollegen ebenfalls. — Robespierre spricht mich zum erstenmal an. — Unsere Unterredung. — Seine Pläne gegen die Ausschüsse. — Seine Lage. — Bericht von Saint Just. — Prieur de la Marne. — Jeanbon Saint-André. — Jourdan. — Widerstand gegen Robespierre. — Billaud, Collot-d'Herbois, Carnot, Prieur de la Côte d'Or, Lindet, Barère. — Heftige Scene zwischen Collot-d'Herbois und Robespierre. — Ich rette Robespierre. — Großer Fehler des Konvents. — Barillier, Granet. — Allgemeine Gärung. — Die Massenhinrichtungen dauern fort. — Der Ausschuß will mich konsultiren. — Fouquier-Tinville. — Eine Proskriptionsliste. — Wie sie gemacht wurden. — Ich rette Proskribirte.

Seit meinem ersten Abgang zur Armee wurden alle militärischen Bewegungen von der Exekutivgewalt geleitet, die im Nationalkonvent ihre Stütze fand. Es machte sich alles ohne Organisation, ohne Abgrenzung der Gewalten. Die provisorischen Ausschüsse waren und thaten nichts ohne den Konvent; von ihm empfing die Republik Leben und Bewegung.

Der Ausschuß für die öffentliche Wohlfahrt wurde in der Folge die Exekutive mit diktatorischer Gewalt in Angelegenheiten des Krieges und der Politik. Der Ausschuß für die öffentliche Sicherheit hatte, wie der Name besagt, über die Bürger und ihre Freiheit zu wachen, auf seinen Befehl öffneten sich die Gefängnisse. Die Uebertragung dieser Vollmachten kam dem Konvent teuer zu stehen; eine Versammlung, die so viel Macht

aus der Hand gibt, muß früher oder später das Opfer der Bevollmächtigten werden. Die geringste Ueberschreitung der Befugnisse zieht, sobald sie geduldet wird, viele andere nach sich.

Zur Zeit des Justizmordes an Danton, dem leider viele andere vorhergingen und viele folgten, stand der Konvent thatsächlich unter der Herrschaft der Ausschüsse, diese hatten ihn, wie jener große Republikaner sagte, dezimirt und beschnitten. Die Verwegenheit der Ausschüsse ging so weit, daß am 22. Prairial in ihrem Auftrag Couthon einen Gesetzvorschlag machte, wonach die Angeklagten vor dem Revolutionstribunal keine Verteidiger haben durften.

Floreal Jahr II.

Prairial Jahr II.

Der Konvent war entrüstet, aber er wagte nicht, den Antrag zu verwerfen. Robespierre, von dem man in dieser Frage schon aus Klugheit einige Mäßigung erwartete, sprach mit Heftigkeit für den Antrag und setzte ihn durch. Das Ansehen, das mir meine Missionen im Süden verschafft hatten, genoß ich auch noch auf den Bänken des Konvents. Man zollte der Festigkeit meines Charakters, der sich auch im Sturm nicht beugte, volle Achtung. Ich führte eine starke Sprache gegen die Ausschüsse, Merlin de Thionville desgleichen. Man fürchtete uns.

Ich lebte ganz für mich, gehörte keiner Koterie an, vermied die Diners; meine Haltung, da ich mir keine Blößen gab, imponirte, es machte sich so ganz von selbst, daß man mich als einen der Führer der Opposition betrachtete. Wir suchten uns über die Mittel zu einigen, wie man den Uebergriffen der Ausschüsse wehren und dem Konvent wieder zu Ansehen verhelfen könne. Wir kamen mittags bei dem Speisewirt Doyen in den Champs Elysées und abends in einem Zimmer des Café Corazza zusammen. (Dieser simple Kaffeewirt, Italiener von Geburt, war gleichzeitig eine diplomatische Persönlichkeit; er hatte ein Diplom vom Papst, das ihn ermächtigte, die Interessen des päpstlichen Stuhles wahrzunehmen.) Corazza war mir ergeben.

Unter uns befand sich der Deputirte Courtois, ein thätiger, gewandter Mensch, seit Dantons Tod ein entschiedener und persönlicher Feind seiner Henker; sein freundliches, angenehmes Wesen machte ihn bei allen Parteien beliebt, er übernahm es, Kollegen für den geplanten Angriff gegen die Ausschüsse zu gewinnen, und hatte bei seinen Versuchen besten Erfolg.

Obwohl ich im „Berg“ saß, ebenso wie Merlin de Thionville und Courtois selbst, fühlten wir uns bei weitem nicht so sicher vor unseren Nachbarn als vor den übrigen Mitgliedern. Die Ursache ist sehr einfach. Die Bergpartei hatte den Ausschüssen bei dem Angriff auf Danton Folge geleistet und dadurch dessen Tod mitverschuldet. Viele von ihnen haben sogar dabei tüchtig mitgeholfen, von Neid getrieben, den Mittelmäßige oft gegen Hervorragende empfinden. Auf diese Weise fühlten sie sich mit dem Ausschuß kompromittirt und konnten sich nicht gut von ihm trennen, sie befanden sich in der falschen Lage, nicht für noch gegen den Ausschuß Partei nehmen zu können. Es war nicht leicht, die einzelnen von der Notwendigkeit der Offensive zu überzeugen; es ging langsam, aber immerhin machten wir Eroberungen. Täglich kamen neue von Courtois gewonnene Deputirte zu mir und sagten mir vertraulich: „Sie können auf uns zählen.“

Ich ging nur noch bewaffnet aus. Den Kern unserer Vereinigung bildeten neun Mitglieder. Merlin de Thionville und ich, wir trotzten den Ausschüssen und drohten, wir würden dem erstbesten Schergen, der uns verhaften wollte, den Kopf abschlagen und diesen Kopf dem Volke zeigen, das die Tyrannei ebenso hasse wie wir. Diese feindliche Haltung imponirte unseren Gegnern. Die Ausschüsse, getrennt von Robespierre, weil sie die Majorität waren, wollten sich wieder an Robespierre anschließen, um uns zu verderben, und machten zu diesem Zweck einen letzten Versuch bei ihm.

Robespierre hielt sich für stärker als alle zusammen und lehnte das Bündnis ab. Jetzt sahen die Ausschüsse keinen andern Ausweg, als zusammen mit dem Konvent gegen Robespierre, Couthon und Saint Just Front zu machen. Mehrere Mitglieder, in diesen Plan eingeweiht, entschieden sich dafür, die gegen alle Ausschußmitglieder geplanten Anklagen nur gegen die drei genannten zu richten, eine kluge Entscheidung, denn auf diese Weise wurde das Triumvirat isolirt, und die Chance gegen dasselbe und infolge dessen für eine Stärkung des Konvents stand nicht ungünstig. Wir gingen darauf ein, obgleich es den Konvent notwendig kompromittiren mußte, Leute in ihrer Stellung zu belassen, die nach meinem Gefühl nicht besser waren als Robespierre, Leute, die bisher

seine Mitschuldigen, heute nur Gegner in der Frage der Machtverteilung zwischen sich und ihm waren.

Was wir beschlossen hatten, war aber noch lange nicht ausgeführt. Wenn die Entscheidung bevorsteht, werden viele schwankend, besonders solche, die sich schwer entschließen. Die Ausschüsse beunruhigte nicht nur die Ungewißheit über den Ausgang des Kampfes, sondern auch die Furcht vor den möglichen Folgen der Energie einiger Mitglieder, mit denen sie sich verbinden wollten; sie dachten also daran, Mitglieder, die zu fürchten waren, zur Armee zu schicken. Carnot begrüßte mich auf der Straße mit den Worten: „Bürger Kollege, der Wohlfahrtsausschuß hat Sie für eine wichtige Mission ausersehen; Sie sollen sofort zur Rheinarmee abgehen, wo Ihre Festigkeit und Bürgertugend viel Gutes schaffen und viel Zwietracht löschen wird." — „Ich gehe nicht zur Rheinarmee," erwiderte ich; „der Ehrenposten ist im Konvent, ich verlasse ihn nicht."

Ich bin weit davon entfernt, Carnot schlimmer Absicht zu zeihen, indem er mich zur Armee schicken wollte. Carnot beschäftigte sich, wenn auch nicht so ausschließlich, wie er später behauptet hat, mit Kriegsoperationen und dachte in erster Linie an die Verteidigung der Grenze. Es hat sich wahrscheinlich bei dem Vorschlag der Einfluß seiner engeren Kollegen geltend gemacht. Mehrere andere Deputirte lehnten ebenfalls ab. Wir waren darüber einig, daß jetzt der innere Krieg noch bedrohlicher sei als der äußere, und daß wir zu bleiben hätten.

Robespierres Stillschweigen und seine geringschätzige Ignorirung Frérons und meiner bei unserem oben geschilderten Besuch ließen mich im Zweifel, ob er mich überhaupt hinlänglich gesehen hatte, um mich wieder zu erkennen. Am Tage nach der Carnot gegebenen Ablehnung kam ich zum erstenmal in die Lage, zu bemerken, daß Robespierre sich meiner erinnerte, denn er kam mir wie aus Reue über sein früheres kaltes Benehmen entgegen, nannte mich beim Namen und sagte mit einer Miene des Wohlwollens, die ihn eine so große, ja fast krampfhafte Anstrengung kostete: „Sie haben die Notwendigkeit gefühlt, im Konvent zu bleiben, es ist Zeit, das Joch der faktiösen Mehrheit der Ausschüsse abzuschütteln." Ohne zu verstehen, was er damit sagen wollte, auch ohne eine bessere Meinung dadurch von ihm zu haben, nur in der

Hoffnung, den Kampf, bei dem es galt, „zu siegen oder zu sterben", jetzt in Gegenwart aller austragen zu sehen, sagte ich zu Robespierre: „Steige doch auf die Tribüne, um die Verschwörer zu entlarven." — „Der Tag ist nicht fern, an dem ich sie angreifen werde," erwiderte er. Was dachte er sich dabei? Wo wird er den Schlag führen? Bei den Jakobinern oder im Konvent? da wie dort ist er mächtig — aber im Konvent hatte er bisher als einflußreichstes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses eine Doppelstellung und Doppelmacht, war ja doch alle Gewalt in der Hand dieses Ausschusses, von dem der Konvent Anstoß und Leben erhielt. Nun sollte dies aber anders werden: im Ausschuß war eine Spaltung eingetreten, und Robespierre wohnte den Sitzungen nicht mehr bei. Durch den Austritt dieses immer noch populärsten Mannes mußte der Ausschuß an Macht einbüßen, aber auch Robespierre mußte es durch das Aufhören seiner Doppelgewalt. Noch war das große Publikum nicht von dieser Spaltung unterrichtet. Robespierre wollte den Gegnern zuvorkommen, indem er verbreitete und verbreiten ließ, die Mehrheit der Ausschußmitglieder wollte die Sitzungen des Konvents vertagen, und er sei entschieden dagegen und entrüstet darüber, er besuche deshalb die Ausschußsitzungen nicht mehr. Aber wenn Robespierre die Sitzungen nicht mehr besuchte, seine Kollegen anklagte — war er darum besser als sie? Besaß er in Paris nicht immer eine noch furchtbarere Macht als alle übrigen zusammen?

Mitten in diesen verwickelten Parteiungen erstattete Saint Just Bericht über die Lage der Republik und die von Paris insbesondere; er verlangte, der Wohlfahrtsausschuß solle zur öffentlichen Beruhigung dem Volke nichts mehr verheimlichen, wie das bisher geschehen war. Die Anträge Saint Justs wurden zurückgewiesen. Am 1. Messidor gab der Wohlfahrtsausschuß Befehl, 18000 Mann von der Sambre-et-Meuse-Armee zu einer geheimen Operation zu detaschiren, kurz nachher aber wurde der Befehl wieder zurückgenommen, weil die so geschwächte Armee ihre Positionen hätte aufgeben und sich unter Givet zurückziehen müssen; Prieur de la Marne, Jeanbon Saint-André waren in Missionen abwesend, der Ausschuß war daher auf fünf Personen reduzirt, aber trotz der Anarchie im Schoße der Regierung ging bei den Armeen alles aufs beste, so

Messidor Jahr II.

mächtig wirkte der ihnen gegebene Impuls. Jourdan gewann trotz allem und vielleicht sich selbst zum Trotz, wie General Lefèbvre sagte, die Schlacht von Fleurus, und Jourdan, einige Tage vorher noch einfacher Leinwandhändler in Limoges, wurde so durch die Verkettung von Zufälligkeiten der erste General der Republik.

Robespierre, gewohnt, seinen Willen zu diktiren und ihn ohne Diskussion befolgt zu sehen, war erstaunt, betäubt; er fand Widerspruch. Billaud, kalt, aber empfindlich, stets in Sentenzen oder in Injurien sprechend, widersetzte sich, ebenso Collot, eine Art Bauer, furchtbar grob und heftig, dessen volkstümliche Beredsamkeit bei den Jakobinern und im Konvent es mit der Robespierres aufnehmen konnte, ferner Carnot, kein Redner, aber durch seine steten Bemühungen für Frankreichs Unabhängigkeit gegen den äußeren Feind gefestigt; Prieur de la Côte d'Or, Carnots alter Kriegskamerad, Lindet, durch gemeinsame Arbeit ihnen verbündet, schließlich Barère, dessen Thätigkeit und Redseligkeit den Kollegen nicht fehlen konnte, weil sie in der Mehrheit waren; Barère ging immer mit der Mehrheit. Diese Vereinigung von Männern, durch die gemeinschaftliche Gefahr zusammengehalten, war ganz darnach angethan, Robespierre ein wenig zu beunruhigen. Seine bekannte Rachsucht und Unversöhnlichkeit ließ die Gegner nur von seiner Niederlage, nur von seinem Tod sogar ihre eigene Rettung hoffen. Die Beunruhigung im Konvent hatte schon den höchsten Grad erreicht, als eine Liste von fünf oder sechs Deputirten zirkulirte, von denen man sagte, Robespierre wolle sie wegen schlechter Sitten verhaften lassen. Als Robespierre davon hörte, sagte er, daß er an nichts Derartiges denke, daß vielmehr die gegnerische Majorität im Ausschuß es wolle, ja sogar zweiunddreißig Deputirte auf die neue Proskriptionsliste gesetzt habe. Robespierres Verteidiger behaupteten vergeblich, gerade er habe aus Humanität sich einer so blutigen Maßregel widersetzt, er habe die Proskriptionsliste zerrissen und dabei gesagt: „Ihr wollt den Konvent noch mehr dezimiren, ich gebe dazu nie meine Einwilligung." Robespierre hatte diese Worte beim Verlassen des Ausschusses gesprochen, er hatte dabei die Thüre geöffnet, damit Deputirte und Bürger im Vorzimmer es hören sollten. Collot d'Herbois, wütend über diese Heuchelei, stürzte sich auf Robespierre, packte ihn bei den Kleidern, um

ihn wieder hineinzuziehen, und schrie mit dröhnender Stimme bei halb-offener Thüre, so daß es auch von solchen gehört wurde, die nicht ganz nahe waren: „Robespierre ist ein Elender, ein Heuchler, er will uns etwas imputiren, dessen nur er fähig ist, wir lieben alle unsere Kollegen, uns liegen die Patrioten am Herzen; es ist dieser Mensch da, der sie alle erwürgen will ..." So schrie Collot d'Herbois und hielt Robespierre noch am Kragen. Da ich gerade aus dem Nationalkonvent kam und zum Ausschuß gehen wollte, wurde ich zufällig Zeuge dieser abscheulichen Scene, bei der die Gewaltthätigkeit noch nicht das schlimmste Verbrechen in meinen Augen war. Ein Komplot vorsätzlicher Rache enthüllte sich da, schlimmer als Zorn und Leidenschaft. Ich machte, daß Collot d'Herbois Robespierre losließ. Dieser erklärte dann, er könne nicht mehr mit seinen Feinden zusammensitzen, mit einem Teil der Septemvirn, die er sich vorbehalte, zu entlarven und im Konvent zu bekämpfen. Er zog sich zurück, obgleich er dringend gebeten wurde, zu bleiben; da man ihn nicht besiegen konnte, suchte man ihn zu halten. „Laßt ihn gehen," sagte ich denen, die ihn umringten. Meine ganze Teilnahme für ihn bestand darin, daß ich nicht zusehen wollte, wie er von einem Stärkeren, nicht Besseren, erdrosselt werde. Ich folgte ihm eine kurze Strecke, wie um ihn zu schützen; er zitterte beim Gehen. Als er mich in seiner Nähe sah, blickte er mich unsicher an, als wollte er mir für die Rettung danken, aber auch zugleich einen Vorwurf daraus machen, daß ich ihn im Zustand solcher Demütigung gesehen. Er murmelte etwas, wovon ich nur die Worte „Jakobiner", „Cordeliers" und „wir werden ja sehen" verstehen konnte. Er begab sich nach Hause, ich ging in den Konvent zurück und erzählte dort im Vertrauen, was vorgefallen war.

Der Wohlfahrtsausschuß hätte jeden Monat erneuert werden sollen, es geschah nicht. Die unglückliche Verlängerung der Gewalten war auf Antrag Granets bewilligt worden. Das war ein großer Fehler des Nationalkonvents und die Hauptursache der jetzigen Krise.

Die Ausschüsse sammelten ihre Anhänger, Robespierre glaubte dies nicht nötig zu haben, er fühlte sich zu sicher. Die allgemeine Beunruhigung war am Siedepunkt. Jeder rüstete sich insgeheim, und die Anhänger Robespierres wollten, ohne daß er sich sehr darum bemühte,

in ihm ein Opfer sehen, das man befreien müsse, indem man seine Feinde treffe; darunter verstanden sie den Nationalkonvent, besonders aber die Ausschüsse.

Man machte die Bemerkung, daß, nachdem Robespierre sich aus dem Wohlfahrtsausschuß zurückgezogen hatte, die Massenhinrichtungen nichtsdestoweniger ihren Fortgang nahmen. Geschah dies infolge des von ihm gegebenen Impulses oder des Schreckens vor dem drohenden Gespenst des Abwesenden? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich eines Tages in den Wohlfahrtsausschuß geladen wurde, um über eine militärische Angelegenheit konsultirt zu werden. Was mochte man von mir wollen? Man ließ mich zuerst im Vorzimmer warten. Es waren da große Mappen auf dem Tisch ausgebreitet, so daß ich glaubte, es handle sich um einen Kriegsplan. Deputirte, die gleichzeitig warteten, sagten mir, es handle sich um einen Kanalisirungsplan in irgend einem Departement. Ich plauderte mit den Kollegen. Plötzlich kam der öffentliche Ankläger, Fouquier-Tinville, aus dem Ausschuß, er trug ein Portefeuille unter dem Arm. Er fragte nach dem Volksvertreter Barras und wünschte, mich allein zu sprechen. Selbstverständlich zogen sich die übrigen zurück und ließen mich mit ihm allein.

Fouquier-Tinville war vom Ausschuß beauftragt, meine Meinung über eine Anzahl von Militärs zu hören, die man vor das Revolutionstribunal stellen wollte. Er zog eine Liste hervor, an deren Spitze Kellermann, Hoche, Championnet und andere Generale und Generaladjutanten standen. Die Ausschußmitglieder hatten ihm gesagt: „Einigen Sie sich mit Barras, er kennt diese Leute besser als irgend einer.“

Beim Anblick dieser Namen von Männern, die sicher keine Feinde der Republik, sondern im Gegenteil ihre ehrlichen Verteidiger waren, war ich ganz starr. Nachdem ich mich vom ersten Schrecken etwas erholt hatte, rief ich lebhaft: „Das hat ja gar keinen Sinn, mindestens liegen hier schwere Irrtümer zu Grund; da ist kein einziger dabei, der sich auch nur den geringsten Vorwurf zu machen hätte. Die meisten haben sich große Verdienste um das Vaterland erworben und können ihm noch die größten Dienste leisten. Kellermann ist vielleicht kein Genie, aber bei Valmy hat er sich brav gehalten; wenn auch die Ehren des Tages in

erster Linie dem General Dampierre gebühren, so hat Kellermann doch viel zum Erfolg beigetragen. Ich sehe hier in den Anklagenotizen, daß man ihn eine alte Lederhose aus dem „ancien régime“ nennt, aber das ist doch kein Grund, um jemand zum Tode zu verurteilen. Was Hoche betrifft, der Weißenburg wieder genommen, Landau entsetzt, den denkwürdigen Feldzug in den Vogesen gemacht hat, während ich in Toulon war, so muß ich sagen, er hat ebenso gut seine Pflicht gethan wie wir. Er ist eine Zierde der Republik, eine der schönsten, die wir noch haben, eine Feuerseele, ein Herz voll des glühendsten Patriotismus, er ist vielleicht der beste Kopf von allen im Krieg und in der Politik, als solchen hat ihn auch ein Ausschußmitglied selber, Carnot, erkannt; Carnot hat sich bei mir einmal so über ihn ausgesprochen. Das sind Männer, die man mit vollem Vertrauen gegen die Feinde schicken soll, nicht aber vor das Revolutionstribunal. Championnet und alle die anderen auf Ihrer Liste sind gleichfalls Patrioten, Soldaten der Revolution, die dieser ihre Grade verdanken und nur für sie leben.“

Fouquier-Tinville hörte mich an und nickte zustimmend. Dann nahm er eine Feder vom Tisch und strich die Namen durch. Ich sah damals Fouquier-Tinville zum erstenmal, ich hatte mir ein finsteres Gesicht mit Tigeraugen vorgestellt und fand ihn sanft, mit einem Hauch von Menschlichkeit; auch die grausamsten Menschen, wenn sie ihr Theaterkostüm ablegen, nicht im Amte sind, fallen aus der Rolle und fühlen wie andere Menschen. Er sprach mit einer Art von Kindlichkeit mißbilligend von seinen eigenen Werken. Der Ausschuß mache täglich die Listen, und er führe nur die Befehle desselben aus. Die Listen wurden vom ganzen Ausschuß gemacht, gingen aus einem Lärmen ohne Ueberlegung hervor; viele Opfer wären verschont geblieben, wenn mit Ruhe und Ueberlegung und nur von zwei oder drei dazu beauftragten Mitgliedern die Listen entworfen worden wären. Aber die Mitglieder des Ausschusses, sei es aus Sucht nach Popularität — die Guillotine war eben damals das Populärste —, sei es zur Befriedigung persönlicher Rache, wollten alle zu den Volksfesten beitragen, alle dabei sein, wenn die Liste gemacht wurde. Hatte je einer dabei sein wollen, um Unschuldige zu retten? Leider ist kein Beispiel davon bekannt geworden. Kann man

annehmen, die ganze blutige Schreckenszeit habe ein Mann verschuldet, dessen mächtiger Wille und Beispiel so viele Nachahmung gefunden? Ist die Willkür einmal System der Regierung geworden, so können auch die Führer nicht mehr Halt gebieten und fallen ihr selbst zum Opfer.

Diese Bemerkung veranlaßt mich, den Ereignissen vorzugreifen, um ein anderes Beispiel heranzuziehen. Bonaparte, aus dem Kriege hervorgegangen, konnte so lange Jahre hindurch nur durch Krieg bestehen und mußte, da er nicht mehr innehalten konnte, durch Krieg zu Grunde gehen. Vom menschlichen Standpunkt ist die Epoche des Kriegsruhms nicht minder verwerflich als die der Schreckensherrschaft. Man blicke auf die endlosen mitleidlosen Aushebungen, die ununterbrochene Konskription, die alle Klassen, alle Altersstufen erreichte; wenn man den Familien auch den letzten Sohn entrissen — was dann? Wo hätte die Konskription schließlich ihre Grenze gefunden, wenn nicht der Urheber seinem Geschicke erlegen wäre?

Ich komme zu Fouquier-Tinville zurück, dem ich übrigens bald wieder begegnen werde. Er entschuldigte sich thatsächlich bei mir wegen der Vorgänge am Revolutionsgericht, indem er wiederholte, nur die Ausschüsse trügen die Schuld. Wohl um mir Vertrauen zu zeigen oder mein Vertrauen zu gewinnen, ließ er mich eine zweite, sehr lange Liste von Nichtmilitärs sehen. Ich bemerkte die Namen der besten Patrioten als Girondisten, Dantonisten und so weiter klassifizirt und als Verschwörer gegen die Einheit und Unteilbarkeit der Republik bezeichnet. Einige Gegenrevolutionäre waren dazwischen, aber die Mehrzahl waren Revolutionäre. Es genügte, daß Mitglieder des Ausschusses Widerstand bei ihnen gefunden oder von ihnen für die Zukunft fürchteten. In politischen wie in religiösen Sekten hassen sich diejenigen am meisten, die sich am nächsten stehen: ein Jansenist wird einen Jesuiten mehr hassen als einen Mohammedaner. Beim Anblick der Namen von guten Bürgern konnte ich ebenso wenig an mich halten wie bei den Militärs: „Mein Gott, was wollen Sie da thun!“ sagte ich zu Fouquier-Tinville, „das sind ja gute Patrioten. Wer wird denn auf seine eigenen Truppen schießen? Das heißt ja alle, einen nach dem andern zu Grunde richten; und gar nicht zu sprechen von der Gefahr, in der wir alle schweben, es ist eine abscheuliche Ungerechtigkeit.“ — „Was wollen Sie?“ fragte mich Fouquier-

Tinville, worauf ich ohne Zaudern erwiderte: „Machen Sie es mit den Bürgern, wie Sie es mit den Militärs gemacht haben.“ Fouquier-Tinville nimmt nochmals die Feder und streicht vor meinen Augen verschiedene Namen durch, die auf dieser Liste zu sehen mich am meisten empört hatte. „Auf Ihre Verantwortlichkeit, Bürger Volksvertreter!“ sagte er noch.*)

*) Man vergleiche mit diesem Kapitel den eigenhändigen Bericht Barras' über die Präliminarien zum 9. Thermidor im Anhang unter VI. (G. D.)



Neunzehntes Kapitel.

Tallien, Fouché bei Robespierre. — Fouché. — Ich verwende ihn. — Robespierre wirft Fouché Atheismus vor. — Fouché in Lyon. — Die Bürgerin Fouché verläßt Lyon. — Fouché donnert gegen die Aristokraten. — Fouché kompromittirt sich. — Krise. — 8. Thermidor. — Robespierre spricht im Konvent und bei den Jakobinern. — Tumult bei den Jakobinern. — Collot und Billaud verhöhnt. — Couthon verteidigt Robespierre. — 9. Thermidor. — Vadier und Cambon. — Tallien unterbricht. — Wut Robespierres. — Thuriot. — Robespierre angeklagt. — Der Konvent bedroht. — Saint Just auf der Tribüne. — Die beiden Robespierre, Le Bas, Saint Just und Couthon in Anklagezustand versetzt. — Robespierre im Gefängnis. — Henriot. — Der Konvent belagert. — Die Ausschüsse bieten mir das Kommando an. — Der Konvent hält sich mutig. — Oberbefehlshaber der Armee im Innern. — Warum ich zauderte. — Wer ist mehr wert: Billaud oder Robespierre? — Ich fasse meinen Entschluß. — Henriot außerhalb des Gesetzes erklärt. — Meine Ansprache an seine Soldaten. — Die Rebellen auseinander gejagt. — Wichtiger Beschluß. — Wut der Ausschüsse. — Ich widersetze mich ihrem Blutdurst. — Schrecken der Verschwörer. — Ich begebe mich in das Hotel de Ville. — Die Führer der Insurgenten in Verzweiflung. — Selbstmorde. — Robespierre und Genossen verurteilt. — Hinrichtung. — Unverschämte Anklagen Barères gegen Robespierre. — Der Sohn Ludwigs XVI. — Madame Royale. — Dussault. — Das Revolutionstribunal. — Ich entreiße ihm Verurteilte. — Noch einmal Fouquier-Tinville. — Die Ausschüsse werden ihrer Allmacht beraubt. — Verhalten des Konvents. — Hinrichtungen. — Mein Bericht an den Konvent. — Vollmachten der modifizirten Ausschüsse. — Reorganisation des Revolutionstribunals. — Bericht über das Gesetz der 40 Sous. — Robespierres Papiere. — Courtois. — Fräulein Robespierre. — Mein Verhalten am 9. Thermidor. — Léonard Bourdon. — Gendarm Méda. — Parallele.

Zur selben Zeit ungefähr, als ich den früher erzählten Besuch bei Robespierre machte, erhielt er, wie ich erfuhr, den von Tallien und von Fouché, und zwar mit demselben Mißerfolg. Alle ihre Beredsamkeit schien wie an einen Taubstummen gerichtet, sie versuchten es sanft, nachdrücklich, gemütlich, freundschaftlich, ehrerbietig und begegneten demselben eisigen

Schweigen des Mannes, in dessen Gesicht auch nicht das mindeste zu lesen war. Solches Schweigen bei einem Manne, der das Scepter des Todes in der Hand trägt, hat für die Phantasie mehr Schreckendes als laute Drohungen. So erhöhte auch das geheimnisvolle Wesen Robespierres, der das Schafott zu seiner Verfügung hatte, noch den Schrecken aller derer, die sich von seiner Macht bedroht sahen.

Wohl strebte Robespierre nach Alleinherrschaft. Vorerst brauchte er Hilfsgenossen. Im Ausschuß waren nur noch Couthon und Saint Just für ihn; sein Ehrgeiz wollte zunächst die übrigen treffen sowie alle, die er für persönliche Feinde hielt und als solche haßte. Unter den letzteren stand Fouché obenan, und da dieser wissen mußte, daß er beim ersten Angriff fallen werde, so hätte man annehmen sollen, er werde zuvorkommen und Robespierre zuerst angreifen.

Fouché war klug genug, dies einzusehen, aber es fehlte ihm an Mut. Er hatte in der Revolution alles mitgemacht, war sogar Ultraverteidiger der Schreckensherrschaft, aber er traf bei Robespierre nicht das Richtige, er rivalisirte mit ihm, überholte ihn sogar. Es schien, als habe Fouché gegenüber Robespierre kein gutes Gewissen, er konnte ihm nicht offen entgegentreten. Robespierre hatte ihm gesagt, auf seinem Gesichte stehe das Verbrechen geschrieben, und er schwieg dazu. Bei den Jakobinern war er ausgestoßen, er wagte sich nicht mehr in den Konvent, er arbeitete unter der Hand, intriguirte eifrig. Ich schickte ihn zu diesem und jenem, um wissen zu lassen, was Robespierre, Saint Just und Couthon beabsichtigen; seine Furcht vor den Triumvirn ließ ihn die Gefahr noch übertreiben, auch die Klugheit, um die Schwankenden zum Entschluß zu bringen. Von morgens früh bis abends spät lief er bei allen Deputirten herum und sagte ihnen „Morgen werdet ihr fallen, wenn nicht er fällt.“ Den stets bedrohten Freunden Dantons sagte er: „Morgen ist der Tag für unsere Rache und unsere Sicherheit.“ Die Furcht vor Robespierre war so groß, daß ein Mitglied des Konvents, sich vom Diktator beobachtet wähnend, als er nachdenklich die Stirn auf die Hand stützte, schnell die Hand wegzog mit den Worten: „Er glaubt sonst, ich denke an etwas.“ Bei solchem Zustand der Einschüchterung wird die beste Rede nicht bewirken können, daß man sich aufraffe und zusammen=

halte; die Thätigkeit und Geschicklichkeit Fouchés war unter Elementen, die einen entscheidenden Schritt gegen die Unterdrücker des Konvents thun wollten, eine wirkliche Hilfe.

Robespierre erhob gegen Fouché den Vorwurf, er habe durch Uebertreibungen und Proklamirung des Atheismus die Revolution entehrt. „Nein, Fouché," sagte er bei den Jakobinern zu ihm, „der Tod ist kein ewiger Schlaf." Er glaubte Fouché auch bei der Unredlichkeit packen zu können, deren man ihn bei seiner Mission in Lyon beschuldigte. Fouché scheint hier schon im Sinn und Geist späterer verderbter Zeiten gehandelt zu haben. Nach Berichten, die Robespierre erhalten, — vielleicht waren es Lügen — soll Fouché inmitten der von ihm befohlenen Zerstörung der Stadt gethan haben, was Brandstifter während des Brandes zu thun pflegen. Darum konnte Robespierre Fouché so von oben herab behandeln. Fouché hatte angefangen, „Geld zu machen", als in der Republik noch niemand daran dachte, sei es aus Furcht vor der Schreckensherrschaft, die gegen Diebe nicht nachsichtig war, sei es aus Redlichkeit der Bürger, die sich ausschließlich um das Gemeinwohl kümmerten. Man erzählte, beim Herausfahren aus Lyon, das man nun zum zweitenmal „befreite Kommune" benannte, sei der Wagen der Bürgerin Fouché gebrochen; die Klosterfrau, als Hüterin der Schätze des Ehepaars, sei dabei betroffen worden, als sie ihre Geldkisten sorglich unter den Kleidern barg, wie eine zärtliche Henne, die ihre Küchlein ausbrütet; die Vorstadtbewohner waren hinzugeeilt, und es wäre ihr schlimm ergangen, man hätte sie wohl auch geplündert, wenn Collot d'Herbois, Fouchés Kollege in Lyon, ihr nicht zu Hilfe gekommen wäre; er rettete sie mit der vollen Kraft seiner Lunge, nannte sogar die verlumpten Vorstädter „Aristokraten", weil sie wagten, den Wagen der Frau eines Volksvertreters anzuhalten; nicht einmal hineinschauen dürften sie; was gehe es sie an, ob und was in dem Wagen der Bürgerin Fouché sei? Dem Volke müsse das ein Heiligtum sein. Es war ein Schlag von Leuten, die sich keine Bemerkung erlaubten. Collot hatte ihnen außerdem gedroht, er werde sie „sofort erschießen lassen wie die Aristokraten auf dem Platz Bellecour."

Die Beredsamkeit von Collot d'Herbois und die ihm zu Gebote stehende Macht (er konnte es ebenso leicht thun als sagen) thaten ihre

Wirkung. Der Wagen wurde reparirt, und man ließ ihn ruhig wegfahren. Fouché war in Lyon zurückgeblieben, während seine Frau den gefährdeten verborgenen Schatz nach Paris in Sicherheit brachte.

Um diesen ärgerlichen Vorfall durch die Bethätigung seines Patriotismus zu verhüllen, trat Fouché um so revolutionärer auf und donnerte gewaltig gegen die Aristokraten von Lyon.

Man hat jetzt schon genug von meinen Memoiren gelesen und genug von meinen Grundsätzen sowie von meinem Vorleben erfahren, so daß ich mir die Versicherung ersparen kann, ich sei kein Aristokrat, der gewisse Erinnerungen wachruft, um die große Bewegung anzuschwärzen, der Frankreich seine Rettung verdankt. Ich gehöre im Gegenteil zu denen, — und mein politisches Verhalten ist ein Beweis dafür — die der Meinung sind, daß eine revolutionäre Aktion nicht zu stark sein kann, wenn es gilt, sein Land gegen das verbündete Europa zu verteidigen. Strenge Maßregeln, wenn sie geboten erscheinen, wie bei den Ereignissen von Toulon, begreife ich und billige ich vollkommen; was ich aber nicht begreife, ist, daß man dabei von Rührung und Freudenthränen spricht, hätte es auch nicht für möglich gehalten, wenn ich die offiziellen Phrasen nicht in den Berichten von Fouché und Collot d'Herbois gelesen hätte. Vielleicht glaubte Fouché auch hierin ein übriges thun zu müssen, um den Eindruck, den die berichteten Vorkommnisse gemacht haben könnten, zu verwischen. Darin ist auch wohl der Grund zu suchen für sein maßloses Gebahren in Lyon; er begnügte sich nicht damit, als delegirter Volksvertreter revolutionäre Gesetze zu vollziehen, er sagte laut: „Diese Gesetze genügen nicht, es braucht mehr, man kann nicht ultrarevolutionär genug sein.“ Beim Empfang des „Bulletin des Lois“ oder des „Moniteur“ sagte er ironisch vor der Verurteilungskommission, vielmehr Erschießungskommission, denn sie nahm sich nicht die Zeit zum Verurteilen: „Nur keine Gesetze mehr, Freunde! Wir sind im Naturzustand.“ So hatte das tadelnswerte Benehmen Fouchés noch dazu beigetragen, sein Wüten anzustacheln und ihn alles Maß überschreiten zu lassen. Mit diesen Ruhmestiteln glaubte er sich gegen drohende Anklagen des Wohlfahrtsausschusses bei seiner Rückkehr nach Paris waffnen zu können.

Robespierre ließ sich durch solches Gebahren und durch solche Thaten

nicht versöhnen oder gewinnen, und da er sich mit Reaktionsgedanken trug, mit Affichirung von Mäßigung die Aristokraten, Priester und Leute vom „ancien régime“ an sich ziehen wollte, paßte es ihm sehr gut, daß Fouché solche Ausschreitungen begangen hatte, deren er ihn um so leichter anklagen konnte. Robespierre hatte dem Ausschuß, bevor er ihm den Rücken kehrte, noch gesagt: „Fouchés Straflosigkeit fällt euch zur Last.“ Er kam bei den Jakobinern darauf zurück und bewirkte Fouchés Ausschließung. Man sieht, daß die Lage Fouchés damals im höchsten Grade bedrohlich schien. Ich habe schon erzählt, wie Fouché und wie Tallien bei Robespierre ihre Aufwartung gemacht, und wie dieser sich dabei, ganz wie gegenüber Fréron und mir, in undurchdringliches Schweigen hüllte. Das Verhältnis verschlimmerte sich mehr und mehr, beim besten Willen konnte man sich nicht darüber täuschen, daß an Versöhnung nicht zu denken sei. Die Feindschaft war erklärt, es galt zu kämpfen auf Tod und Leben. Bei aller Vorsicht passirte es Fouché, daß man einen Brief von seiner Hand aufgriff, der, an ein Mitglied des Konvents gerichtet, die Worte enthielt: „Ehe vierzehn Tage um sind, wird Maximilian nicht mehr am Leben sein oder wir.“ Da blieb nichts übrig, als zu siegen oder zu sterben.

Selbst dann, als Fouché der Notwendigkeit, sich zu verteidigen, nicht mehr ausweichen konnte, war es ihm seiner Natur nach nicht möglich, es offen zu thun. Winkelzüge, unermüdliche Intrigue, wie er es im Oratorium gelernt hatte, waren sein Element, und wie alles nützen kann, besonders bei einer Verschwörung, die ja auch nur eine große Intrigue ist, so konnte auch seine Geschicklichkeit und Verschlagenheit für uns von großem Nutzen sein, von größerem als Mut, der ihm fehlte. Später hat er behauptet, er habe den Todesstreich gegen Robespierre geführt; die Wahrheit ist: um Robespierres Zorn auszuweichen, ihn nicht an sich zu erinneren, wenn dies bei einem solchen Gedächtnis möglich gewesen wäre, ließ er sich nie im Konvent blicken, er schlief auch nicht zu Hause, nur abends, in verschiedenen Verkleidungen, machte er die Runde bei den Kollegen, die gegen Robespierre rüsteten, brachte ihnen Neuigkeiten, die er erfahren, und Aufträge, so die Verbindung zwischen ihnen herstellend in Erwartung des geeigneten Moments für den Entscheidungsschlag.

8. und 9. Thermidor Jahr II.

Der kritische Augenblick rückte näher. Am 8. Thermidor hielt Robespierre, von den in seinem Innern sich bekämpfenden Ideen bewegt, im Konvent eine lange, konfuse Rede voller Widersprüche, dunkel und drohend. Diese Rede wurde mit Stillschweigen aufgenommen und fand keinerlei Zustimmung. Im Vertrauen auf seine Beliebtheit bei den Jakobinern, die ihn stets gefeiert hatten, hielt er dort abends dieselbe Rede. Einige Deputirte, die zugegen waren, sagten, Robespierre sei ein Bezwinger, er wolle Altar gegen Altar errichten und alles Heilige umstürzen. Diese Deputirten und einige Bürger wurden von dem Jakobinerpöbel beschimpft. Collot und Billaud glaubten den Kampf selbst hier, wo Robespierre noch die Alleinherrschaft hatte, aufnehmen zu können und erhoben gegen diesen den Vorwurf, daß er seine Rede nicht dem Ausschuß mitgeteilt habe, in welchem er seit zwei Monaten fehlte. Die Jakobiner waren empört über diese unverschämten Bemerkungen gegen die hohe Persönlichkeit. Es entstand ein ungeheurer Lärm, und die beiden Deputirten verließen unter Zischen und Toben die Tribüne, welche Couthon dann bestieg, um Robespierre und seine Rede zu verteidigen. Er denunzirte die Verschwörung des Wohlfahrtsausschusses gegen die Freiheit und erklärte die Meinung der Jakobiner als höchste Autorität. Der Deputirte Brival wurde von der aufgeregten Gesellschaft hinausgeworfen, auch einige andere Deputirte wurden gezwungen, das Lokal zu verlassen. Der Sicherheitsausschuß verlangte Abschrift von Robespierres Rede, sie wurde verweigert. Der Lärm wurde immer toller, vielversprechend für den folgenden Tag.

9. Thermidor Jahr II.

Am 9. Thermidor eröffnete Vadier den Angriff in sonderbarer Weise, er beschuldigte Robespierre, sich den Maßregeln widersetzt zu haben, die die Ausschüsse gegen die Verschwörer ergreifen wollten. Cambon schloß sich Vadier an. „Hat Robespierre," sagte er, „sich nicht dem Dekret über die Rentner widersetzt?" Barère wartete, er wollte nicht eher Partei ergreifen, als bis er es ohne Gefahr thun konnte. Saint Just mit finsterer, energischer Miene bestieg die Tribüne und fing an, eine Umschreibung der Robespierre'schen Rede, die gestern so viel Lärm verursacht hatte, zu halten; Tallien unterbrach ihn mit den Worten: „Man muß den Vorhang zerreißen, der so viele Verbrechen verbirgt." Robespierre, so lange unbedingter Herrscher der Tribüne, war nicht wenig überrascht,

nicht das Wort zu bekommen, als er sprechen wollte. Collot führte den Vorsitz, seine Derbheit befähigte ihn am besten, Robespierre standzuhalten; das gelang ihm auch jetzt, bis dann zuerst Billaud, Varennes und darauf Tallien, jeder in seiner Art, eingriffen und die am wenigsten erwarteten Vorwürfe gegen Robespierre richteten. Der ewige Ankläger aller war verwirrt, als er zum erstenmal sich selbst angeklagt sah, und er verlor den Kopf: er sah rings um sich unsicheren Blickes, wandte sich dann an die Rechte, flehte deren Mitglieder als „reine Männer“ an, nannte die vom „Berg“ Räuber, als von allen Seiten der seine Stimme erstickende Ruf erscholl: „Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem neuen Catilina!“ Thuriot übernahm an Stelle Collots den Vorsitz. Robespierre schrie ihm wütend zu: „Präsident von Mördern, ich verlange das Wort.“ Thuriot verweigert es und handhabt mit solcher Heftigkeit die Glocke, daß Robespierre nicht gehört wird. Einige Deputirte wenden sich in drohender Haltung gegen Robespierre und man hört die Worte: „Schweige, Henker! Dantons Blut rinnt Dir im Mund, es erstickt Dich.“ Nun wird von vielen Seiten, besonders von der Seite, wo die Männer der Regierung sitzen, die Versetzung in Anklagezustand verlangt und — beschlossen.

Während der Abstimmung über die Versetzung in Anklagezustand bemerkte man ein offenes Federmesser in der Hand Robespierres, er blickte wie sehnsüchtig nach der Tribüne, der Stätte seiner Triumphe. Wollte er sich mit dem Federmesser töten wie Valazé, eines seiner Opfer? Fehlte es ihm an Mut, oder hoffte er noch Sieger zu bleiben? Diese Hoffnung hätte sich leicht erfüllen können. Im Konvent waren viele seiner Anhänger; viele Jakobiner waren, nach Verabredung vom Abend vorher, gekommen. Die Richter des Revolutionstribunals, die Geschworenen, der Generalstab Henriots hatten die Unverschämtheit, das Innere des Saales einzunehmen; war es nun ehrliche Begeisterung für Robespierre oder Furcht für sich als dessen Werkzeuge und Mitschuldige, da waren sie, begierig nach Opfern, die Teutatès ihnen liefern würde, und bereit, auf ein Wort, auf ein Zeichen Robespierres sich auf den Konvent zu stürzen und ihn niederzumetzeln; aber Robespierre hatte seine Stimme verloren — seine Worte übertäubte der Lärm — und mit ihr seine Macht. Mit Militär wußte er nicht umzugehen, nicht auf dasselbe zu wirken, er

hatte nichts Soldatisches, nicht die Gehorsam erzwingende Geste des Kommandirenden. Er hatte nicht genug Kühnheit, ein Stück Toga zu heben wie Romulus (sic) oder zu schlagen wie Sylla. Es fehlte ihm auch vielleicht an der Rechtsformel, unter der er bis jetzt Willkür geübt und seinem Hasse, seiner Leidenschaft gefrönt hat, durch die Ausflucht gedeckt, er habe ordnungsmäßig gehandelt, damit man auch gegen ihn so verfahren müsse. Aber welche Ordnungsmäßigkeit, welche Bürgschaft bot diese angebliche Form für die andere, da doch einer der Herr von allem war? Wer kann überhaupt wissen, was in einem solchen Ungeheuer vorgeht bei dem, was er thut oder unterläßt, im Augenblick des Falls wie in dem der Erhebung? Die Unglücksstunde hat geschlagen, seine Werkzeuge, die Menschen, die seinem Winke folgten, fehlen ihm, und auf sich allein angewiesen, ist er nichts mehr. Das ist jetzt Robespierres Lage. Der Diktator steht unter Anklage und findet seinen Richter. — Der Anklagebeschluß wird auch gegen Saint Just verlangt. Dieser steht immer noch auf der Tribüne, trotz allen Unterbrechungen, denen nicht leicht ein anderer standgehalten hätte; er geht einige Stufen hinab, kehrt aber wieder zurück, will seine Rede fortsetzen, aber es gelingt ihm nicht, mit keinem einzigen Wort; aber er steht immer noch unerschütterlich, unempfindlich, unbeweglich, seine Kaltblütigkeit verläßt ihn nicht, er verläßt erst dann die Tribüne, als die Anklage gegen ihn beschlossen war. Le Bas, Saint Justs Kriegsgefährte, verlangte das Los des Angeklagten zu teilen.

Der jüngere Robespierre wollte sein Schicksal auch nicht von dem seines Bruders trennen. So wurde denn die Anklage beschlossen gegen die beiden Robespierre, Le Bas, Saint Just und Couthon. Darauf großer Tumult: die Angeklagten protestiren, aber der vielstimmige Ruf: „Vor die Schranke!“ übertönt alles. Der Vorsitzende befiehlt den Saaldienern, sie abzuführen; die Diener zaudern. Die bewaffnete Macht wird angerufen; auch sie zaudert. Schließlich werden Robespierre und Mitangeklagte ins Gefängnis abgeführt.

An den Namen Robespierre knüpfte sich ein solcher Schrecken, daß in zwei Gefängnissen, Luxembourg und Conciergerie, der Aufseher sich weigerte, zu öffnen; er selbst aber bestand darauf, er wollte dem Gesetz

gehorchen wie Sokrates. Es war das Klügste, was er thun konnte, und eine Verlegenheit für den Konvent. Wie sollte dieser aus bloßen Reden, die er so lange beifällig angehört und in Beschlüsse umgesetzt, nun eine Anklage schmieden!

Zum Glück verfolgte Robespiere in der Folge ein anderes System, er weigerte dem Gesetz Gehorsam und ward zum Aufrührer. Man führte ihn im Triumph zur Kommune.

Während des hin und her wogenden Sturmes, der an jenem Tage der Entscheidung den Konvent durchwogte, sah man ein bekanntes Mitglied des Wohlfahrtsausschusses mit einer gegen Robespierre vorbereiteten Rede die Tribüne besteigen. Als die Entscheidung wieder fraglich wurde, ja gegenteilig auszufallen schien, verließ er die Tribüne, nahm eine Feder vom Tisch der Sekretäre und strich eine Stelle durch, dann, als eine günstige Wendung eintrat, stellte er das Gestrichene wieder her, und dieses Spiel wiederholte sich einigemale während der Debatte. Wer erkennt nicht daran Barère? Brauche ich ihn zu nennen?

Vor dem Thermidor hatte ich die Ausschüsse dringend gebeten, Henriot und seinen Adjutanten La Valette abzusetzen, die ich im Verdacht hatte, gegen den Konvent im Komplott zu sein. Man hatte es mir abgeschlagen. Nun konnte man sehen, wie sehr ich recht hatte. Henriot war der dienstbare böse Geist Robespierres. Als er von der Katastrophe hörte, die seinen Herrn und Meister betroffen, eilte er ihm zu Hilfe in die Kommune, ließ ihm dort die größte Ehre erweisen und erklärte, das ganze Volk stehe auf seiner Seite, er betrachtete es als seine erste Aufgabe, die Befehle des erhabenen Verfolgten einzuholen. Die Kommune, ohne daß Robespierre es verlangt hätte, aus Zuvorkommenheit und durch die Schreckensherrschaft angewöhnter Ergebenheit, befahl dem General Henriot, der über nahezu 15 000 Bewaffnete verfügte, den Konvent zu besetzen, in Klausur zu halten und jede weitere Beratung zu verhindern.

Henriot, auf diesen Befehl gestützt, marschirt gegen den Konvent und bemächtigt sich des Sitzungssaales des Sicherheitsausschusses.

Dessen Mitglieder, sowie die des Wohlfahrtsausschusses, anstatt auf ihren Posten zu bleiben und zu handeln, wie es die Lage gebot, retteten sich in den Sitzungssaal des Konvents. Henriot begab sich zum Hof in

den Tuilerien, bemächtigte sich der dort aufgestellten Kanonen und richtete dieselben gegen den Konvent; und in dieser verzweifelten Lage fand der Konvent seine Energie wieder.

Unzufrieden mit allen Entschließungen der Ausschußmitglieder, deren Zeuge ich war, lehnte ich anfangs das von ihnen mir angebotene Kommando über Paris ab. „Es sind ja Generale unter euch", sagte ich ihnen, „laßt sie zu Pferde steigen, steigt selbst zu Pferd und verteidigt das Vaterland, das ihr zu Grunde gerichtet habt." Ich kehrte diesen Männern, die im Glück so frech und grausam, so feig in der Stunde der Gefahr, den Rücken und nahm meinen Sitz im Konvent ein, dessen Mitglieder, ruhig auf ihren Sitzen ausharrend, einem fast sicheren Tode entgegen sahen. Man umringte mich und fragte nach den Maßregeln der Ausschüsse, da man wußte, daß diese mit mir verhandelt hatten. „Sie sind tot, bevor sie getroffen wurden," erwiderte ich. In demselben Augenblick traten sie ein, gaben ihren Befürchtungen für die Sicherheit der Versammlung Ausdruck und schlugen meine Ernennung zum Oberbefehlshaber der Armee im Innern und zum Kommandanten von Paris vor, obgleich ich es ihnen kurz vorher abgeschlagen hatte. Der Konvent beschloß durch Erheben von den Sitzen einstimmig die Ernennung.

Ich sah nicht, womit ich der Frechheit der Rebellen entgegentreten könnte; sie waren Herren unserer Kanonen und hielten alle Ausgänge besetzt; zur Beratung blieb keine Zeit, es galt zu handeln; aber um zu handeln, brauchte es in Ermanglung aller Machtmittel, deren uns die Aufständischen beraubt hatten, besonders großes Vertrauen seitens der Bürger und Deputirten, die entschlossen waren, Robespierres Herrschaft nicht mehr zu dulden. Der Konvent brachte mir einmütig das größte Vertrauen entgegen. Man drückte mir die Hand, umarmte mich und sagte mir, man zähle auf diesen neuen Beweis meiner Vaterlandsliebe. Ich übernahm also die gefährliche Aufgabe. Sieg oder Tod war die Losung. Aber war dies nicht die Losung aller Tage? War nicht jede Sitzung ein Kampf auf Leben und Tod, ein wenig ehrenvoller Tod durch die Guillotine? Hier winkte doch ein etwas rühmlicherer Tod, man konnte wenigstens auf einem Schlachtfeld fallen, anstatt auf dem Schafott.

Man darf mit Recht erstaunt sein, daß ich eine Zeit lang schwankte,

und nach der Ursache fragen. Ich antworte: Mein Schwanken kam daher, daß ich die Persönlichkeiten der beiden Parteien zu genau kannte. Wodurch unterschieden sie sich? Waren die einen als Menschen mehr wert als die anderen? Was hatten sich Saint Just und Robespierre auf der einen Seite, Billaud und Collot auf der andern einander vorzuwerfen? Ihre gegenseitigen Beschuldigungen waren nicht ehrlich gemeint; insoweit politische Gesinnung und Integrität in Frage kommen, trifft die einen wie die anderen kein Vorwurf; insofern es sich um Grausamkeit und Blutdurst handelt, sind die einen und die anderen gleich schuldig; und die Verfolgung von Unschuldigen, politisch ganz Unschädlichen, besonders von persönlichen Feinden erschwert ihre Schuld. Als Menschen wie als Vertreter eines Systems betrachtet, fällt es schwer, zwischen Billaud und Robespierre zu wählen.

Was bestimmte mich nun doch zur Annahme? Die Kundgebung allseitigen unbedingten Vertrauens that meinem Herzen wohl, die Gefährlichkeit des Ehrenpostens war eher ein Anreiz als eine Abschreckung, und meinen Kollegen, die mit mir den Kampf gegen Robespierre aufgenommen trotz seinem heuchlerischen Appell, indem er sie zum erstenmal „den gesunden Teil des Konvents“ nannte gegenüber seinen Kollegen, die bis jetzt mit ihm gegangen zu sein glaubten, und die ihm jetzt Räuber zu nennen beliebte, war ich innig zugethan, glaubte schon ihnen zu liebe alles thun zu müssen, was in meinen Kräften lag, um den Kampf siegreich zu Ende zu führen; und dann war Robespierre doch immer durch die langjährige Popularität der mächtigste und gefährlichste Gegner, der die unüberwindlichste Schwierigkeit, die schrecklichsten, unberechenbarsten Folgen bedeutete, wenn es uns nicht gelang, uns seiner zu entledigen. Das waren ungefähr meine Erwägungen, wenn sie mir auch damals nicht so klar zum Bewußtsein kamen wie heute, die mich leiteten und mich bestimmten, als Politiker und Militär den Entschluß zu fassen, gegen Robespierre zu marschiren, und sei es in den Tod. Es war übrigens kein Zweifel möglich über das Resultat, auf welcher Seite auch der Sieg bleiben möge, für den einen oder den andern. Der Tod und wieder der Tod war die notwendige Folge des begonnenen Kampfes. Nur der Tod konnte die in ihrem Blutdurst unersättlichen Tiger in ihrem Laufe hemmen.

Henriot, durch Merlin de Thionville in Haft genommen, wurde kurz darauf von Coffinhal mit betrunkenen Soldaten wieder in Freiheit gesetzt. Der Konvent beschloß: der Rebellengeneral stehe außerhalb des Gesetzes. Mit diesem Dekret verließ ich den Sitzungssaal und verabschiedete mich mit den Worten: „Ich gehe auf meinen Posten, bleibt auf dem euren.“ Henriot stand da mit seinen Kanonieren. Ich rief laut: „Zurück, Elende! Henriot ist außerhalb des Gesetzes!“ Einige Militärs und Bürger, die mir folgten, — es waren nicht viele — riefen: „Gehorcht Barras! Er ist der Oberbefehlshaber.“ Diese Worte jagten den Insurgenten und ihren Anführern Furcht ein; alle flüchteten in Unordnung nach der Kommune.

Die Feigheit Henriots und La Valettes und das Auseinanderlaufen seiner Soldaten hatte Unordnungen zur Folge. Die auf dem Grève-Platz der Kommune unterstehenden Truppen desertirten massenweise; sie waren etwas abgekühlt.

Bei solcher Sachlage, wie ich sie im Flug mit allen Einzelheiten überblickte, schien mir ein Appell an die guten Bürger angezeigt, und die Zusammenziehung auf dem Carrousselplatz von Truppen aus der Stadt und den Vorstädten, aus Meudon und Saint-Germain. Ich ließ den Generalmarsch schlagen und mit Kanonen Alarmschüsse abfeuern.

Ich hatte mich in Robespierres furchtsamem, schwankendem Charakter nicht getäuscht, er kam in der Kommune zu keinem Entschluß; Reden konnte er keine halten, in deren Ermanglung grübelte er über stilistische Spitzfindigkeiten: Couthon hatte Adressen an die Armeen vorgeschlagen. „In wessen Namen?“ fragte Robespierre. „Im Namen des Konvents,“ meinte Couthon; „ist er nicht dort, wo wir sind? Die übrigen sind nur ein Haufen Faktiöser, den die bewaffnete Macht zu Paaren treiben wird.“ — „Nach meiner Meinung,“ sagte Robespierre nach langem Nachdenken, „muß man im Namen des Volkes schreiben.“ Er glaubte, das Wort, welches auf der Tribüne immer seine Wirkung gethan, ihm Erfolge und Macht verschafft hatte, werde sich auch jetzt bewähren und ihm zum Siege helfen. So hatte Robespierre den Vorschlag, zum Konvent zu marschiren und ihn aufzulösen, verworfen. Diese Unschlüssigkeit teilte sich seiner Umgebung mit und machte sie verzagt. Davon suchte ich Nutzen zu

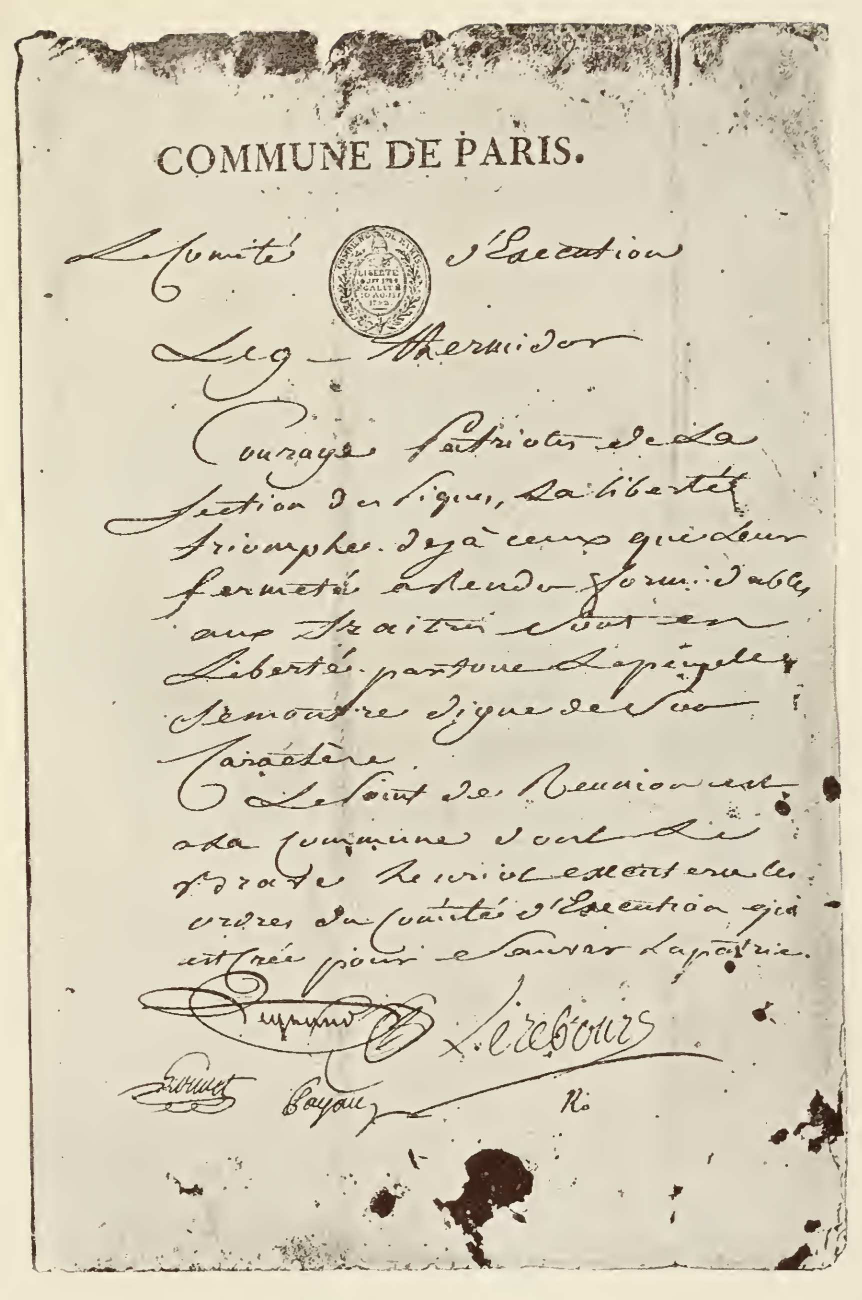
ziehen. Ich ließ verbreiten, daß ich eine bedeutende Truppenmacht zusammengezogen. Ich hatte nahezu 4000 Mann zur Verfügung. Ich wünschte einen Kampf zu vermeiden, mehr noch die Notwendigkeit, das Hotel de Ville beschießen zu müssen. Als die Ausschüsse den Kampfplatz von den Tuilerien nach dem Grève-Platz verlegt sahen, erholten sie sich von ihrem Schrecken und waren wieder ganz so wie vorher. Alle müssen mit Feuer und Schwert vertilgt, meinten sie, alle Rebellen müssen zusammenkartätscht werden. Zum Glück ließen sie sich überzeugen, es sei nicht nötig für unsere Sicherheit, im schlimmsten Falle stehe dem Konvent der Rückzug nach Meudon offen.

Meine Vorbereitungen machten einen solchen Eindruck, daß mir äußerste Maßregeln erspart blieben. Die Verschworenen waren eingeschüchtert. Das Beispiel einiger Abtrünnigen wirkte ansteckend. Von Zeit zu Zeit sandte ich beruhigende Berichte an den Konvent. Meine kleine Armee mit den wenigen Kanonen behauptete das Terrain unbestritten. Ich begab mich in das Hotel de Ville, Merlin de Thionville war schon dort. Robespierre hatte sich mit einer der beiden Pistolen von Le Bas die Kinnlade zerschmettert,*) Le Bas sich mit der andern

*) Die Thermidoristen hatten ein Interesse daran, das Andenken ihres Opfers zu verunglimpfen. Die Version von dem Selbstmorde, die in Robespierre einen Schwerschuldigen zeigt, der Hand an sich selbst legt, um der gerechten Strafe für seine Verbrechen zu entgehen, war daher diejenige, die sie sich aneigneten. Trotz der Bestätigung derselben durch Barras in den vorliegenden Memoiren und durch Courtois in seinem Berichte vom 8. Thermidor des Jahres III. neige ich zu dem Glauben, daß Robespierre sich nicht zu töten gesucht hat, sondern daß er meuchlings getroffen wurde, gerade in dem Augenblicke, da er nach langem Zögern — was sein Verderben war — sich entschlossen hatte, auf die gegen ihn erlassene Achtserklärung durch einen gegen seine Feinde aus dem Konvente und den Ausschüssen gerichteten Aufruf zu den Waffen zu antworten. Ich habe, während ich diese Zeilen schreibe, das Original dieses Aufrufs zu den Waffen vor mir, von dem man weiter unten ein Facsimile finden wird. Ich glaube, es gibt auf der ganzen Welt kein Aktenstück, das einen tragischeren Eindruck macht als dieses mit dem Stempel der Pariser Kommune versehene Blatt Papier. Die hastige, gewaltsame, krampfhafte Schrift drückt das Fieber, die innerliche Gärung der Freunde Robespierres in diesem bedeutsamen Augenblicke aus. Die Buchstaben fliegen dahin, die Worte überstürzen sich; man glaubt einen Schrei zu vernehmen, einen Kampfschrei oder einen Todesschrei. Neben den nervös hingeworfenen Unterschriften von Lerebours, Legrand, Louvet und Pagan zeigen sich die

erschossen. Couthon war unter einem Tisch versteckt, Robespierre in einem kleinen Zimmer, an dessen Thüre Le Bas lag. Saint Just pflegte Robespierre. Henriot steckte in einem Abort. Ich konnte den Anblick nicht ertragen und ging weg, ließ aber Robespierre nach dem Saale des Wohlfahrtsausschusses bringen und dort auf einem Tische niederlegen. Wundärzte untersuchten und verbanden ihn, nach ihrem Berichte rührte die Wunde von einem Selbstmordversuch her. Zähne von Robespierre, die während des Verbandes herausgefallen waren, lagen auf dem Tisch; ein Kanonier, zufällig im Dienste anwesend, nahm die Zähne zu sich und rief ihm dabei zu: „Ha, Verbrecher, ich bewahre sie als Andenken an meinen Abschen!" Es wurde mir berichtet, Robespierre habe mehrmals eine Feder zum Schreiben verlangt, da er nicht mehr sprechen konnte, und sie sei ihm vom Ausschuß verweigert worden. Ob es wahr ist, weiß ich nicht. Ich hätte sie ihm gewiß nicht verweigert. Vielleicht hätte man auf diese Weise noch etwas erfahren, was man nicht wußte, nicht wissen sollte. Der Verlauf der Begebenheiten wie Robespierres Papiere lassen übrigens nicht annehmen, daß er ein wichtiges Geheimnis mit in den Tod

beiden ersten Buchstaben des Namens Robespierre ruhig in diesem Aufruhr von Schriftzeichen, kalt und berechnet wie der unbeugsame Wille desjenigen, der sie in gemessener Haltung auf das Papier setzte, als der Schuß fiel. Dieses unvollendete Wort, dieser abgeschnittene, enthauptete Name, der als Beigabe einen großen Blutfleck aufweist, ruft unwillkürlich die rote Erscheinung eines Kopfes hervor, der sich unter dem Messer der Guillotine von dem Körper loslöst. Aber diese beiden verhängnisvollen Buchstaben lassen nicht nur in blitzartigem Aufleuchten das Bild des Dramas an uns vorübergehen: sie erklären uns auch den Ausgang desselben. Diese verstümmelte Unterschrift beweist offenbar das Erstaunen, das plötzliche und unvermutete Attentat, die Kugel, die von einer andern Hand abgefeuert wurde als derjenigen, welche diese festen, jäh unterbrochenen Schriftzüge auf das Papier warf, mit e i n e m Wort — den Mord und nicht den Selbstmord. Es ist das einer der Gründe, die mich bestimmen könnten, mich — gegen Thiers, der an Selbstmord glaubt — der Ansicht Mignets, Louis Blancs, Michelets, Ernest Homals und de Lescures anzuschließen, die an Mord glauben. Man sehe übrigens über diese Frage eine gute Auseinandersetzung bei de Lescure in seiner Einleitung zu den Mémoires sur les journées révolutionaires, p. XXXIV. bis XXXIX. und eine gelehrte Abhandlung Aulards (Révolution française, Nummer vom 14. Mai 1892). Aulard, der in diesen Fragen eine so große Autorität ist, glaubt, daß das letzte Wort über diesen tragischen Vorfall noch nicht gesprochen ist und daß nicht genügende Gründe vorliegen, um den Mord eher als den Selbstmord als feststehend anzunehmen. (G. D.)



COMMUNE DE PARIS.

Le Comité d'Execution

Le 9 thermidor

Courage patriotes de la section des Piques, la liberté triomphe. déjà ceux que leur fermeté a rendu formidables aux traitres sont en liberté. partout le peuple se montre digne de son caractère.

Le point de Reunion est a la Commune dont le brave henriot executera les ordres du Comité d'Execution qui est créé pour sauver la patrie.

Legrand Lerebours

Louvet Payan Ro

Aufruf zu den Waffen

von seiten der Pariser Commune gegen den Konvent in der Nacht des 9. Thermidor im Jahre II (1794).

Facsimile in der Hälfte der Größe des Originals.
Neben und unter der unvollendeten Unterschrift Robespierres (Ro) mehrere rostfarbige Flecken, die von seinem Blut herrühren.

(Aus der Sammlung Jubinal de Saint Albin.)

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.



nahm. Acht Tage nachher trug der Tisch im Beratungszimmer, auf dem Robespierre gelegen, noch Blutspuren. Welche Unaufmerksamkeit und welche grausame Aufmerksamkeit seiner lieben Kollegen!*) Alle Gefangenen wurden ins Gefängnis geschickt; ich wollte damals Couthon ins Spital bringen lassen, aber die Zeiten waren wenig geeignet, Menschlichkeit zu üben; um wie viel weniger gegen Leute, die, dem Tod verfallen, in den nächsten Stunden ihm vielleicht überliefert werden.

10. Thermidor Jahr II.

Am 10. Thermidor verurteilte das Revolutionsgericht Robespierre und seine Mitschuldigen zur Hinrichtung, vielmehr verfügte dieselbe, da bei außerhalb des Gesetzes Erklärten es keiner Verurteilung mehr bedarf, sondern nur einer Feststellung der Identität. Zwei Tage später ereilte die Mitglieder des Generalrats der Kommune, die sich an der Verschwörung hervorragend beteiligt hatten, dasselbe Schicksal.

Ein so wichtiges Ereignis, obgleich schon ausführlich und vielfach erzählt, kann hier nicht erwähnt werden ohne Angabe einzelner wichtigen Umstände; ich gebe darüber das wieder, was ich ursprünglich aufgezeichnet habe, zu einer Zeit, als ich keinen andern Bericht kannte.

Thermidor Jahr II. Hinrichtung und Beerdigung von Robespierre, Couthon, Saint Just u. Genossen.

Als Robespierre mit Couthon und Saint Just behufs Konstatirung ihrer Identität, die der Hinrichtung vorherzugehen hatte, vor dem Revolutionstribunal erschienen, befand sich Fouquier-Tinville als öffentlicher Ankläger (etwa was heutzutage Generalprokurator) in ungewöhnlicher Aufregung, übrigens leicht begreiflich den Männern gegenüber, von denen er so lange Blutbefehle zu empfangen pflegte, und gegen die nun auf einmal solche auszuführen sind. Waren doch sie die Schöpfer und Organisatoren des Hinrichtungssystems, kurz die wahren Diktatoren. Man begreift die Verlegenheit Fouquiers in einem solchen Augenblick; er konnte sich mit einigem Recht und Vorgefühl sagen: mutato nomine de te ... Ich fand die Aufregung und einige Verlegenheit fast natürlich. Nun

*) Robespierre wurde in einem Saal niedergelegt, der nicht der Sitzungssaal des Ausschusses war. Von den Mitgliedern hat ihn nicht einmal eines sehen können. Sie hatten sich zur Ruhe begeben, sobald Robespierre im Hotel de Ville ergriffen war. Der Ausschuß kam erst am 10. um acht Uhr morgens wieder zur Sitzung, und das war etwa drei Stunden, nachdem Robespierre in das Gefängnis der Conciergerie gebracht worden war. (Bleistiftnotiz auf dem Rand des Manuskripts von der Hand des Herrn Prieur de la Côte d'Or.)

entschuldigte er sich bei den Verurteilten selbst, indem er sagte: „Ich weiß wohl, daß nicht ich diese Herren, diese Bürger (verbesserte er sich, das Wort „Herr“ war ganz abgeschafft, es gab nur Bürger) verurteile, da sie außerhalb des Gesetzes und daher das Gericht nur eine Förmlichkeit zu erfüllen hat; ich weiß wohl, es ist meine Pflicht und selbst mein Recht, der Justiz Impuls und Direktive zu geben; was ich heute zu thun habe, ist in einer Beziehung weniger, als was ich gestern zu thun hatte, denn gestern urteilten wir, heute führen wir das Urteil des Konvents aus . . . aber . . .“ Da ich nicht wissen konnte, wo er mit dem „Aber“ hinauswollte, glaubte ich für alle Fälle eingreifen zu müssen und wandte mich daher mit lauter Stimme, kalt und befehlend im Ton, an ihn mit den Worten: „Bürger Fouquier, der Nationalkonvent hat mich beauftragt, seine Befehle zur Ausführung zu bringen; ich befehle Ihnen daher, ohne Verzug Ihre Pflicht zu thun. Der Patriotismus verlangt die sofortige Hinrichtung der Schuldigen.“

Fouquier ließ es sich gesagt sein, er steigt in sein Parket, legt seinen kleinen Mantel an, setzt seinen aufgestülpten Hut à la Henri IV. auf, ruft die Richter, gibt ihnen das fatale Losungswort gegen Robespierre, Couthon, Saint Just und die ganze abscheuliche Bande mit derselben Entschiedenheit wie am Tage vorher für und im Namen Robespierres, und besorgte alle Formalitäten wie alltäglich in größter Eile. In weniger als einer halben Stunde hatten die Verurteilten, wie die Richter sagten, „ihre Toilette gemacht, ihre Stiefel geschmiert“ und konnten ihrem Schicksal entgegengehen.

Der Nationalkonvent hatte mir mit der Vollmacht zugleich eine große Verantwortlichkeit übertragen. Mein Leben habe ich oft gewagt, im Krieg und auch sonst, aber hier handelte es sich um mehr als mein Leben, es handelte sich um Millionen von Menschen, um das Wohl des Landes. Man stelle sich vor, es gelingt den zum Tode Bestimmten, zu entwischen, selbst im Zustand ihrer Erschöpfung, entstellt und vernichtet, wie sie zum größten Teil waren, genügte ein Moment der Berührung mit ihren Anhängern, die Verbindung mit den Lungerern auf Straßen und öffentlichen Plätzen herzustellen, die Besiegten der Kommune und die Jakobiner zu sammeln — und alle errungenen Erfolge waren wieder

in Frage gestellt. Ich drängte deshalb Fouquier: „Schnell! Weg mit ihnen!“ — „Sogleich,“ sagte Fouquier lebhaft, fast heiter, „wohin soll man sie bringen?“ — „Zu dem Platz, wo ihnen so viele vorangegangen sind.“ — „Aber,“ erwiderte Fouquier leise und vertraulich, jedoch ehrerbietig, „seit acht Tagen bringen wir unsere Verurteilten an die Barrière du Trône, wir haben den Revolutionsplatz verlassen.“ — „So kehre man wieder dahin zurück!“ entschied ich, „der Weg muß an Robespierres Haus vorbeiführen, die Prophezeiung muß in Erfüllung gehen.“ — „Armer Danton!“ sagte Fouquier mit trauriger Miene, „das war ein Patriot!“ Der grausame Schurke glaubte mit dieser mitleidigen Redensart vergessen machen zu können, daß er bei Dantons Tod die erste Rolle spielte!

Danton, der große Patriot, der revolutionäre Riese, hatte, wie schon erzählt, auf dem Wege zum Richtplatz vor Robespierres Hause gerufen: „Du wirst uns folgen“ . . . und der, dem er es zugerufen, folgte ihm zu dieser Stunde zum letzten Stelldichein des Todes. Fouquier verneigte sich demütig und rief dem Greffier und den zur Eskorte bestimmten Gendarmen zu: „Zum Revolutionsplatz!“ Dem Beispiel Fouquiers folgte der Scharfrichter Sanson, indem er unterwürfig mit der Frage herantrat: „Wohin soll man ihre Leichen bringen, Bürger?“ „Man werfe sie in das Grab der Capet!“ sagte ich mit einem Anflug von Humor, „Ludwig XVI. war mehr wert als sie. Da hat Robespierre noch etwas vom Königtum, es scheint, er hatte Geschmack daran.“ Kurz vorher hatten Thuriot und Courtois berichtet, man habe bei Robespierre und in der Kommune ein Siegel mit der Lilie gefunden, Robespierre habe auch die Absicht gehabt, sich mit der Tochter Ludwigs XVI., der Gefangenen des „Temple“, zu verbinden. Ich glaubte kein Wort davon, aber man sprach davon, und, wenn auch noch so unwahrscheinlich, that es beim Volk seine Wirkung. Man hätte dem großen Haufen nie begreiflich machen können, Robespierre sei ein Tyrann gewesen, ohne ihn mit dem alten Königtum in Verbindung zu bringen. Was damit zusammenhing, erschien ihm sofort als Verbrechen. Wie sollte das Volk sonst fassen, daß der Mann, der ihm täglich geschmeichelt, von der Volksherrschaft, von Freiheit und Gleichheit gesprochen, sich seinen Verteidiger nannte und jetzt als Märtyrer erscheint, daß derselbe Mann ein Feind der Freiheit, ein Unterdrücker, ein Tyrann

sei! Das Volk faßt es nur dann, wenn man ihm zugleich sagt, er ist ein Verräter; er war mit den Feinden der Republik im Einverständnis, mit den „alten Königen“, mit Mitgliedern der königlichen Familie, also ein Verräter. Im Verrat sieht es auch das Verbrechen. Gegen den Verräter wendet es sich sofort.

Nachdem ich die Hinrichtung gesichert wußte, stieg ich wieder zu Pferde und sagte noch zu Fouquier-Tinville und seinen Leuten: „Ich begebe mich in den Wohlfahrtsausschuß, wo ich Bericht erwarte.“

Ich sah noch die Wagen unter Eskorte abfahren und die Richtung nach der Straße St.-Honoré zum Revolutionsplatz nehmen. Es hatte sich eine solche Menge von Menschen angesammelt, daß die Wagen nur sehr langsam vorwärts kamen, die Stimmung war eine freudig erregte, es kam wie ein Gefühl der Befreiung über die Leute, aber sie wagten nach so langem Druck ihr Gefühl nicht laut werden zu lassen, ehe sie bestimmt wußten, der Kopf Robespierres sei auf dem Revolutionsplatz gefallen. Die Körbe des Henkers wurden nach dem Magdalenenkirchhof, zur sogenannten Capet-Gruft gebracht. Nicht ganz zwei Stunden nachher kam Fouquier-Tinville mit seinen Leuten in den Wohlfahrtsausschuß, sie berichteten, indem sie oft gleichzeitig sprachen, einer dem andern zuvorkommen wollte, über die Hinrichtung wie über einen Triumph. Endlich war der furchtbare Robespierre in die ewige Nacht versenkt und ruhte an der Seite Ludwigs XVI. . . .

Ich habe wiederholt charakteristische Episoden aus der Schreckenszeit erzählt, die in einer ganzen Generation so tiefe Spuren zurückließ, aber keine Erzählung vermag ein Bild davon zu geben. Wer diese Zeit nicht mit erlebt hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Man hat ja gesehen, daß Leute, die Robespierres Tod heftig wünschten, denselben mit Ungeduld erwarteten, nicht eher ihren Gefühlen Luft machten, als bis der Kopf wirklich gefallen war. Selbst nach der Hinrichtung schien man sich noch unsicher, beunruhigt zu fühlen, als fürchte man, der Unversöhnliche könne wieder auferstehen, dessen unerbittliche Reden und inappellable Sentenzen die Phantasie so schrecklich geängstigt hatten. Die Zeitungen wußten nicht, ob sie über die Hinrichtung zu berichten wagen sollten. Der „Moniteur“, schon mehr als offiziell (denn er gehörte immer

der siegenden Partei), schien sich schwer dazu entschließen zu können, denn er berichtete erst am 6. Fructidor,*) 26 Tage später, über das kolossalste, wichtigste Ereignis der Neuzeit, nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa, für die ganze Menschheit . . . Denn wer kann sagen, was geschehen wäre, wenn Robespierre am 9. Thermidor gesiegt hätte!

Der Sieg am 9. Thermidor war in der That ein Tag der Befreiung. Die Erbitterung gegen eine so gehässige Tyrannei war zu berechtigt, als daß man erstaunt gewesen wäre, viele Männer und selbst elegante, zarte Frauen zu sehen, die beim Vorüberfahren der Verurteilten zur Hinrichtung sich zum Fenster hinausneigten und die weißen Taschentücher schwenkten. Das Volk blieb ruhiger Zuschauer des gräßlichen Schauspiels. Von diesem Tage an wurde das Schafott nicht mehr auf

*) Auszug aus dem „Moniteur“ vom 6. Fructidor II. — Revolutionstribunal (Sitzung vom 10. Thermidor). — Maximilian Robespierre, 35 Jahre alt, geboren in Arras, Ex-Deputirter des Nationalkonvents; G. Couthon, 38 Jahre alt, geboren in Orsay, Ex-Deputirter des Konvents; L. J. B. T. Lavalette, 40 Jahre alt, geboren in Paris, Ex-Adeliger, Ex-Bataillonskommandant bei der französischen Garde, Ex-Brigadegeneral bei der Nordarmee; F. Henriot, 33 Jahre alt, geboren in Nanterre, Ex-Mauthbeamter, Ex-Kommandant der Armee von Paris; L. C. F. Dumas, 37 Jahre alt, geboren in Lucy (Haute-Saône), Rechtsgelehrter in Lons-le-Saunier, Ex-Präsident des Revolutionstribunals in Paris; A. Saint Just, 26 Jahre alt, geboren in Déeize (Nièvre), Ex-Deputirter des Konvents; C. F. Payan, 27 Jahre alt, geboren in Paul-les-Fontaines, Ex-Geschworener am Revolutionstribunal, Ex-Nationalagent der Pariser Kommune; N. J. Vivier, 50 Jahre alt, geboren in Paris, Ex-Richter am Kriminalgericht des Departements, Ex-Präsident der sogenannten Jakobiner in der Nacht vom 9. zum 10. Thermidor; A. N. Gobeau, 26 Jahre alt, geboren in Vincennes, Ex-Substitut des öffentlichen Anklägers am Departementsgericht, Munizipalbeamter der Pariser Kommune am 10. August; J. B. L. Lescot, Fleuriot, 39 Jahre alt, Ex-Substitut des öffentlichen Anklägers beim Revolutionstribunal, Ex-Maire von Paris; A. B. J. Robespierre d. J., Ex-Deputirter des Konvents; J. C. Bernard, 34 Jahre alt, geboren in Paris, Ex-Priester; A. Gency, 33 Jahre alt, geboren in Reims, Küfer; A. Simon, 58 Jahre alt, Schuster; D. L. Laurent, 33 Jahre alt; J. L. F. Warmé, 29 Jahre alt; J. L. Forestier, 47 Jahre alt, Gießer; N. Guérin, Steuereinnehmer; J. M. B. d'Hazard, Perückenmacher; C. Cochefer, Ex-Tapezirer; C. J. M. Bougon; J. M. Quenet, Holzhändler; die elf letzteren Ex-Gemeinderäte der Kommune von Paris; alle, außerhalb des Gesetzes erklärt durch Dekrete des Konvents vom 9. und 10. Thermidor, wurden nach Feststellung der Identität durch Zeugen dem Scharfrichter überliefert, um binnen 24 Stunden auf dem Revolutionsplatz zum Tode befördert zu werden: sind hingerichtet worden.

dem Revolutionsplatz errichtet, der früher Platz Ludwig XVI. hieß und später Platz Concorde genannt wurde. Möge er den neuen Namen durch die aufrichtige Eintracht der Franzosen verdienen! — Welches übrigens auch die moralische Verfassung der Nation nach diesen Hinrichtungen gewesen sein möge, es ist immerhin von Wichtigkeit, hier festzustellen, daß sie die letzten auf diesem Platze waren und daß die Leichname von Robespierre, Saint Just, Couthon und der Mitglieder des Konvents die schreckliche Grube füllten und schlossen, die vom 21. Januar 1793 an, dem Tage, da König Ludwig XVI. hineingeworfen und, wie aus dem Protokoll der Kammer hervorgeht, von ungelöschtem Kalk zerfressen wurde, bis zum 9. Thermidor (Juli 1794) der „Friedhof de la Madeleine" genannt wurde. Achtzehn Monate waren darüber hingegangen, und fast jeder Tag hatte Tausende von Hinrichtungen gebracht. Die Leiche Ludwigs XVI., eines der ersten Opfer, vorausgesetzt, daß der ungelöschte Kalk sie nicht vernichtet hat, bedeckten nun seine abscheulichen Nachfolger. Man wird weiter unten die Entwicklung und Auslegung einer sehr peinlichen Geschichte finden, von der jedoch schon hier Notiz genommen werden muß, weil man sie auf Grund späterer Ereignisse in betrügerischer Weise entstellt und weil man eine ganz unmögliche Erfindung an Stelle einer leider nur zu wahren Begebenheit gesetzt hat.

Barère, stets bereit, mit den Siegern gegen die Besiegten zu gehen, erstattete im Namen der Ausschüsse einen Bericht voller Lügen gegen Robespierre, entfesselte gegen diejenigen, die sich nicht mehr verteidigen konnten, seine ganze Wut, er hatte die Unverschämtheit, Robespierre anzuklagen, er hätte den Sohn Ludwigs XVI. auf den Thron setzen und „Madame", die Tochter (jetzige Herzogin von Angoulême) heiraten wollen. Der Konvent hatte großen Mut gezeigt. Von einer Verschwörung bedroht, deren Verzweigungen viele Bürger mitgerissen, blieb er Sieger über dieselbe, Sieger über innere wie äußere Feinde zugleich. Glückliches Frankreich, wenn der Konvent sich diese Energie bewahrt und dadurch den Sieg vom 9. Thermidor befestigt hätte! Man brauchte nicht mit der Absetzung der Beamten und Werkzeuge, der eigentlichen Mitschuldigen der Triumvirn und Decemvirn, zu zögern, aber dabei mußte man stehen bleiben und nicht immer die alte Geschichte aufrühren und über das Unglück jammern,

das man nicht verhindert hatte, man mußte festen Schrittes zur dauerhaften Begründung der Republik schreiten.

Infolge des Barèreschen Berichts und nach dem System, das Volk zu belügen, welches von einer Regierung auf die andere übergeht, verbreiteten die Ausschüsse das Gerücht, die Gefangenen des „Temple“, die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI., seien entflohen. Ich ging in das Gefängnis und besuchte den Prinzen; ich fand ihn sehr geschwächt durch eine seinen Organismus offenbar untergrabende Krankheit; er lag mitten im Zimmer in einem kleinen Bett, nicht viel größer als eine Wiege, seine Kniee und Knöchel waren geschwollen. Er erwachte aus der Betäubung, in der ich ihn beim Eintritt gefunden hatte, und sagte mir: „Ich ziehe diese Wiege, in der Sie mich sehen, dem großen Bett dort vor; im übrigen kann ich über meine Aufseher nicht klagen.“ Indem er sprach, blickte er abwechselnd mich und diese an, mich, um sich gewissermaßen unter meinen Schutz zu stellen, diese, um zu verhüten, daß sie sich wegen etwaiger Klagen an ihm rächten, wenn ich nicht mehr da wäre. „Ich werde laut Klage führen wegen der Unreinlichkeit im Zimmer,“ sagte ich. Ich stieg in das Zimmer von „Madame“; es war etwas weniger schlecht gehalten; sie hatte sich früh angekleidet, weil sie von dem Gerücht gehört hatte. Ich traf die Anordnung, daß die Gefangenen täglich im Gefängnishof spazieren gehen können. Auf meinen Bericht an den Ausschuß erreichte ich, daß Aerzte den kranken Gefangenen untersuchen sollten. Die Aerzte, Dussault war einer derselben, erklärten, die Krankheit sei ernster Natur. Ich wollte, daß dem Wächter des Sohnes Ludwigs XVI. zwei Frauen zur Pflege und Reinhaltung beigegeben würden. Später erfuhr ich durch einen Kommissär des Temple, daß meine Anordnungen nicht befolgt wurden.

Das Revolutionstribunal, dem Robespierre und seine Mitschuldigen von den Ausschüssen zur Konstatirung der Identität zugeschickt worden waren, hielt sich zur Ausübung seiner Thätigkeit aufs neue berechtigt. Die Henker ließen ihre Beute nicht fahren. Ich erfuhr, daß vor dem 10. Thermidor Verurteilte im Gefängnis zurückgeblieben waren und die nun Fouquier-Tinville, der sich als Herr gerirte, in zwei Wagenladungen zum Richtplatz schicken wollte. Ich eilte zum Justizpalast, Platz und Hof

waren dicht mit Menschen gefüllt. Ich war zu Pferd, von meinem Generalstab begleitet. Ich hielt am Fuß der großen Treppe und beauftragte vier Offiziere, Fouquier-Tinville zu holen. Er kam sehr demütig. „Nehmen Sie Ihren Hut ab vor dem Volke!" sagte ich, und dann: „Ich höre, man will zwei Wagen mit Verurteilten auf den Richtplatz schicken; man hat die gleiche Absicht mit Angeklagten, die jetzt vor Gericht stehen. Keine Hinrichtung ohne meine Ermächtigung! Ich befehle Ihnen wie Ihren Richtern und Geschworenen, Ihre Sitzungen einzustellen. Thun Sie, was ich befehle, unter Strafe nach Kriegsrecht." Meine Worte fanden lauten Beifall. Dasselbe Volk, das die Wagen unter Rufen der Zustimmung zum Richtplatz begleitete, begrüßte jetzt sympathisch die Rettung von Opfern. Fouquier-Tinville sagte zitternd: „Ich habe nur nach den Befehlen der Regierungsausschüsse gehandelt, die mir noch heute früh Listen von Angeschuldigten zugehen ließen, von jetzt an stehe ich Ihnen ganz zu Diensten, Bürger General."

Ich machte mir Platz durch die Menge und eilte in den Wohlfahrtsausschuß. Fouquier war schon vor mir da. Er war ganz der Mensch, wie er sich mir einen Monat vorher im Vorzimmer des Wohlfahrtsausschusses geschildert hatte; ein Werkzeug hatte er sich genannt; auch jetzt stachelten ihn die Mitglieder des Ausschusses zur Bewegung. Noch hatten sie ihm keinen Augenblick Ruhe gelassen. So zieht der Schrecken seine Kreise um Befehlende und Gehorchende.

Im Ausschuß kam es nach der von Fouquier-Tinville gebrachten Nachricht zu heftigen Debatten. Man tadelte das militärische Eingreifen in den Gang der Justiz. „Der Nationalkonvent wird entscheiden," rief ich, „er soll richten über euch und mich." Mein Entschluß erschreckte den Ausschuß. Mit ungewohnter Sanftmut ließen sich die Mitglieder vernehmen: „Du wirst heftig wegen einer einfachen Bemerkung; wir tadeln nicht, was Du gethan, wir billigen es sogar, aber es ist ungesetzlich."

Jedenfalls habe ich die Opfer, die sozusagen schon unter dem Messer waren, der Guillotine entrissen. Wäre es mir gelungen, wenn ein Robespierre im Ausschuß saß? — Eine schwierige Frage!

Ich möchte Robespierre nicht schlimmer malen, als er war, aber ich kann wohl sagen: wenn in dem Ausschusse, der einen Akt der Menschlich-

keit, obgleich illegal, hingehen ließ, ein Robespierre an der Spitze stand, so wäre es nicht geschehen. Ich habe schon gesagt, was ich von vielen seiner Gegner halte; sie halfen den mit Recht verhaßten Robespierre niederwerfen, aber sie waren im Grunde nicht weniger grausam als Robespierre. Dieser war jedoch der Schlüssel des Gewölbes. Seine Kollegen hätten auch gern die Schreckensherrschaft mit aller Gewalt fortgesetzt, wenn sie gekonnt hätten; es zeigte sich schon in den ersten vierundzwanzig Stunden, daß sie nicht mehr dieselben waren, es fehlte ihnen die Zuversicht, die sie als Helfer und Mitschuldige Robespierres hatten; ohne ihn waren sie weniger zu fürchten, ihre Macht war gebrochen, seit er fehlte. Nichts konnte diesen Führer ersetzen, er war der erste Träger der Schreckensherrschaft, der Schrecken selbst; sie werden auch ohne ihn es noch mit der Schreckensherrschaft versuchen, aber sich nur neue Niederlagen holen. Es wird ein Aufflackern sein vor dem Todeskampf. Man wird später Aehnliches sehen, wenn ein anderer Chef verschwindet, der mit Robespierre mehr Verwandtes hat, als er und seine Anhänger zugeben wollen (Napoleon). Sein System war entwickelter, in größerem Maßstab angelegt, politisch und militärisch schön verbrämt; aber auch er verschwindet, und vergeblich versuchen seine Parteigänger, seine Erben und Nachfolger zu werden, wenigstens soweit die Macht in Frage kommt. Es ist noch ein Glück, daß solche Gründer von Systemen unersetzlich sind.

Ich hatte jeden Kampf vermieden, und doch war es mir gelungen, dem Konvent sein volles Ansehen wieder zu verschaffen. Er verlängerte den damaligen Ausschußmitgliedern ihre Vollmachten, aber die Wahl der Ergänzungsmitglieder war nicht nach dem Geschmack aller Republikaner, und nicht alle ergriffenen Maßregeln waren geeignet, Vertrauen einzuflößen. Ich habe schon gesagt, daß mit Robespierre, Henriot, Saint Just und den anderen Deputirten am 10. Thermidor auch elf Mitglieder der Kommune hingerichtet wurden. Am folgenden Tag wurden gemäß der Außer-Gesetz-Erklärung weitere siebenzig hingerichtet. Unter letzteren waren viele, die nur mitgerissen wurden und nicht dieselbe Strafe verdienten. Es lag in der Zeit, daß man sich an Strenge zu überbieten suchte, so daß selbst ein Sieg für die Menschlichkeit auch mit Grausamkeit gefeiert werden mußte; in den letzten fünfzehn Monaten war der Tod das

gemeine Recht. Die unerbittliche Jurisprudenz konnte nur durch den Tod selbst zerstört werden.

Ich benützte die mir bei den letzten Ereignissen zugewiesene Rolle, um der Versammlung einen ausführlichen Bericht zu erstatten, worin ich an die Schilderung der Lage einige Bemerkungen knüpfte und mit den Worten schloß: „Es kommt mir nicht zu, Bürger Repräsentanten, euch zu sagen, was ihr thun sollt nach eurem Siege über Verschwörer, die zum großen Teil durch perfide Führer irregeleitet und betrogen waren; ich habe nur angedeutet, was man thun könnte, und beschränke mich jetzt nur darauf, euch zu versichern, daß mein Leben der Freiheit gewidmet ist. Wie bisher werde ich die Gesetze ausführen lassen.“ Meine Rede fand Beifall, aber meine Ideen, die ich einfließen ließ, fanden keinen Anklang, die Ausschußmitglieder setzten ihren gegnerischen Einfluß durch, sie fürchteten eine Verringerung ihrer Macht, die sie fünfzehn Monate lang mit der größten Willkür geübt hatten. Am 13. Thermidor fing der Konvent an, über das Dekret Bericht erstatten zu lassen, das die Ausschüsse mit der Vollmacht betraute, jeden verhaften zu lassen, sogar Deputirte, und diese weitgehenden Vollmachten haben sie durch Nichtbefolgung gewisser Vorschriften noch überschritten. Ich trug dazu bei, daß über das Gesetz vom 22. Prairial, das Revolutionstribunal betreffend, berichtet wurde; man erneuerte die Richter und die Geschworenen; es wäre besser gewesen, es sofort und für immer aufzuheben, wenn man es mit der wahren Freiheit gut meinte; aber es ist der ewige Irrtum der Sieger, mit Außerachtlassung dessen, was man mit dem Siege bezweckte, die Mittel nicht aus der Hand geben zu wollen, mit denen man den Besiegten zu Leibe gehen kann, als könnten die Besiegten von heute nicht die Sieger von morgen sein und ihre barbarischen Verirrungen wieder aufnehmen. Aktionen und Reaktionen, deren Schauplatz Frankreich so lange war, werden oft diese strenge, stets verkannte Wahrheit in Erinnerung bringen. Unter den vernünftigen Maßregeln nach dem 9. Thermidor ist das Gesetz zu nennen, wodurch den Armen 40 Sous für die Beteiligung an den Sektionsversammlungen bewilligt wurden, ferner die Reorganisation der Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse und die ihnen auferlegte Beschränkung, nur auf Grund eines Gesetzes vorzugehen.

13. Thermidor Jahr II.

Der Deputirte Courtois, mit der Inventarisirung von Robespierres Papieren beauftragt, hatte gute Gründe, sich diesen Auftrag zuweisen zu lassen. Gleich vielen anderen hatte auch er das Unglück, eifrig an Robespierre, als er allmächtig war, zu schreiben, und konnte nun seine Briefe zurücknehmen und verbrennen. Ich reklamirte die Briefe von Fréron, Tallien und einigen Deputirten, die ich den Briefstellern zurückgab. Courtois' Bericht war nicht so interessant, als man erwartete. Viele wichtigen Papiere sind unterschlagen worden. Aehnlich scheint es bei dem Inventar des eisernen Schrankes zugegangen zu sein. Es konnte hier der Geschichte ein Dienst erwiesen werden, man konnte Beweisstücke zur Ergründung der Wahrheit vor Vernichtung retten; Wahrheit aber gibt es nur eine, und sie kann nicht verstümmelt werden. Die Veröffentlichung dieser Papiere hätte gar nicht oder vollständig, ohne Berücksichtigung von Parteiinteressen, erfolgen sollen. Courtois beging auch bei seiner Zusammenstellung den Fehler, die allgemeinen Gesichtspunkte außer Augen zu lassen und zu wenig Wert auf das zu legen, was ein treues Zeitbild hätte geben können; für ihn war im Gegenteil das Wichtigste, was sich auf Personen bezog. Es war doch eine außerordentliche Zeit, die Zeit vor dem 9. Thermidor, selbst in ihren traurigsten Beziehungen; scheint sie auch leicht erklärlich durch menschliche Leidenschaften, durch Ausflüchte und Gründe angesichts des äußeren Feindes, die Ursachen des allgemeinen Schreckenszustands behalten immerhin etwas Geheimnisvolles, bleiben eine offene Frage an Philosophen und Politiker, ob wir es hier mit einer Anomalie in der Geschichte der Menschheit zu thun haben. Es wäre auch von großem Interesse gewesen, etwas über Robespierres wirkliche politische Pläne und Ansichten in der letzten Zeit zu erfahren. Hatte er überhaupt solche? Handelte er planmäßig und systematisch? Oder erklärt ihn das Wort Cromwells: „Man geht nie so weit, als wenn man nicht weiß, wohin man geht?“ Man sagte, Robespierre sei als Reaktionär gestorben. Darunter verstand man, er sei der Schreckensherrschaft überdrüssig gewesen und habe sie mäßigen wollen; aber wie verträgt sich damit sein Thun? Noch in seiner letzten Rede sagte er: „Wir waren nicht streng genug . . . Man spricht von unserer Strenge, und das Vaterland wirft uns unsere Schwäche vor. Man will die revolutionäre Regierung zerstören, um das Land

den Verbrechern zu opfern. Die Regierung ist der sichere und schnelle Gang der Gerechtigkeit, sie ist der Blitz, von der Hand der Freiheit gegen die Verbrecher geschleudert. Man darf die Volksjustiz nicht durch Formeln aufhalten. Das Strafgesetz muß etwas Unbestimmtes haben, denn die Verschwörer wissen sich zu verstellen und zu heucheln, und die Justiz muß sie unter jeder Gestalt treffen können. Eine Verschwörung darf nicht die Wohlfahrt des Vaterlandes gefährden können. Man muß alle der Autorität des Volkes feindlichen Faktionen zerschmettern, um auf ihren Untergang die Macht der Gerechtigkeit und der Freiheit zu gründen . . ." In einem von seiner Hand geschriebenen Katechismus ist zu lesen: „Wann wird das Volk aufgeklärt sein?" — „Wenn es Brot haben wird, und wenn die Reichen und die Regierung aufhören werden, Federn und falsche Zungen zu besolden, um es zu betrügen. Wenn das Interesse der Reichen und des Volkes nur eins sein wird." — „Wann wird dies der Fall sein?" — „Nie . . ." In anderen nach Courtois' Bericht abgedruckten Papieren kommt die besonders kennzeichnende Stelle vor: „Ein umfassender Bericht über alle Verschwörer soll zeigen, daß alle Verschwörungen zusammengehören, eine einzige bilden; darin sehe man Fayettisten, Royalisten, Föderalisten, Hebertisten, Dantonisten (Rousselin und andere)."

Wer könnte nach Robespierres letzten Thaten und Worten an seine Umkehr zur Mäßigung glauben? Es ist zwar manches dabei unbestimmt und unklar, aber bestimmt und klar geht doch aus allem hervor, daß er, immer von Galle und Haß verzehrt, mehr als je Feinde sieht und haßt und sich aller, die er dafür hält, entledigen will; und jeden Tag glaubte er deren mehr zu sehen. Man hat viel von der Aufopferung seines Bruders gesprochen, der am 9. Thermidor mit ihm zu Grunde ging. Dies war aber wohl mehr Parteigeist als Bruderliebe. Courtois hat nicht verleumdet, wenn er sagte, Robespierre hatte kein Herz für seine Verwandten. Die Briefe seiner Schwester sind voll Schmerz und Verzweiflung . . . Und doch war, vielmehr ist sie (ich glaube, sie lebt noch) eine brave, tugendhafte Person, die gewiß keine Schuld daran trägt, daß sie getrennt vom Bruder leben mußte.

Paris war natürlich von den drei stürmischen Kampfestagen in großer Aufregung, die Behörden wie die Bevölkerung beschäftigte nichts anderes.

Nach dem Siege über einen großen Feind fehlt es nicht an Leuten mit allerlei Anforderungen.

Ich habe zuweilen am Kamin die Thaten oder, wenn man will, die Abenteuer meines Lebens erzählt; wer gelebt hat, hat auch das Recht, davon zu erzählen. Einer macht davon weniger Gebrauch als der andere. Militärs sind oft glänzende Erzähler; in der Erzählung läßt sich auch der Charakter erkennen. Ich habe gern zugehört, wenn mir jemand von Schlachten erzählte, die er mitgemacht, und auch von solchen, die er nicht mitgemacht; meist hört man viel von dem Mut und Genie des Erzählers; da gab es keine Bewegung, keine glückliche Wendung, die er nicht berechnet, kombinirt und vorhergesehen hätte, jeder Sieg war sein Werk. Dagegen habe ich andere, die sich zu rühmen berechtigt gewesen wären, sagen hören: „Wir wissen wohl, warum wir die Schlacht gewinnen wollen, wie wir uns dabei verhalten, was wir wünschen, zuweilen auch hoffen; aber wir wissen nicht immer, wie wir die Schlacht, die uns zum Ruhme gereicht, gewinnen. Manchmal ist es ein Kapitän, oft auch nur ein Lieutenant, der vorrückt und durch eine glückliche Bewegung, einen Einfall, instinktiv die Entscheidung herbeiführt. Der Feind geht zurück. Gehst du zurück, so gehe ich vor, gehst du vor, so weiche ich zurück. Man rückt vor und schreit: ‚Die Schlacht ist gewonnen', und sie ist es wirklich; wer das Terrain behauptet, ist Sieger. Das ist der ganze Krieg, und tüchtige Kriegsleute sind es, die das sagen. Die Besiegten sind die Toten, die Sieger, im Krieg wie überall, sind die Ueberlebenden."

Zu derlei Betrachtungen bot sich mir schon oft Gelegenheit, so bei der Belagerung von Toulon und später, als man so ganz mit Unrecht die Ehren des Erfolges einem Mann zuwenden wollte, der zwar dabei war, aber nicht die Operationen leitete, ebensowenig wie die Volksvertreter.

Ueber die Tagesereignisse am 9. Thermidor habe ich kurz berichtet, weil sie überall zu lesen sind und immer ein Gegenstand der Unterhaltung für die künftigen Geschlechter sein werden. Ich war da an einer Operation beteiligt, deren Schauplatz die Straßen der Stadt waren, nicht die Schlachtfelder an der Grenze, die aber trotzdem sich mit der größten Kriegsthat messen kann. Die Schlacht vom 9. Thermidor, ich wage es zu sagen, war in ihren Bewegungen, ihren Schwankungen, in den Gefahren der

Beteiligten gleichwertig mit allen Schlachten an der Grenze gegen die Verbündeten. Nun, ich habe auf Grund meiner Beteiligung keinerlei Ansprüche erhoben, bin auch, ohne falsche Bescheidenheit, nicht dazu berechtigt, weil man meinen Anteil so sehr anerkannte, daß mir in dieser Beziehung nichts zu wünschen bleibt. In den Zeitungen waren meine Verdienste um den Erfolg deutlich genug zu lesen. Ich weiß nur, daß ich dabei, wie schon oft, mein Leben wagte, das ich nicht einmal durch die im Kriege erlaubten Vorsichtsmaßregeln zu schützen suchte; ich weiß, daß ich mich direkt auf den Feind stürzte und daß ich sprach und handelte, wie es der Augenblick gebot.

Aber wie ich in jedem einzelnen Falle handelte oder was ich sprach — mit Ausnahme dessen natürlich, was durch Tradition oder durch die Tagespresse bekannt wurde — wüßte ich nicht genau zu sagen. Es handelte sich ja dabei nicht nur um Militärisches, es war da so vielerlei zu berücksichtigen, auch Zufälliges, jeder Augenblick stellte andere Anforderungen, so daß man schnell, ohne Zeit zum Ueberlegen, instinktiv, je nach den Umständen handeln, aus allem möglichst Vorteil ziehen mußte, um zu siegen, gerade wie man beim Zweikampf aus einer Bewegung, Haltung, ja aus einem Blick des Gegners eine Inspiration schöpft, die den Sieg verschafft.

Unter allen den Anschuldigungen, die seit dem Siege am 9. Thermidor erhoben wurden, will ich die zu Gunsten von Kollegen lautenden keiner Kritik unterziehen, auch nicht die von Léonard Bourdon, der die Bataillone gegen die Kommune geführt, dort als Sieger eingerückt sein und den Sieg des Tages entschieden haben will, oder vielmehr den der Nacht vom 9. auf den 10., in der die beiden Robespierre, Saint Just, Couthon und ihre Mitschuldigen unterlagen.

Aber von einer Waffenthat muß ich sprechen, die ein Bürger, der Gendarm Méda, sich hat zuschreiben wollen, der zwanzig Jahre später im russischen Feldzug als Oberst fiel, gerade als man ihn zum General zu ernennen im Begriffe war. Vor einigen Jahren, 1824, sind angebliche Memoiren erschienen von Méda, dem Besieger Robespierres. Darin erzählt dieser Gendarm, er habe, 18 Jahre alt, im Thermidor (1794) vom Wohlfahrtsausschuß durch Carnot den Befehl erhalten, ein Kommando unter

dem Konvent zu übernehmen und die Mitglieder der Kommune zu verhaften; — wahrlich, ein seltsamer Befehl einem Soldaten, der Vorgesetzte hatte, ein Befehl, der übrigens nie und nirgends beglaubigt erscheint. Auf Grund dieses Befehls habe er dann mit Léonard Bourdon die Mission erfüllt, wobei dieser den Gendarmen zum Kommandanten für den Angriff ernannt hätte. Méda habe dann seine Truppe verlassen, um einen Handstreich gegen die Kommune auszuführen. Er sei, bloß von einigen Grenadieren begleitet, in das Sekretariat gedrungen, wo er Robespierre in der Mitte von etwa fünfzig Männern bemerkt habe, sei auf ihn losgestürzt und habe ihm den Säbel auf die Brust gesetzt mit den Worten: „Ergib Dich, Verräter!“ Darauf habe Robespierre den Kopf in die Höhe geworfen und ihm gesagt: „Du bist ein Verräter, und ich werde Dich erschießen lassen.“ Da habe Méda mit der linken Hand eine seiner Pistolen ergriffen und auf Robespierre geschossen; er wollte ihn in die Brust treffen, traf ihn aber am Kinn und zerschmetterte ihm die Kinnlade, da sei er auf einen Sessel gesunken. Der Bruder Robespierres sei aus Schreck über den Schuß aus dem Fenster gesprungen. Nun habe man plötzlich einen großen Lärm gehört, Méda habe aus Leibeskräften geschrieen: „Es lebe die Republik!“ Die Grenadiere hörten und beantworteten diesen Ruf. Nach einem Bericht von Léonard Bourdon aus der Zeit vom 10. Thermidor hätte er gesagt, Méda habe als einer der ersten die Verschwörer getroffen. Courtois läßt in seinem Bericht Bourdon dem Konvent Méda mit den Worten vorstellen: „Dieser tapfere Gendarm hat mich nicht verlassen, er hat zwei Verschwörer getötet...“

So viel Ruhm genügte Méda noch nicht, er mußte seinen Lobredner Bourdon, wohl aus Erkenntlichkeit, Lügen strafen und ihn beschuldigen, er habe im Getümmel ihm seine zweite Pistole genommen. Es handelte sich wohl um die zweite Pistole von Le Bas, und auf diese wahrscheinlich in der Kommune gefundene Pistole hat Méda seine ganze Fabel aufgebaut. Für die Geschichte des 9. Thermidor ist die Fabel ohne jedes Interesse, sondern nur für Méda. Er hat sein ganzes Leben lang den ganz anders lautenden Berichten nicht widersprochen, seine Darstellung kam erst nach seinem Tode zum Vorschein. Aus seiner Rolle bei der Tragödie, erdichtet oder nicht, suchte er übrigens auch bei Lebzeiten Vorteil zu ziehen;

er berief sich darauf bei einigen Kollegen und ersuchte später Tallien, ihn als Thermidorhelden an mich, als ich die Macht hatte, zu empfehlen. Ich erhielt von Méda viele Briefe und Gesuche um Beförderung, die ihm nicht, wie er sie wünschte, gebührte. Seine Orthographie und sein Stil verraten eine krasse Unwissenheit, selbst die Leidenschaften des Ehrgeizes und der Habsucht vermochten seinen Worten weder Geist noch Schwung zu verleihen.

1824 erst, als die nachgelassenen Memoiren Médas erschienen, erfuhr ich, daß er 1812 in Rußland unter dem Kaiser, der ihn „zum General zu ernennen im Begriffe war", gefallen sei; der Feind Robespierres scheint gegen den Kaiser keine Antipathie empfunden zu haben, er war stolz darauf, seine vom Konvent und Direktorium erhaltenen Grade vom Kaiser bestätigt und erhöht zu sehen. Konvent und Direktorium haben Méda nie Belohnung geweigert dafür, daß er im entscheidenden Kampf auf der Seite des Konvents gestanden, damals des einzigen Vertreters von Gesetz und Recht; aber die Belohnungen müssen im richtigen Verhältnis stehen zu den geleisteten Diensten.

Ich weiß, es kommt später eine Zeit, in der man rühmen, preisen und glänzend belohnen wird als Retter einer berühmten Persönlichkeit (Bonaparte) von einem Dolchstoß gewisse Grenadiere, die nie daran gedacht hatten, die gar nicht wußten, was man von ihnen wollte, und später den Lohn für ihren Betrug verlangten. Diese spätere Zeit ist die, in der die Vertreter des Volkes mit denselben Worten Robespierres als Mörder und Männer des Dolches von denen behandelt wurden, die sie in ihrem eigenen Haus niedermachen, wie es ihr Vorgänger Robespierre versucht hatte . . . Aber wir zu unserer Zeit waren noch keine Komödianten. Italien, das uns in verschiedenen Epochen der Geschichte Frankreichs so viele Gifte zugeführt, Italien und besonders Korsika, viel schlimmer als ganz Italien zusammen, war noch nicht in Frankreich eingeführt! Dessen gedachte ich, indem ich Méda an die seinem wirklichen Wert entsprechende Stelle rückte.



Zwanzigstes Kapitel.

Repressalien der Aristokratie. — Gesellschaften von Halsabschneidern. — Schändliche Räubereien. — Die Energie des Konvents erlahmt. — Räuberhauptleute. — Legitimität. — Ich bin Mitglied des Sicherheitsausschusses. — Ich rette einige von denen, die Toulon an die Engländer ausgeliefert hatten. — Lucien Bonaparte denunzirt mich. — Ich werde zum Sekretär des Konvents ernannt, dann zum Präsidenten. — Die Jakobiner desorganisirt. — Man will sie von neuem ausmustern. — Schreckenswort von Billaud-Varenne. — Der Vertreter Legendre. — Die Jakobiner aufgelöst. — Der Fünfer-Ausschuß. — Ich bin Mitglied davon. — Reorganisationsplan. — Mein Bericht über das Fest vom 21. Januar. — Ich werde zum Kommissär für Ostindien ernannt. — Ich bleibe in Paris. — Bedauernswerte Lage der Republikaner. — Klub Farmalaguès. — Boissy d'Anglas. — Lanjuinais. — Drohende Wirren. — Ein Teil der Pariser Nationalgarde macht gemeinschaftliche Sache mit den Aufrührern. — 12. Germinal. — Man dringt in den Konvent. — Man will mir das Kommando über die bewaffnete Macht in Paris geben. — Pichegru. — Der Ausschuß der Zwanzig. — Barère, Collot d'Herbois und Billaud-Varenne deportirt. — Man hält ihre Wagen an. — Pichegru wird vom Volk beschimpft — Ich eile ihm zu Hilfe. — Pichegrus Schrecken. — Anklageakt gegen dreißig Deputirte. — Maximumgesetze. — Doppelte Hungersnot. — Kritischer Zustand in Paris. — Nachlässigkeit von Boissy d'Anglas. — Meine neue Mission. — Rebuffet und Gévaudan. — Der alte Lanchère. — Brune, Saint Martin, Réal. — Unsere Maßregeln. — Furcht der Herren Rebuffet und Gévaudan. — Chappe. — Der unterbrochene Telegraph. — Prairialtage. — Die Vorstädte. — Féraud erwürgt. — Maßregeln in Gent. — General Leclair. — Der Konvent triumphirt. — Unruhen in Saint Omer. — Ich kehre nach Paris zurück. — Mein Patent als Brigadegeneral. — Bestürzung der Patrioten. — Dekrete. — Der „Berg" dezimirt. — Ehrenhafte Opfer. — Berufung auf einen modernen Geschichtsschreiber. — Das Ausland mitschuldig an der Reaktion. — Ich versuche, eine gesetzliche Ordnung herzustellen. — Meine Arbeiten über die Lebensmittel.

Die Uebergriffe und Gewaltthätigkeiten der siegenden Parteien haben gewöhnlich noch größere Gewaltthätigkeiten der besiegten zur Folge, sobald

diese wieder die Oberhand gewinnen. Die Aristokratie, seit 1792 gestürzt, dann unterdrückt, war in erster Linie zu Repressalien berechtigt; sie konnte nicht verfehlen, aus den Ereignissen nach dem Thermidor Nutzen zu ziehen. Sie drängte sich in alle Behörden ein, vertrieb tadellose Bürger aus den höchsten Staatsstellen als Robespierristen, die nie daran gedacht hatten, solche zu sein; Gesellschaften von Halsabschneidern bildeten sich unter heiligen Namen, besonders im Süden, die eifrige Republikaner niedermachten, die Postwagen beraubten und die öffentlichen Kassen plünderten; die Emigranten im Ausland, sowie die heimlich Zurückgekehrten unterstützten dieses Treiben. Einige Konventmitglieder schienen diesen Vorgängen nicht fremd zu sein; einige standen im Verdacht eines Einverständnisses mit England. Der Konvent, so groß bei vielen Anlässen, genoß nicht mehr das frühere Ansehen im Lande und war von den fremden Mächten nicht mehr so gefürchtet; seine Energie war erlahmt; er war in viele Parteiungen zerrissen, die sich in seinem Schoße gebildet hatten, darunter auch die Beschützer der Mordbrennerbanden, die das Land verwüsteten. Die Sendung von Deputirten und selbst von Generalen in die Departements diente den Feinden der Republik nur als Vorwand für neue Verbrechen, ohne denselben Einhalt zu thun. Einige von den Führern der Räuber gelangten später zu Stellung und Macht bei der Regierung, auch bei der Restauration, deren Legitimität sich mit solchen Leuten nicht hätte einlassen sollen. Einige werden wohl dem König und seinen Ministern ihre Schandthaten verheimlicht haben, andere aber rühmen sich derselben und bleiben straflos, werden sogar geehrt, insoweit Geld und Ordenszeichen ehren können.

Ich war zum Mitglied des Sicherheitsausschusses gewählt worden.

Die nach dem 9. Thermidor in den Süden gesandten Deputirten haben einige von denen gefunden, die Toulon an die Engländer ausgeliefert hatten, und glaubten sie in die allgemeine Amnestie nach Robespierres Fall mit einbeziehen zu können; aber Jeanbon Saint André, Espert und selbst Cadroy ließen viele derselben verhaften und sandten sie, um ihren Haß gegen die Verräter zu zeigen, nach Paris an den Sicherheitsausschuß, damit sie dort vor das Revolutionstribunal gestellt würden; dieses bestand noch, wenn auch etwas modifizirt. Mehrere dieser

Unglücklichen wandten sich zuerst an mich und appellirten an meine Großmut als „Besieger von Toulon", wie sie mich nannten. Ich war nicht taub gegen ihre Bitten und schätzte mich glücklich, ihr Los mildern, ihnen die Freiheit verschaffen und sie ihren Familien wiedergeben zu können. „Lernt nun begreifen," sagte ich zu ihnen, „wenn ihr zu Hause seid, daß es eine schöne Sache um die Freiheit ist, und daß die Republik euch beschützt!" Hier wie so oft in meinem Leben konnte ich Rache nach dem Sieg nicht begreifen; Toulon war nicht mehr in der Hand der Fremden; die Nation bedurfte dieser Strafe nicht mehr. Der Konvent hätte diesem Beispiel folgen können. Damals wurde ich in der Provence Gegenstand demagogischer Denunziationen, besonders in der Stadt Saint Maximin; diese war immer noch mit dem Namen Marathon geschmückt, den ihr Lucien Bonaparte gegeben hatte, dessen Exaltation ich ein Jahr vorher Einhalt thun mußte, als er alle Welt ausheben und alle Aristokraten zur Guillotine schicken wollte, während sein Bruder unter die Truppen sein „Souper de Beaucaire" verteilte, worin er das Glück und die Gerechtigkeit aller zivilen und militärischen Gewaltthätigkeiten demonstrirte. Konnte sich eine Republik mit solchen Menschen halten?

Fructidor u. Vendémiaire Jahr III.

Ich wurde zum Sekretär des Konvents ernannt, dann zum Vorsitzenden.

Vendémiaire u. Frimaire Jahr III.

Die Gesellschaft der Jakobiner hatte sich wie von selbst geschlossen, als ihr Haupt, Robespierre, am 9. Thermidor unterlegen war; aber unter den Mitgliedern dieser Gesellschaft befanden sich einige aufrichtige Patrioten, die, vom Triumvirat bedroht, sich gegen dieses wandten, aber nach dem Kampfe als wirkliche Freiheitsfreunde die Gesellschaft erhalten wollten; und sie glaubten es zu können durch eine Reorganisation und eine neuerliche Ausmusterung, aber in anderem Sinne wie die frühere, die vor dem 9. Thermidor. Es war schwer, das alte Denunziationswesen auszurotten, die Leidenschaftlichkeit zu beseitigen. Man hat die Gesellschaft der Jakobiner, als sie gegen den Thron gerichtet war, mit einer Batterie verglichen, an die man Feuer legen müsse, damit ihre Kanonen ihr Ziel erreichen; aber auch nachdem das Ziel erreicht war, hat das Feuer nicht aufgehört, und die Batterie feuerte immer noch ihre tödlichen Geschosse auf alles, was ihr im Wege lag. Jedes Gebäude schien ihr

ein Zielpunkt zum Niederschießen. Und es kam wieder eine günstige Gelegenheit, alles niederzuwerfen, als Billaud-Varenne und Collot d'Herbois bei den Jakobinern die Stütze suchten, die Robespierre vor dem 9. Thermidor bei ihnen gefunden hatte; und Billaud-Varenne, nicht weniger drohend als früher Robespierre, sagte, indem er seine Mähne schüttelte, „der Löwe habe geschlafen, aber er werde erwachen und seine Feinde verzehren." Deutlicher konnte man sein Bedauern nicht aussprechen, sich eine kleine Weile gemäßigt zu haben, und zugleich neue Stürme gegen den Konvent ankündigen.

Zur Zeit, als ich glaubte meine Mission erfüllt und die Ordnung in Paris hergestellt zu haben, machte man mir die Anzeige, daß die Jakobiner ihr Lokal in der Straße St. Honoré nicht verließen. Ich sprach mit dem Deputirten Legendre über die Notwendigkeit, die Sitzungen dieser Robespierre sklavisch unterworfenen Gesellschaft zu schließen. Ich hatte Bedenken, gegen eine unbewaffnete Versammlung militärisch vorzugehen, als Legendre sagte: „Wohlan, ich werde an der Spitze von Patrioten diese bösartigen Robespierristen auflösen, die in meinen Augen unwürdig sind, sich Jakobiner zu nennen." Er geht richtig, und als er im Sitzungssaale eintrifft, sieht er zu seiner Freude, daß ein großer Teil der Mitglieder schon verschwunden war; er ließ die übrigen den Saal räumen, schloß die Thüren ab und überreichte dem Konvent die Schlüssel. So endigt diese berühmte Gesellschaft, die anfangs aus Deputirten und Bürgern bestand, die ihrem Vaterland treu ergeben waren und die der Revolution große Dienste geleistet hatten.

Die Zwietracht herrschte in den Ausschüssen wie im Konvent. Wütende Petitionen störten die öffentliche Ordnung. Ich wurde zum Mitglied des famosen Fünferausschusses ernannt; er ward durch die noch bestehenden großen Ausschüsse paralisirt. Als Mitglied des Fünferausschusses arbeitete ich an einem Reorganisationsplan der Regierung mit, in welchem wir jene gesunden Ideen niederlegten, die den Zweck hatten, die Macht mehr zu verteilen, da sie, in zu wenigen Händen vereinigt, die abscheulichste Tyrannei erzeugt hatte.

Nivôse Jahr III.

Der außerordentliche Fünferausschuß schien nur geschaffen zu sein, um die Verantwortlichkeit der großen Ausschüsse auf sich zu nehmen. —

Ich wurde als Organ des Ausschusses von meinen Kollegen mit einem Bericht über das Fest vom 21. betraut.

Pluviôse Jahr III.

Der Nationalkonvent glaubte in seiner Furcht vor der Möglichkeit einer Rückkehr des Königtums nie genug dagegen thun zu können und noch einmal die Schiffe hinter sich verbrennen zu müssen. Die richtige Methode, die Republik zu festigen, wäre gewesen: sie durch positive Institutionen zur Gesittung zu führen. Da man aber heftigen Meinungen nicht vor den Kopf stoßen kann, entschloß ich mich, auf einem Umweg die Feier vom 21. Januar des beabsichtigten Charakters zu entkleiden, indem ich dem Konvent einen Akt volkstümlicher Menschlichkeit empfahl. Es wurde beschlossen, daß die von Dürftigen in der Leihanstalt verpfändeten Gegenstände für dieselben auf Staatskosten ausgelöst werden.

Ventôse Jahr III.

Ich konnte nicht unthätig bleiben, und der Konvent nützte meinen Eifer für das öffentliche Wohl aus. Kaum hatte ich eine Mission beendet, wurde ich schon wieder zu einer andern berufen. Als die Fünf ihre Arbeiten beendet hatten, wurde ich zum Kommissär für Ostindien ernannt. Diese Aufgabe war ganz nach meinem Geschmack, schon wegen meiner Jugenderinnerungen und der in jenem Lande erworbenen Kenntnisse, die auf diese Weise gute Verwendung finden konnten; aber ich hatte dem Lande neue Dienste zu leisten.

Die Notwendigkeit des Widerstandes gegen die Träger des Robespierreschen Systems, die noch im Besitze der Macht waren, zwang die besseren Republikaner, bei allen Parteien Bundesgenossen zu suchen; und in Revolutionszeiten sind es nicht gerade die besten Männer in den verschiedenen Parteien, die leicht entgegenkommen.

Der Konvent hatte jene republikanische Mehrheit verloren, die sich inmitten der größten Gefahren als seine Stütze erwiesen; und jetzt, da die Republikaner ohne Schutz der Verfolgung ausgesetzt waren, sprach man nur von Mäßigung und Gerechtigkeit! Das Blut floß; die Gesetze waren machtlos, die Behörden ängstlich, ohne Gewalt; Vereinigungen hatten sich in Paris gebildet, durch Geld aus der Fremde unterstützt, stets auf Unruhe in Frankreich hinarbeitend, wie immer sie gesellschaftlich organisirt sein mochten. Eine dieser Vereinigungen war bei einem gewissen Farmalaguès, der sich als alter Freund der Girondisten, die nicht mehr existirten, vorstellte

und unter der Maske der Freiheit die namhaftesten Männer der Republik an sich zog. Auch ich wurde eingeladen, um dort mit mehreren Kollegen zusammenzutreffen, mit denen eine Verbindung von Wichtigkeit sein konnte, wie besonders Boissy d'Anglas, Lanjuinais. Dieser, der gern von sich reden machte und sich gern bevorzugt sah, führte gewissermaßen den Vorsitz. Das Essen, wahrscheinlich mit Geld vom Ausland bestritten, war sehr gut; aber man beobachtete sich, man flüsterte einander zu. Ich fühlte mich unter diesen geheimnisvollen Leuten nicht an meinem Platz und erschien nicht wieder in ihrem Klub. Die Schwäche der Regierung zeigte sich von Tag zu Tag mehr; die Lebensmittel, die ihre ernstliche Sorge hätten sein sollen, waren aufgekauft; Brot war selten, teuer und schlecht; die Feinde der Republik verfehlten nicht, aus diesem Umstand Nutzen zu ziehen.

Obgleich ich als Kommandant der Armee des Innern meine Demission gegeben hatte, betrachtete man mich immer noch als Volksvertreter bei der Armee von Paris. Die Sektionen hatten sich gegen den Konvent und seine Dekrete erhoben, Deputationen beschimpften ihn täglich an der Schranke, und die Ansprachen der sogenannten Volksredner sowie ihre Protestationen trugen den Stempel der Widersetzlichkeit und des Aufruhrs. Bald kam es zu sogenannten Volksversammlungen mit weithin hallenden aufrührerischen Beschlüssen. Die Behörden wurden nicht anerkannt, die öffentliche Ordnung war gefährdet; man mußte vorkehren gegen Thaten, die den laut drohenden Worten bald folgen konnten; es war auch zu befürchten, daß ein Teil der Nationalgarde mit den Aufständischen gemeinsame Sache machen werde. Die Nationalgarde war fehlerhaft organisirt; es herrschte kein guter Geist bei ihr, wie sich bei verschiedenen Anlässen gezeigt hatte, und was zu schlimmen Folgen führte (sic).

Germinal Jahr III.

Am 12. Germinal des Jahres III strömte eine Masse Volkes aus verschiedenen Teilen von Paris zusammen und drang gewaltsam in den Konvent; es wurde der Generalmarsch geschlagen, es wurden die Sturmglocken geläutet. In dieser beunruhigenden Lage schlugen mir die Ausschüsse vor, ich solle sogleich das Kommando von Paris wieder übernehmen, und faßten einen Beschluß darüber. Ich lehnte anfangs ab, wie fast immer im ersten Augenblick, aus Mangel an Ehrgeiz, den ich

fast Bescheidenheit nennen könnte; ich glaubte auch zu durchschauen, daß diejenigen, welche seit dem 9. Thermidor meine wirklichen Feinde waren, mich in dem Grade mit Verantwortlichkeit belasten wollten, in dem sie selbst sich in Sicherheit zu bringen suchten. Nach meiner Ablehnung suchten die Ausschüsse durch ein Dekret zu erreichen, was ihnen mit ihrem Beschluß nicht gelungen war; sie erneuerten also den Vorschlag beim Konvent. Die Versammlung erhob sich zustimmend und beschloß meine Ernennung. Ich verlangte, nur als Volksvertreter bei der Armee zu sein, und bat, man möge Pichegru, damals in Paris, zum Kommandanten ernennen; der Konvent stimmte zu.

Nachdem der Jakobinerklub geschlossen war, versetzte der Konvent, dem Bericht des Ausschusses der Einundzwanzig gemäß, die Nachfolger Robespierres in Anklagezustand. Die nun ausgebrochene Bewegung hatte die Deportation von Barère, Collot d'Herbois und Billaud-Varenne herbeigeführt. Die Verurteilten sollten an den Ort ihrer Bestimmung gebracht werden. Ihre Wagen wurden vom Volke angehalten; es war auf dem Revolutionsplatz. Pichegru ritt auf den Platz, wurde sofort vom Volke umringt, abzusteigen gezwungen und beschimpft. Einer seiner Adjutanten brachte mir die Nachricht in die Tuilerien. Nur von einem meiner Offiziere, dem Adjutanten Pichegrus und dem Ordonnateur Hion begleitet, stieß ich bei der nächsten Brücke auf eine Abteilung Nationalgarde; ich machte sie auf ihre Pflicht zum Gehorsam aufmerksam, was sie schwer zu begreifen schienen, und befahl ihnen, mir zu folgen. Als ich bei der Gruppe anlangte, die Pichegru festhielt, schrie Hion: „Platz für den Volksvertreter Barras!" Der Kreis öffnete sich, ich faßte Pichegru beim Arm und sagte laut: „Ich habe Ihnen Befehle im Namen des Konvents zu überbringen." Man leistete keinen Widerstand mehr. Die Wagen mit den Deportirten fuhren davon. Pichegru, an das Treiben von Volksmassen nicht gewöhnt, zitterte am ganzen Leib; ich brachte ihn zum Quai und versprach, ihn wieder aufzusuchen, nachdem ich alles beruhigt haben würde. Er stieg zu Pferd und begab sich in sein Hauptquartier. Pichegru hatte nicht das, womit man der Menge imponirt, nichts Volkstümliches. Ohne daß man dem Volk Vertrauen einflößt, dringt man in einer revolutionären Bewegung nicht durch.

Die Deportation von vier früheren Ausschußmitgliedern bildete nur den Vorwand für den Aufstand am 12. Germinal; die Ursachen waren andere. Man hatte etwa dreißig durch revolutionäres Feuer und bürgerliche Tugend hervorragende und zu fürchtende Deputirte in Anklagezustand versetzt; aber auch dies war nicht die Ursache. Die wirkliche Ursache war der Mangel an Lebensmitteln. Eine scheinbare Hungersnot infolge der Maximumgesetze und eine wirkliche infolge der schlechten Ernte gaben zu der herrschenden Aufregung erst den Zündstoff; das Volk war unzufrieden. Die verschiedenen Leidenschaften in entgegengesetzten Lagern machten sich, vor und nach dem 9. Thermidor, in Anklagen gegen den Konvent Luft: er kümmere sich nicht um das Wohl des Volkes und verschulde sein Unglück; man schimpfte auf öffentlichen Plätzen und vor den Bäckerläden. Die Lage wurde von Tag zu Tag kritischer und beunruhigender. Paris hatte wenig Mehl, und das wenige war verdorben; es wurde von Spekulanten geliefert, die den Schutz ihres Gönners teuer bezahlt hatten.

In dieser traurigen Lage, durch die Nachlässigkeit von Boissy d'Anglas verschuldet, dem die Sorge für Lebensmittel oblag, beehrten mich die Ausschüsse wieder mit ihrem Vertrauen, indem sie sich meiner Dienste bei früheren Missionen erinnerten, und baten mich, die schwierige Aufgabe der Beschaffung von Lebensmitteln mit der von mir oft für das Wohl des Vaterlandes bewiesenen Thätigkeit und Energie in die Hand zu nehmen, die wichtigste Quelle der Unruhe zu verstopfen; es spielt dies beim Volke eine wichtige Rolle, ebenso wichtig wie die Religion. Das Bedürfnis zu leben geht eben allem vor; um die Religion hatten wir uns nicht zu kümmern, und de Lammenais hätte damals schon sein Werk über die Indifferenz schreiben können. Ich erhielt also eine neue Mission, nämlich die, nach den Hafenstädten am Kanal de la Manche, den nördlichen Departements, Belgien und Holland zu reisen, Getreide und Mehl aufzukaufen und nach Paris zu schicken. Da ich vorher zum Kommissär für Indien ernannt war, hätte ich das wohl begründete Recht gehabt, abzulehnen; aber die Lage Frankreichs schien schlimmer und gefährlicher als je, selbst für Leute, die sich nicht leicht vor Revolutionen fürchten; man kann nicht immer thun, wie man gern möchte, wenn man die

Floréal Jahr III.

Verpflichtung übernommen hat, eine neue Gesellschaftsordnung durchzusetzen: der gefährlichste Posten ist der des Bürgersinns und der Ehre. So nahm ich denn die schwierigere Mission an, indem ich mir vorbehielt, später die für Ostindien zu übernehmen, die mir besonders am Herzen lag.

Meine Operationen waren delikater Natur. Ich ließ die Verwalter der Transportmittel, Rebuffet und Gévaudan, kommen; sie befriedigten mich in keiner Weise. Ich entließ beide. Ich nahm meine Zuflucht zum alten Lanchère; er versprach mir sechstausend Pferde, die vom Transportwesen inbegriffen, die ich ihn zu requiriren ermächtigte. Ich vereinbarte mit ihm, daß die sechstausend Pferde auf dem Weg zwischen Paris und Havre etappenweise verteilt und Kavallerieabteilungen auf dieser Strecke stationirt werden. Für Lanchère gab es nichts Unmögliches. Es war dies ein durch seine Kenntnisse im Verwaltungs- und Handelsfach sehr schätzenswerter Mann. Meine Anordnungen wurden prompt und pünktlich befolgt. Ich reiste nach Havre; die Generale Brune und Saint Martin sowie Réal begleiteten mich. Ich kann ihre Thätigkeit nur rühmen. Täglich schickte ich, was für den Verbrauch in Paris nötig war. Was ich in Belgien und Holland kaufen würde, sollte zur See an die Küste und dann zu Land gehen. Als ich Rebuffet und Gévaudan entlassen hatte, fand ich sie weinend vor meiner Thür; sie baten, ich solle sie nicht zu Grunde richten; ich verabschiedete sie als schlechte Bürger, versprach ihnen aber, ich würde nichts gegen sie unternehmen. Später lernte ich Rebuffet von einer bessern Seite kennen; er war kein böser Mensch, nicht ohne Talent und patriotisches Gefühl.

Als ich in Gent war, erhielt ich einen Brief aus Paris, aus dem ich ersah, daß es dort wieder sehr drohend aussah; ich reiste nach Lille und wollte telegraphiren, aber Chappe sagte mir, der telegraphische Verkehr sei seit vierundzwanzig Stunden unterbrochen. Es war der schreckliche Aufruhr vom 1. Prairial, der von den Vororten Saint Antoine und Saint Marceau ausging, deren dichte Bevölkerung unter Sturmläuten der Glocken in Waffen und mit Kanonen im Namen der Hungersnot und der Freiheit ausrückten. Die Aufrührer stürmten in den Konvent und schrieen nach „Brot und der Verfassung von 1793“. Im ersten Siegesrausch

Prairial Jahr III.

machten sie den Volksvertreter Féraud nieder, den sie wegen des ähnlich lautenden Namens für Fréron hielten; sie behaupteten das Terrain. Während dieser Ereignisse war ich ohne Kenntnis der Sachlage, ohne Kommunikationsmittel und wußte nicht, wo die wirkliche Regierung sich befinde. Ich rief die Zivil- und Militärbehörden von Gent zusammen; sie teilten mir mit, Paris sei in Aufruhr, die Barrièren seien geschlossen, kein Kurier könne heraus, der Konvent sei in der größten Gefahr. Ich gab Auftrag, Kuriere und Reisende, die an den Thoren der Stadt erschienen, mir vorzuführen. Ich ernannte General Leclair zum Kommandanten der Armee, die ich nach Paris schicken wollte. Ich ermächtigte ihn, alle verfügbaren Bataillone in den Nachbardepartements zu requiriren; ich befahl dem Artilleriekommandanten, dem General eine Feldbatterie mit Kanonen von großem Kaliber, Mörsern und Munition zu überlassen; ich befahl dem General Leclair, an der Spitze der zusammenzuziehenden Truppen nach Péronne zu marschiren, wohin ich ihm vorauseilen wollte. Meine Anordnungen wurden von diesem tüchtigen General mit solchem Eifer befolgt, daß ich bei meiner Ankunft in Péronne schon Truppenabteilungen vorfand; aber hier erfuhr ich bald mittelst des wieder fungirenden Telegraphen, daß der Konvent die Oberhand behalten hatte. Ich ließ nun die Truppen unter der Oberleitung Leclairs wieder in ihre Standquartiere zurückkehren. Es war mein Plan, mich auf den Höhen von Montmartre festzusetzen. Das war nun überflüssig. In Saint Omer, wo einige Einwohner die Verteilung des für die Approvisionirung von Paris bestimmten Getreides verlangt hatten, war die Ruhe wieder hergestellt. Ich kam nach Paris zurück und fuhr fort, mit allem Eifer für die Ernährung der Stadt zu sorgen, für deren Existenz ich mich für verantwortlich hielt, wie für das Leben ganzer Bevölkerungen. Alle meine Anstrengungen waren stets auf das Wohl Frankreichs und die Erhaltung der Freiheit gerichtet. Der Konvent gab mir oft Beweise seiner Schätzung und Erkenntlichkeit; aber ich war auch gegen Lob mißtrauisch, und ich wünschte nichts weniger, als Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein. Zu jener Zeit war es ein Verbrechen, zuviel Einfluß zu haben. Der Konvent hatte mich schon zweimal zum Oberbefehlshaber ernannt. Ich zog jetzt vor, den Grad von ihm zu erhalten, zu dem mich mein

Fructidor Jahr III. Meſſidor Jahr III.

Dienstalter berechtigte. Ich erhielt mein Patent als Brigadegeneral. Der Konvent hatte den Sieg über Republikaner, die nur Verteidiger der bedrohten Freiheit und Gleichheit zu sein glaubten, teuer bezahlt. Die Bestürzung unter den Patrioten war allgemein. Ich bedauerte sehr, so spät gekommen zu sein; es schien mir, als hätte ich durch meine Anwesenheit viel Unglück in diesem schlimmen Monat Prairial abwenden können. Es war ja doch wirklich das Volk, das, der Entbehrungen müde, sich versammelt hatte, um zu verlangen, daß man der Hungersnot ein Ende mache, und es war in einer Zeit, als die Fabriken gesperrt waren, der Handel stockte und die öffentlichen Arbeiten stillstanden; freilich begleiteten sie ihr Verlangen mit Gewaltthätigkeiten. Der „Berg" und ein Teil der Rechten wollten mit volkstümlichen Dekreten die Unzufriedenen beruhigen, ersterer, weil er die Forderungen für berechtigt hielt, letzterer aus Angst; aber inzwischen ließen die Ausschüsse Truppen vorrücken, um den Konvent zu befreien. Auch nach dem Vorort Saint Antoine wurden Truppen geschickt. Fréron, Férrand und andere Deputirte waren an der Spitze; sie wurden von Barrikaden eingeschlossen; nachdem es dort zu einem Scharmützel gekommen war, verglichen sie sich mit den Gegnern und kehrten in den Konvent zurück, wo sie die Partei verstärkten, die den „Berg" angriff. Diejenigen, die dagegen waren, daß das Volk gehört würde, selbst die, welche aus Angst mit dem „Berg" gestimmt hatten, nun aber von den ihnen ergebenen Truppen unterstützt wurden, beschuldigten die Bergpartei, das heißt die Republikaner, die Versammlung unterdrückt zu haben; die Folge davon war, daß die Dekrete beschlossen wurden.

14. Thermidor Jahr III.

Der Konvent war wieder zu einer Art von Arena mit Gladiatoren geworden, wo man sich gegenseitig erwürgen mußte, wie vor dem 9. Thermidor. Die Deputirten vom „Berg", die das Wort ergriffen hatten, wurden angeklagt, verhaftet und von einer willkürlichen Kommission zum Tode verurteilt. Die Henker von Deputirten wurden auch diesmal wieder durch die Heftigkeit anderer Deputirten ermutigt!

Welch edlen Charakter und welchen Heldenmut entfalteten die zum Schafott Geführten und diejenigen, die mit einem kleinen Messer, das von Hand zu Hand ging, sich im Gefängnis töteten! Sie starben mit dem Wunsch für den Triumph der Republik auf den Lippen. Unter

diesen Geopferten waren wissenschaftlich bedeutende und tugendhafte Männer, die wahren Begründer der Republik, ihr mit Begeisterung ergeben wie den Grundsätzen der von ihnen geliebten Freiheit und Gleichheit. Ein moderner Geschichtsschreiber sagt darüber: „. . . Das war die Zeit, als die Verbrecher der Nachthermidorreaktion die Gracchen des Prairial auf das Schafott schickten! Fallet, ihr Helden der sterbenden Freiheit, nicht weniger Opfer der Tyrannei als die herrlichsten Märtyrer der Revolution. Euer Platz in der Geschichte ist nicht an der Seite der Helden von Griechenland oder Rom, er ist höher, er ist einzig! Euer edles Blut bringt den Vendémiaire zur Auferstehung!"

Das tragische Ende dieser edlen Opfer verstümmelte aufs neue den Konvent, der schon so viel an Patriotismus und Einsicht eingebüßt hatte; das Vertrauen des Volkes mußte sich noch mehr von ihm abwenden. An den unglücklichen Ereignissen des Prairial trugen nicht allein die erhitzten Leidenschaften die Schuld; in diesem Falle wie fast immer bei revolutionären Unruhen spielten Einflüsterungen von heimlichen Royalisten eine Rolle. Die Wut der besiegten Feinde im Ausland machte die Verschwörungen im Inland.

Zur selben Zeit, als die Ereignisse des Prairial eine so unheilvolle Reaktion in Paris herbeiführten, stand es in den Departements ebenso schlimm. Die Deputirten in Mission ließen ihren Leidenschaften freien Lauf und wollten der herrschenden Wut des Tages in der neuen Krise Bürgschaften geben wie nach dem 9. Thermidor. Ich hätte so gern die Herrschaft des Gesetzes an die Stelle der des Schreckens setzen und die Ausschreitungen auf beiden Seiten der Vergessenheit anheimfallen sehen. Wie viel Unglück hätte uns dann erspart bleiben können!

Nachdem ich den Auftrag zur Beschaffung von Lebensmitteln mit einigem Erfolg erfüllt hatte, konnte ich nicht umhin, mich mit den damit zusammenhängenden Fragen zu beschäftigen, von der Hoffnung geleitet, einen wichtigen Zweig der Verwaltung verbessern zu können, dem bisher die Regierung viel zu wenig Aufmerksamkeit schenkte. In den Konvent zurückgekehrt, glaubte ich dem Verdruß über die Zwietracht zu entgehen, indem ich mich mit der Frage der Lebensmittel beschäftigte, die unter jeder Regierung gleich wichtig ist. Ich stellte einen Antrag, den ich

mit unserer peinlichen Lage gegenüber dem hungernden Volke und seinen Wortführern zu begründen suchte, und in dem ich unter den gegebenen Umständen ein Heilmittel erblickte. Meine Stimme konnte sich schwer Gehör verschaffen, und alles Wohlwollen der meisten Kollegen konnte nicht gegen die Stimmung aufkommen, die sich nach den Ereignissen des Prairial des Konvents bemächtigt hatte. Auf der Tribüne entwickelte ich meine Ideen also:

„In einer Revolution hat jeder Tag seine Stürme und Gefahren. Vor einigen Monaten war Frankreich von allen Schrecken der Hungersnot bedroht. Unsere schlimmen Feinde führten mittelst Gold, Verrat und Intrigue Mangel mitten im Ueberfluß herbei. Die Weisheit der gegenwärtigen Regierung, ihre unermüdliche Sorge für die Bedürfnisse des Volkes machte dieses höllische Komplott zu Schanden, und jetzt stehen wir endlich vor der neuen Ernte. Die Nachwelt wird staunen und bewundern, wenn sie auf der einen Seite die schreckliche Not sieht, die eine verbrecherische Sorglosigkeit des alten Wohlfahrtsausschusses über uns gebracht, auf der andern den Mut und die Geduld der Franzosen unter so schrecklichen Umständen; aber wenn das Volk eine Festigkeit und eine Energie gezeigt hat, wie es ohne Beispiel in den Annalen der Geschichte dasteht, so muß die Regierung ihre Vorsicht verdoppeln, um die Wiederkehr einer solchen Plage zu verhüten. Schon hat der Konvent sehr weise Maßregeln getroffen, schon hat er durch die Einführung der Naturalsteuern die Ernährung der Armeen und der größten Gemeindewesen gesichert. Der Ueberfluß, den die neue Ernte verspricht, versetzt die Uebelwollenden in Wut; die Ausbrüche dieser Wut in neuen Anstrengungen und mit neuen Mitteln konnte ich bei meiner Reise durch die nördlichen Departements wahrnehmen. Die Republik ist jetzt von Vagabunden und Leuten ohne Beruf überflutet, die auf dem Land herumlungern, wo es am fruchtbarsten ist. Diese neue Plage, von der Frankreich heimgesucht wird, ist ganz plötzlich aufgetreten. Die Bauernhäuser werden von einem Schwarm von allerlei Unbekannten umlagert. Diese Räuber wollen nicht arbeiten, jede Art von Beschäftigung widerstrebt ihnen; sie machen sich über den Schweiß und die Mühen des Ackerbauers lustig; sie warten, bis dieser mit seinen Arbeiten fertig ist, um sich den Lohn derselben anzueignen,

sich schändlicherweise das Brot geben zu lassen, zu dessen Herstellung sie nichts thaten. Während der Ackerbau Arme braucht, führen sie das müßigste, ungebundenste Leben. Feldhüter und selbst Gendarmen sind ohnmächtig gegen diese Diebe, die sich in den täglichen Angriffen auf Getreideladungen, die dem Staat gehören, abhärteten. Die fortgesetzte Unthätigkeit der Behörden ermutigte sie zum Verbrechen. Die Gemeindebehörden sahen gleichgiltig zu, wie auf ihrem Gebiete das Getreide der Republik geplündert wurde; sie ließen gewähren und bedachten nicht, daß ihr Privateigentum nicht mehr respektirt werden würde als das Nationaleigentum, daß die Beraubung von Getreideladungen nur die Einleitung bilde für die der Ernte; sie hätten diese Landesplage im Keime ersticken sollen und können. Das Gesetz vom 16. Prairial gab ihnen dazu die Mittel an die Hand, machte es ihnen zur Pflicht; aber dieses wohlthätige Gesetz zum Schutze alles Eigentums blieb ohne Anwendung; die Verantwortlichkeit, die es ausspricht, ist illusorisch und ohne Wirkung. Vergeblich wurden Plünderer verhaftet und vor Gericht gestellt; es wurde kein Exempel statuirt; das Verbrechen blieb unbestraft, und das Räuberwesen dauert fort; aber jetzt, nachdem die Räubereien sich auch auf die Ernte erstrecken, schreien die Landgemeinden nach Repressivgesetzen; sie verlangen Beistand und Schutz gegen diese Vagabunden, die die Ernte als ihre sichere Beute betrachten. Kann ich aber erwidern: „Die Regierung hat alles vorgesehen, alles für euch gethan, aber ihr habt nichts für sie gethan, nichts für euch selbst; helft euch selbst, und man wird euch helfen. Wendet das Gesetz vom 16. Prairial mit aller Strenge an, überliefert alle diese Taugenichtse, die euch auffressen, ohne Schonung den Gerichten, jagt diese Spitzbuben weg, die den Boden aussaugen, anstatt ihn zu bebauen, erwacht endlich aus eurer Lethargie. Warum ist die Nationalgarde in euren Bezirken noch nicht organisirt? Wer kann euch besser verteidigen als ihr selber? Wir können solche Unordnungen nur unterdrücken durch Einigung aller Kräfte, Einfluß aller Gewalten, Anwendung aller Mittel und Eifer aller guten Bürger.“

Hier der Entwurf des Dekrets:

„Artikel 1. — Der Gesetzgebungsausschuß wird sich alle acht Tage von den Generalprokuratoren der Departements berichten lassen über die

Ausführung des Gesetzes vom 16. Prairial und über die Urteile gegen die Räuber von Getreide und gegen die Gemeinden, in deren Gebiet diese Delikte begangen wurden.

Artikel 2. — Derselbe Ausschuß wird allen bis jetzt gegen Vagabunden, berufslose Leute und arbeitsfähige Bettler erlassenen Gesetzen nachforschen, sie klassifiziren und eine Fassung derselben dem Konvent vorlegen, behufs Promulgirung in allen Gemeinden der Republik."

Ich wurde aufmerksam, zustimmend angehört; aber der Lauf der Geschäfte war stärker als die Aufmerksamkeit der Menschen und sogar als der gute Wille aller derer, die mit diesem Thema vertraut waren. Zum Glück hatte die Republik in ihren politischen und physischen Körpern noch etwas Lebenskraft, deren ersten und geheimen Ursprung man nicht kennt, aber die einen wie die anderen erhält; zum Glück war eine gute Ernte in Aussicht, so daß jeder Tag die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr zur Ordnung und zur Anbahnung des Friedens näher rückte.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Die Ordnung kehrt wieder. — Unterdrückung der Klubs. — Die „Ohnehosen“ wechseln den Namen. — Neue Verfassung. — Demagogie, Demokratie. — Direktorium. — Zwei Beratungskörper. — Lücke in der Organisation der Gewalten. — Dem Konvent geschuldete Erkenntlichkeit. — Die zwei Kammern. — Abbé Galiani. — Die Affen und die Franzosen. — Mißtrauen gegen die Exekutivgewalt. — Annahme der Urversammlungen. — Dekret der zwei Drittel. — Ich werde zum Mitglied des Sicherheitsausschusses gewählt. — Besuch Bonapartes. — Neuer Sturm im Anzug. — Pierrugues. — Ardisson. — Bonaparte bei Fräulein Montansier. — Im Café Corazza. — Servilismus, Perfidie. — Bonaparte wird von Dumerbion überlistet. — Edle Festigkeit eines Kindes von zwölf Jahren. — Der Lobredner des jüngeren Robespierre. — Clarke. — Bonaparte will um jeden Preis dienen. — Aubry. — Sein Empfang im Ausschuß. — Doulcet übernimmt seine Verteidigung. — Bonaparte unzufrieden. — Vornehmes Gebahren Dumerbions. — Schöner Charakter Daunous. — Daunou schlägt ein Dekret vor. — Bonaparte beklagt sich über das Dekret. — Seine blutigen Vorschläge. — Vendémiaire. — Dringende Gefahren. — Die Sektion Le Pelletier. — Menou läßt parlamentiren. — Ich bin zum drittenmal Oberbefehlshaber der Armee im Innern. — Republikaner, von Aristokraten geführt. — Befreiung der Prairial-Gefangenen. — Berruyer. — Das heilige Bataillon. — Der Generaladjutant Valentin. — Finstere Projekte. — Menou. — Ich lasse Bonaparte vergeblich suchen. — Was er während der Vorbereitungen machte. — Ich ernenne ihn zu meinem Adjutanten. — Anordnung für den Kampf. — Menou abgesetzt. — Murat in den „Sablons“. — Patriotismus der Sektion der Quinze-Vingts. — Verdière, Carteaux und Berruyer. — Brunes Posten. — Verschanzung, die Bonaparte gefällt. — Zehn gegen einen. — Die „Muscadins“. — Mein Plan. — Saint Roch, eine Festung der Aristokraten. — Angewandte Verführungen. — Ihre Wirkung. — Man will mich ermorden. — Victor Grand und Porcelet. — Entscheidendes Manöver. — Die „élégants“ auf der Flucht. — Lager von Saint Roch. — Neue Schwierigkeiten. — Der Vorort Saint Germain. — Fehler des Generals Carteaux. — Danican und Lafond. — Die Sektionäre stürmen auf unsere Batterien. — Wir sind Sieger. — Sektionen entwaffnet. — Grüne und schwarze Kragen. — „Coiffure à la victime“. — Die Sektionen. — Kriegsrat. — Eine einzige Hinrichtung. — Irrtum der Geschichtschreiber über den 13. Vendémiaire. — Plan

der Koalition. — Wer den 13. Vendémiaire gemacht hat. — Verschiedene Geschichtschreiber. — Was Bonaparte am 13. Vendémiaire that. — Das Fiakerpferd. — Eugène Beauharnais. — Frau Beauharnais. — Der Degen des Generals Beauharnais. — Die Entwaffnung. — Bonapartes Zweideutigkeit, durch ihn selbst bewiesen. — Historisches Fragment von Réal. — Erwiderung auf Einwendungen. — Fragment des Baron Fain.

Die größten Feinde der Revolution können nicht leugnen, daß der Konvent nach dem 9. Thermidor aufrichtig bestrebt war, die früheren Mißstände zu beseitigen, welche ja zur Zeit, als es galt, die ganze Volkskraft gegen den äußern Feind zu richten, ihre Berechtigung haben mochten. Von Tag zu Tag machten wir seit dem 9. Thermidor Fortschritte in der Niederhaltung der Anarchie. So wollten wir nach Schließung des Jakobinerklubs auch die anderen Feuerherde löschen, die über ganz Frankreich hin brannten. Der Konvent hatte die Auflösung aller Versammlungen beschlossen, die unter dem Namen von populären Klubs oder Gesellschaften bekannt waren. Wir wollten zur Wiederherstellung der Ordnung alle Auswüchse der revolutionären Bewegung bis auf die Namen verwischen. Infolge dessen wurden die „Tage der Ohnehosen“, von den Begründern des neuen Kalenders als Huldigung für die unteren Gesellschaftsklassen gedacht, „Ergänzungstage“ genannt. Endlich beeilte sich der Konvent, nachdem die Stürme der Revolution so viele Menschenopfer verschlungen hatten, im Glauben, damit den Wünschen des Volkes zu begegnen, und in der Meinung, nicht mehr genug Vertrauen zur Fortsetzung seiner gesetzgeberischen Arbeiten zu genießen, eine neue Verfassung an Stelle der von 1793 auszuarbeiten. Die Demagogie wurde daraus entfernt, nicht aber die Demokratie; man wies die Bezeichnung Exekutivgewalt und republikanische Regierung zurück, weil man sich dabei an monarchischen Anklängen stieß; die Bezeichnung „Exekutives Direktorium“, an die Revolutionszeit anklingend, wurde vorgezogen.

Fructidor Jahr III.

Ein unbestreitbarer Fortschritt in den herrschenden Ideen und in der Tendenz, die Ordnung herzustellen, zeigte sich in der Teilung der drei Gewalten: legislative, exekutive und gerichtliche, sowie in der Trennung des gesetzgebenden Körpers in zwei Räte — Kammern wagte man sie nicht zu nennen, weil man fürchtete, an die zwei Kammern in England

zu erinnern, die als aristokratisch galten. Man nannte einen der beiden Räte den „Rat der Fünfhundert" — er war von den Jüngeren gebildet — und den andern „Rat der Alten", weil die Mitglieder über vierzig Jahre alt und verheiratet sein mußten. Diese beiden Versammlungen sollten getrennt das Gesetz beraten; die Fünfhundert zuerst, sie hatten die Initiative; dann die Alten, um die Sanktion zu erteilen. Alles das hätte sich ganz gut machen lassen, wenn die Exekutivgewalt, die man nicht einmal so zu benennen wagte, in die beiden Räder der Gesetzgebung hätte eingreifen können, wenn sie nicht nur Andeutungen zu geben und Botschaften zu erlassen das Recht gehabt hätte, sondern auch das, unregelmäßige Bewegungen zu paralisiren und Excentrizitäten zu verhindern. Wie sehr man aber auch nach grausamen Erfahrungen diese Lücke in der Organisation der Gewalten bedauern mochte, — die Exekutive war zu schwach ausgerüstet — so muß ich es doch als ein großes Verdienst der erleuchteten Männer des Konvents anerkennen, daß sie das aus revolutionärem Vorurteil bisher so verpönte Zweikammersystem adoptirten. Es ist dies eine jener Ideen, die schon lange vor 1789 Montesquieu in seinem „Esprit des lois" vorbereitete. In meiner Jugend, als ich den Umgang mit Schöngeistern suchte, habe ich die Notwendigkeit von zwei Kammern durch einen Mann verteidigen hören, dem stets die poetischsten Worte für eine prosaische Sache zu Gebot standen; es war der berühmte Abbé Galiani. Der kleine Mann, beweglich wie ein Affe, und der gern Vergleichungen mit den Gewohnheiten dieses Tieres heranzog, sagte einmal in meiner Gegenwart: „Je lebhafter und beweglicher das Volk ist, um das es sich handelt, um so notwendiger ist es, will man ihm eine nationale Vertretung geben, diese in Kammern, als deren Organe, zu teilen. Wenn es sich um ein Volk von Affen handelte, die viel lebhafter sind als die Menschen, brauchte man vielleicht ein Dutzend Kammern, damit das Gesetz auf seinem Weg von einer zur andern sich gehörig abkühle; bei Franzosen, da sie weniger phlegmatisch sind als die Engländer, die zwei Kammern haben, brauchte es im Verhältnis wenigstens vier."

Während der Konvent sich mit den Grundlagen einer neuen Regierung beschäftigte, herrschte ein solches Mißtrauen gegen die Exekutive, daß man immer fürchtete, in deren Gewaltbeschränkung nicht genug thun zu

können. So kam es, daß das Schatzamt unter Aufsicht des gesetzgebenden Körpers gestellt wurde, der auch das Personal dafür zu ernennen hatte. Das Recht, die Kammern aufzulösen, — damit wäre vielleicht die Republik erhalten worden — wurde dem Direktorium nicht bewilligt; seine Minister wurden bei den Sitzungen des gesetzgebenden Körpers nicht zugelassen, weil man ihren Einfluß fürchtete. Diese Verfassung mit den „Zweidrittel-Dekreten", so genannt, weil zwei Drittel des bestehenden Konvents von Rechts wegen dem neuen gesetzgebenden Körper angehören sollten, wurde dem Volke zur Annahme unterbreitet. Gerade dieses Dekret sollte heftigen Widerstand in den Urversammlungen finden, in denen sich viele zurückgekehrte Emigranten einstellten, die es auf den Sturz der Republik abgesehen hatten, während sie vorgaben, nur Gegner des Konvents zu sein.

Ich war wieder in den Sicherheitsausschuß gewählt worden und hätte nun nach glücklicher Lösung der Lebensmittelfrage meine ostindische Mission antreten können; aber die Lage wurde immer ernster, und es schien kaum möglich noch schicklich, sich vom Konvent zu entfernen. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, es sei abermals der Augenblick gekommen, auf seinem Posten zu siegen oder zu sterben, denn die Geschichte des Konvents vom Anfang bis zum Ende besteht aus vielen Schlachten, bei denen es sich um „Sein oder Nichtsein" handelte.

Ein neuer Sturm bereitete sich gegen den Konvent vor, und es schien geboten, zur Verteidigung zu rüsten, als der kleine Artillerieoffizier bei mir erschien, den wir in Toulon zum Bataillonschef und dann zum Brigadegeneral gemacht hatten: Bonaparte; er ist historisch genug geworden, um den Wunsch zu rechtfertigen, nichts von dem verlieren zu wollen, was zu seiner Geschichte gehört. Ich will also erzählen, welchem Umstand ich seine Rückkehr und seinen Besuch verdankte.

Während der Belagerung von Toulon war ich in der Lage, meinen Landsleuten Vertrauen zu schenken. Ich hatte einen Mann mit einer Fleischlieferung betraut, der in derlei Bescheid wußte. Es genügte, daß dieser Bürger von mir mit einer gewissen Vertraulichkeit behandelt wurde, damit Bonaparte sich ihn als einen Mann merkte, der bei mir Zutritt hatte. Kurze Zeit nach dem 9. Thermidor suchte Bonaparte, abgesetzt und beunruhigt als Terrorist, in Nizza Herrn Pierrugues, der in Lieferungs-

geschäften dort war, auf. Bonaparte war von einem Privatbekannten aus Marseille, Ardison, begleitet; sie hatten von meiner hohen, ich könnte sagen glänzenden Stellung gehört, die mir der 9. Thermidor und meine späteren Leistungen verschafft hatten, und baten Pierrugues (später mein Haushofmeister im Direktorium) um ein Empfehlungsschreiben an den „Bürger Volkvertreter Barras“, sie setzten ihm mit allen Einzelheiten in größter Bescheidenheit das Unglückliche ihrer Lage aus einander. „Man klage sie des Terrorismus an, weil sie Patrioten seien!“; sie müßten unbedingt nach Paris gehen, um sich zu rechtfertigen. Pierrugues gab ihnen, was sie verlangten; und mit diesem aus Nizza datirten Brief kommt nun Bonaparte nach Paris und stellt sich mir vor. Ich sagte ihm, daß ich meinen „kleinen Kapitän“ von Toulon her noch ganz gut kenne. „Vielleicht,“ fügte ich hinzu, „war man nicht ganz im Unrecht, wenn man Sie für ein wenig terroristisch hielt, denn ich erinnere mich, daß man Sie zur Zeit der militärischen Hinrichtungen stark zurückhalten mußte; übrigens thun uns jetzt Männer der That not. Die Terroristen des Royalismus drängen uns; wir müssen ihnen die Wage halten. Indessen, Kapitän, erweisen Sie mir die Freundschaft, mit mir zu speisen.“ Ich wohnte damals im Palais Royal oberhalb der Arkaden von Fräulein Montansier; ich kannte sie persönlich. Dies wußte Bonaparte, und er verfehlte nicht, dort seine Mahlzeiten einzunehmen und dem Fräulein den Hof zu machen.*) Ich erfuhr, daß er von hier ins Café Corazza ging, wo er große Reden hielt und dann die durch die Hitze des Gesprächs nötigen Erfrischungen schuldig blieb.

*) Es war dies ein neues Klatschthema gegen Bonaparte. Der Redakteur der Memoiren bedauerte ohne Zweifel, dieses Thema nicht genug ausgebeutet zu haben; denn in einem Fragment, wie es scheint, nach dem Abschluß der Memoiren entstanden, kommt er ausführlich auf die angebliche Geschichte zurück, wie Bonaparte dem alten, reichen Fräulein den Hof gemacht habe. Ich weiß nicht, ob Herr de Saint Albin sich zur Abfassung dieser Stelle einer nachträglich aufgefundenen Notiz Barras' bedient oder einfach aus dem Gedächtnis die bissigen Anekdoten wiedergegeben hat, die man in der Unterhaltung mit dem Exdirektor immer wieder von ihm hören konnte. Wie dem aber auch sein mag, diese verleumderische Ergänzung war wahrscheinlich für das dem 13. Vendémiaire gewidmete Kapitel bestimmt. Sie verdient in der That, in den Memoiren von Barras zu figuriren. Man wird den Text dieser garstigen Klatscherei im Anhang (unter VIII) finden. (G. D.)

Begierig, zu erfahren, was aus Bonaparte geworden war, seit er mich nach der Belagerung von Toulon verlassen hatte, richtete ich einige Fragen an Personen, die er seine Freunde nannte. Ich erfuhr ungefähr folgendes: Bonaparte war bei der italienischen Armee unter Dumerbion. Dieser führte sein Kommando mit gutem Erfolg; er war einfach, Intriguen abhold und ging ganz in seinem Beruf auf; die Volksvertreter sah er selten. Bonaparte übte nicht diese Zurückhaltung; er zeichnete sich durch seine Liebedienerei bei Robespierre dem Jüngern und Ricord, den Volksvertretern bei dieser Armee, aus; er ließ sich durch Aréna, seinen späteren Freund, Frau Ricord vorstellen, die von dem jüngeren Robespierre sehr geschätzt ward. Bonaparte war bei einem Kriegsrat anwesend, dem Dumerbion einen Kriegsplan vorlegen sollte; dieser, um sich eine Meinung über Bonaparte zu bilden, legte nicht den wirklichen, sondern einen neu ersonnenen Plan vor. Bonaparte berichtete sofort Robespierre und Ricord darüber. Am Tag nachher legte Dumerbion dem Kriegsrat seinen wirklichen Plan vor. Bonaparte, der so entlarvt worden war, rächte sich nach korsischer Art durch Verleumdungen gegen Dumerbion. Die Deputirten wurden von der italienischen Armee zurückberufen; deren Nachfolger ließen Bonaparte verhaften, und er war gerade erst frei geworden, als er zu mir nach Paris kam. Er versicherte mich, der jüngere Robespierre sei nicht immer mit seinem Bruder derselben Meinung gewesen und habe sich bei der Armee als einen Verbannten betrachtet; er erzählte mir, eine Frau aus dem Volke, von dem jüngeren Robespierre unterstützt, sei während dessen Abwesenheit vom Revolutionstribunal zum Tod verurteilt worden, dieser habe sich nach seiner Rückkehr von Paris über das Urteil beschwert, den Sohn jener Frau aufsuchen lassen, diesen, einen Knaben von zwölf Jahren, zu sich genommen, an seinem Tische speisen lassen; eines Tages sei der Knabe bei Tisch traurig gewesen, da habe Ricord ihn aufgefordert, auf das Wohl der Republik zu trinken, der Knabe habe sich geweigert, und da habe Robespierre zu Ricord gesagt: „Respektire diesen Charakter! Du würdest es ihm nicht gleich thun in seiner Lage.“

Bei allen Erzählungen Bonapartes, wenn er den jungen Robespierre und seine guten Eigenschaften lobte, konnte man leicht merken, daß er damit einen schwachen Punkt verteidigen und seine Verbindungen recht-

fertigen wollte. Von seinen ersten Reisen nach Paris, im Jahre II, an, bevor er zur italienischen Armee geschickt wurde, war er mit Clarke befreundet, einem Angestellten beim Wohlfahrtsausschuß, unter Carnot, und man hat ihn oft mit diesem untergeordneten Beamten gesehen, der täglich nach Schluß der Ausschußsitzung, wenn die Mitglieder heraustraten, sich da aufstellte, wo sie vorübergingen, und, die rote Mütze schwingend, mit seinen Kameraden schrie: „Es lebe Robespierre, es lebe der Wohlfahrtsausschuß!" Ich machte Bonaparte wegen seines früheren Benehmens Vorwürfe und sagte ihm wohlwollend, das sei nicht mehr die Manie des Tages; es sei an der Zeit, zwar nicht weniger patriotisch zu sein, aber weniger robespierristisch. Bonaparte erwiderte: „Um welchen Preis immer, ich muß beschäftigt werden; wenn ich hier nicht dienen darf, so gehe ich nach Konstantinopel, um meine Dienste als Artillerist anzubieten." Er bat mich, ihn in den Wohlfahrtsausschuß zu führen, wo er in meiner Anwesenheit eine Stütze zu finden hoffte, da er bei Aubry einen schlechten Empfang fürchtete. Er hatte eine Ursache, die er mir nicht anvertraute: Aubry war derjenige, der durch seine Korrespondenz offizielle Kenntnis von dem Treiben Bonapartes hatte, das seine Absetzung herbei führte. Ich kannte die Korrespondenz aus Nizza nicht, worin die Volksvertreter Bonaparte als die personifizirte Intrigue und Spitzbüberei darstellten; Bonaparte wurde denn auch im Ausschuß so schlecht empfangen, daß man ihm nicht einmal einen Sitz anbot. Doulcet=Pontécoulant machte einen vergeblichen Versuch, ihn zu verteidigen. Bonaparte erbat es sich als Gnade, ich möchte ihn noch einmal zu Aubry führen, der mit dem Militärwesen betraut war. Dieser sagte uns: „Ich werde nie meine Einwilligung geben, daß Bonaparte bei der Artillerie Verwendung finde. Ich will ihn, auf Ihre Empfehlung, bei der Linie eintreten lassen, wenn ich in meinen Arbeiten so weit sein werde."

Damit war Bonaparte nicht gedient, der nicht wußte, an wen und an was sich in seiner unglücklichen Lage halten; immer nur mit sich beschäftigt, that er, als beschäftige ihn das öffentliche Wohl, indem er von den Gefahren der Republik sprach, von dem Unterliegen der Freiheit und von der Möglichkeit einer Modifizirung der Revolution nichts hören wollte.

Man erinnert sich, daß Dugommier nach dem Sieg von Toulon zum Oberkommandanten der Pyrenäen=Armee ernannt wurde. Er hatte

mit Kummer den Hinrichtungen nach der Einnahme von Toulon beigewohnt. Wie immer von Rücksichten der Humanität bestimmt, sandte Dugommier an den Konvent Notizen mit Erläuterungen über wirkliche Emigranten und Touloner Flüchtlinge; der Gedanke, der ihn dabei leitete, kam zum Glück durch den Mund Daunous zum Ausdruck, der stets bereit war, Gutes zu fördern. So geschah es, daß Dugommier wenige Tage vor seinem Tod noch für die Sache der Menschlichkeit kämpfte, die er stets ebenso hoch hielt wie die des Vaterlandes.

Dugommier hatte sich an mich gewandt, — seine Briefe an mich waren stets voller Erkenntlichkeit für die Art, wie ich mit ihm in Toulon verkehrt hatte — und ich habe seinen Auftrag aufs beste besorgt; das Dekret nach Antrag Daunous lautete also:

„Gesetz zur Interpretation desjenigen vom 20. Fructidor, betreffend die von Toulon Ausgewanderten bei ihrer Rückkehr auf französisches Gebiet vom 2. Vendémiaire im Jahre III der Republik.

„Der Nationalkonvent beschließt nach Anhörung seines Wohlfahrtsausschusses:

„Artikel 1. — Das Dekret vom 20. Fructidor begreift unter den Rebellen von Toulon: Diejenigen, welche die Schiffe der Republik verbrannten oder dabei mitwirkten; diejenigen, welche während der Belagerung der Stadt zu den Waffen griffen; die Waffenfähigen, welche sich auf die feindlichen Schiffe flüchteten; diejenigen, welche mit den Engländern im Einverständnis waren und ihnen die Stadt überlieferten.

„Artikel 2. — In dem Gesetz vom 20. Fructidor sind nicht einbegriffen die Matrosen, Bäcker, Handwerker und Handarbeiter, die Gesundheitsbeamten der Militärspitäler, die Arsenalarbeiter, die Frauen, Kinder und schwachen Greise.

„Artikel 3. — Dem Wohlfahrtsausschuß ist Bericht zu erstatten über den Verrat und die Belagerung von Toulon."

Als ich nach dieser Sitzung den Konvent verließ, begegnete mir Bonaparte und sprach mich zu meinem größten Erstaunen in übler Laune und beinahe heftig mit den Worten an: „Daunou hat sich heute mit seinem Antrag zu Gunsten der infamen Touloneser entehrt!" — „Aber," sagte ich, „Daunou hat ja nach dem Vorschlag von Dugommier, den

ich selbst ihm übergab, gesprochen.“ — „Nun, um so schlimmer für Dugommier,“ erwiderte er, „ich hatte eine bessere Meinung von ihm.“

Die Unvermeidlichkeit eines entscheidenden Kampfes zeigte sich immer klarer; die Nation erwartete ihn gegen die Uebergriffe der Reaktion seit dem 9. Thermidor zur Qual Frankreichs; und Bonaparte konnte angesichts der Strenge des Ausschusses gegen ihn bei einem Wechsel nur gewinnen; er wünschte mit Ungeduld ein Ereignis herbei, das ihm die Möglichkeit verschaffen würde, thätig zu sein. „Bah! bah!“ sagte er zu mir, „die Aristokraten und Emigranten nehmen, wenn sie besiegt sind, allerlei Verkleidungen an; sie geben sich als Handwerker, Bäcker, Sanitätsbeamte aus; wenn man sie hört, sind sie alle kleine Heilige. Man darf ihnen nicht alles glauben; treffen muß man sie, daß sie sich nicht mehr rühren können; man sagt mit Recht: Nur die Toten kehren nicht wieder . . .“

Einige Personen waren in der Nähe, die uns hörten. Bonaparte sprach lauter, wie jemand, der Zuhörer und zugleich Zuschauer sucht. Ich sah, der kleine Mann haschte nach Beliebtheit beim Volke oder vielmehr beim Pöbel. Unter den gegebenen Verhältnissen enthielt ich mich, das taktlose Benehmen Bonapartes einer Kritik zu unterziehen, obgleich es ganz das eines gewissenlosen Intriganten schien. Ich sagte mir, in Zeiten wie die, denen wir entgegengingen, dürfe man die Dienste eines Mannes der That, und das war er, nicht von der Hand weisen; unsere Feinde regten sich in beunruhigender Weise, so daß wir darauf gefaßt sein mußten, Gewalt mit Gewalt abzuwehren, denn die Nach-Thermidor-Reaktion, die bisher im Süden so erfolgreich war, hielt den Augenblick für ihren Triumph selbst im Inneren der Hauptstadt gekommen.

Die versammelten Sektionen verhandelten eifrig unter einander; sie beschlossen einstimmig, das Zweidritteldekret zu verwerfen. Die Sektion Le Pelletier war eine der lärmendsten; sie war von den reichsten Leuten in Paris bewohnt. Viele derselben gehörten früher dem Bataillone der Nationalgarde an, das man das der „filles Saint-Thomas“ nannte. Dieses Bataillon war das einzige, das am 10. August die Tuilerien verteidigen half und das Los der Schweizer Garde teilte. Der militärische Teil dieser Sektion glaubte sich durch royalistische Erinnerungen verpflichtet, die gegen den Nationalkonvent gerichtete Bewegung zu

unterstützen und in den Vordergrund zu schieben. Diese Sektion Le Pelletier bildete als die ungestümste ein Zentralkomite. Man beschloß, gegen den Konvent zu marschiren. — General Menou war seit dem ersten Prairial an Stelle Pichegrus Kommandant von Paris; er wurde beauftragt, den Sitzungsraum der Sektion zu räumen, wo das Zentralkomite tagte, das sich Vertreter und Organ des souveränen Volkes nannte. Menou rückte mit einer Truppenmacht, die für alle Fälle ausreichend schien, in die Rue Vivienne, wo die Sektionäre bereits Aufstellung genommen hatten. Menou hielt sich für eingeschlossen, obgleich es an ihm gewesen wäre, die anderen einzuschließen, — die Macht dazu hatte er — und er parlamentirte; er war noch froh, daß man ihm erlaubte, sich mit dem Bajonett in der Scheide zurückzuziehen.

Der Konvent gab mir unter diesen Umständen einen neuen Beweis seines Vertrauens, indem er mich zum drittenmal zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannte. Jetzt hatten wir nicht gegen irregeleitete Patrioten zu kämpfen, sondern gegen starke Abteilungen der Nationalgarde. Diese guten Bürger, die sich Republikaner nannten und sich vielleicht auch dafür hielten, merkten nicht, daß feige Privilegien-Verschwörer an ihrer Spitze stehen.

Man konnte nichts Besseres zur Bekämpfung solcher Gegner thun, als ihre natürlichen Feinde ihnen gegenüberstellen: die infolge der Thermidor-Reaktion gefangen gehaltenen Patrioten. Der Konvent griff zu dieser Maßregel, freilich zu spät, um Dank dafür zu verdienen, und befreite die infolge der Kämpfe im Prairial in Haft Befindlichen, unter denen ohnedies viele ganz unschuldig waren. Alle diese Patrioten, ihrer Fesseln ledig, eilten unter unsere Fahnen; sie bildeten eine Truppe von 1200 bis 1500 Mann. Ich gab dem General Berruyer das Kommando über diese Tapfern, die mit dem Mut der Erbitterung und Verzweiflung zugleich kämpften. Wir nannten sie das heilige Bataillon; unsere Gegner nannten sie das Bataillon der Schreckensmänner, und es ist Thatsache, daß ihr erstes Erscheinen bei den Sektionären einen großen Schrecken verbreitete. Der Bürger Valentin, Generaladjutant, seiner Funktionen bei der West-armee enthoben, machte mir am Nachmittag des 12. Vendémiaire die Anzeige, der Konvent werde am folgenden Tag um vier Uhr nachmittags

angegriffen. „Warum nicht um vier Uhr morgens?“ fragte ich lachend; „die ehrenwerten Bürger können wie zur Zeit des Kardinals Retz wohl nicht früh aufstehen.“ Valentin hatte junge Sektionäre bei der Rue Saint Denis die Wiedereinkerkerung der Patrioten, die Verhaftung vieler Deputirten verlangen und mit Mord und Totschlag drohen hören, falls man ihrem Verlangen nicht willfahre.

General Menou gehörte der adeligen Kaste an, ohne daß ihn deshalb in Bezug auf seine Gesinnung ein Verdacht treffen könnte; er wäre, wenn überhaupt etwas, Patriot gewesen; er war ein Lebemann ohne Grundsätze; es fehlte ihm besonders an Festigkeit und Entschlossenheit, den in Revolutionen wie im Krieg unentbehrlichen Eigenschaften. Da er sah, daß ich seine Schwäche erkannt hatte, erbat er als eine Gnade, sich zurückziehen zu dürfen und durch mich vor Unannehmlichkeiten geschützt zu werden. Ich glaubte, seinem Verlangen, vielmehr seiner Bitte, sofort willfahren zu sollen. Es war gut, ihn los zu sein. Nachdem Menou versagt hatte und der Wohlfahrtsausschuß nicht mehr wußte, wo ein und aus, sagte ich: „Es ist nichts leichter, als Menou zu ersetzen; ich habe den Mann, der euch fehlt; es ist ein kleiner korsischer Offizier, der wird nicht viele Umstände machen . . .“ Der Ausschuß bewilligte mir auf meinen Vorschlag sogleich, Bonapartes Dienste in Anspruch zu nehmen. Ich sprach in dieser Weise von Bonaparte und glaubte für ihn bürgen zu können nach alledem, was ich von ihm wußte; aber während des ganzen Vormittags vom 12., wo ich ihn mit Patrioten und Militärs meiner Begleitung hätte finden müssen, bekam ich ihn nicht zu Gesicht. Als er auch später nicht zum Vorschein kam, nachdem ich seine Verwendung durchgesetzt hatte, ließ ich ihn in seiner Wohnung suchen. Man fand ihn nicht zu Hause, ebensowenig in den Kaffee- und Speiselokalen, die er zu besuchen pflegte.

Er kam erst um neun Uhr abends nach dem Caroussel, wo sich in Wirklichkeit mein Hauptquartier befand, und wo ich General Brune postirt hatte. Ich machte Bonaparte wegen seiner Verspätung Vorwürfe. Hatte er mir doch alle Tage vorher so dringend, fast bis zum Ueberdruß, seine Dienste gegen die Feinde der Republik, die sich mit dem Konvent zu messen wagten, angeboten! Sein jetziges Benehmen entsprach wenig seinen früheren Worten.

Er kam aus der Richtung der Sektion Le Pelletier, wo er, wie es schien, lange Unterredungen gehabt hatte. In unserer revolutionären Unschuld von damals war ich weit entfernt von dem Verdacht, ein so ausgesprochen republikanischer Militär wie Bonaparte könne schwanken, welche Partei er zu ergreifen habe, oder gar, er könne nach beiden Seiten unterhandeln und nur zu uns kommen, weil ihm die Gegner nicht genug Vorteile boten. „Ich wartete auf Befehle," antwortete Bonaparte mit einiger Verlegenheit, die sehr von der Entschiedenheit, mit welcher er sonst sprach, abstach, „übrigens, welche Bestimmung haben Sie mir in diesem Kampfe zugedacht?" — „Alles ist mit denen besetzt, die früher kamen," sagte ich zu Bonaparte, „Sie sollen einer meiner Adjutanten sein."

Ich dachte nun daran, meine Aufstellung so zu nehmen, daß unsere verschiedenen Posten nicht umgangen werden konnten. Ich wies jedem General und höheren Offizier seinen Platz an. Um mich über alles selbst zu vergewissern, besuchte ich alle Stationen und prüfte alle Ausgänge. Ich war von einer starken Eskorte von guten Bürgern, Linientruppen und Kanonieren umgeben.

Ueber die ersten Anordnungen beruhigt, zeigte ich dem Konvent an, ich sei bereit, das Vaterland vor dem Angriff der Aristokratensöldlinge zu retten: „Ich bin auf meinem Posten; jeder sei auf dem seinigen!"

Nachdem nun durch schnellen Entschluß und eifrige Thätigkeit das Dringendste besorgt war, dachte ich daran, Menou müsse doch etwas Licht in die Finsternis bringen können, in der wir uns befanden, er müsse Aufschlüsse geben können über die Stellung und Stärke der Truppen, sowie über die Artillerie und uns diese gewiß nicht verweigern. Ich ging also vom Konvent zum Wohlfahrtsausschuß — Bonaparte folgte mir — ließ Menou holen, der abgesetzt war und noch wie ein Gefangener in einem Kabinet der Tuilerien sich befand. Ich verlangte von Menou Aufklärung über alles Wissenswerte. Was ich da erfuhr, war durchaus nicht beruhigend: Unsere Gegner waren an Zahl im Vergleich mit uns wie acht gegen einen; die ganze mir zur Verfügung stehende Armee bestand aus fünftausend Mann aller Waffengattungen. Vierzig Kanonen waren in den „Sablons", von fünfzehn Mann bewacht; es war Mitternacht, und nach verschiedenen Anzeigen sollten wir um vier Uhr morgens angegriffen

werden. Da sagte ich zu Bonaparte: „Du siehst, ob da ein Augenblick zu verlieren ist, und ob ich recht hatte, Dich zu zanken, weil Du so spät gekommen bist; man hole ohne Verzug diese Artillerie und bringe sie schleunigst nach den Tuilerien.“ Bonaparte überbrachte sogleich meinen Befehl dem Führer der einundzwanzigsten Jägerschwadron; Murat geht mit dreihundert Pferden ab; einen Augenblick noch, und es wäre zu spät gewesen. Murat kam um zwei Uhr morgens bei den „Sablons“ an und stieß dort mit dem Vortrab einer Kolonne von Sektionären zusammen, die den Artilleriepark wegführen wollten; aber er war zu Pferde; man befand sich in der Ebene. Die Sektion zog sich zurück, und um sechs Uhr morgens, am 13. Vendémiaire, langten die vierzig Geschütze bei den Tuilerien an.

Ich muß hier der patriotischen Haltung der Sektion der Quinze-Vingts ein glänzendes Zeugnis ausstellen. Ohne grollende Erinnerung an alles, was diese würdigen Bürger des Vorortes Saint Antoine vor einigen Monaten (im Germinal und Prairial) erdulden mußten, eilten sie mir zu Hilfe und sandten die Elite ihrer Tapferen unter meine Fahnen.

General Verdière stand mit vier Kanonen am Pont Royal zur Bewachung der Straßenmündung, durch welche die Sektionen vom Vorort Saint Germain gegen uns kommen konnten, während General Carteaux den Pont Neuf bei der Rue de la Monnaie hielt für den Fall, daß die von Saint Germain durch die Rue Dauphine vordringen sollten oder auch die von den Quartieren Poissonnière und der Chaussée d'Antin. Die Sackgasse Dauphin, durch die man von der Sektion des Vendômeplatzes, damals „Piques“ genannt, und von allen übrigen Teilen der Chaussée d'Antin heranziehen konnte, war durch vier Geschütze unter General Berruyer gedeckt. Brune hatte, wie bereits erwähnt, den Posten am Carousfel. Die einundzwanziger Jäger auf dem Revolutionsplatz hatten im Falle der Niederlage den Rückzug des Konvents nach Saint Cloud zu decken.

Wie bereits erwähnt, bewachte General Verdière den Pont Royal nach der Seite der Tuilerien beim Flora-Pavillon mit Kanonen. Als ich am Abend vorher nach der Rue du Bac hin rekognoszirte, bemerkte ich ein jüngst niedergerissenes, in Neubau begriffenes Haus, das eine Art von natürlicher Verschanzung bildete, wo sich unsere Gegner bergen und

unser ganzes Verteidigungssystem stören konnten. Ich hielt es für angezeigt, uns desselben für alle Fälle zu bemächtigen, und ich beorderte dreißig Grenadiere dahin. Bonaparte, mit diesem Befehle beauftragt, freute sich sehr über diese Idee; sie schien ihm unter Umständen wichtig und Erfolg verheißend.

Das Schlimmste an unserer Lage war die vollständige Unordnung auf allen Seiten; man wußte nicht, was man that, kaum, was man wollte. Ich sagte zu Bonaparte: „Man muß sich vor allem den Kriegsschauplatz genau besehen, wenn es einen gibt, unsere Verteidigungsmittel konzentriren und erwägen, wie und von welcher Seite unsere Feinde kommen können; sie haben mindestens vierzigtausend Mann, ich kaum viertausend. Wo müssen wir uns verteidigen; wo muß es zum Kampfe kommen? Bei dem Konvent und den Tuilerien. Von welcher Seite können die Feinde kommen? Von Saint Germain und von der Chaussée d'Antin. Halten wir die Seine auf beiden Seiten, so sind wir wohl zwischen zwei Feuern; aber auf diese Weise allein halten wir die Rebellen getrennt, hindern ihre Vereinigung, während wir unsere Mittel zusammenhalten und mit Sicherheit verwenden können; sie sind vierzigtausend gegen viertausend. Gut, wir werden die Zahl durch Mut ersetzen; einige Kartätschenschüsse verbreiten Schrecken in den Reihen der Gegner, und sind einige ein bißchen verwundet, so fliehen sie alle; es sind ja Stutzer, sie fürchten für ihre Gesichter." Einen weiteren Plan hatte ich nicht; wenn ich zu Bonaparte sagte: „Wir müssen zentralisiren," so verstand er mich ganz gut. Man wird ja sehen, wie es geht, und wie bei allem Menschenwerk unvorgesehene Verwicklungen und entscheidende Folgen, die der Zufall herbeiführt, den besten Plan über den Haufen werfen.

Im Krieg verschmäht man keine gute Stellung, auch wenn es eine Kirche ist; die Sektionäre hatten mit kluger Berechnung sich in der Kirche Saint Roch festgesetzt, von wo sie die Sackgasse Dauphin beherrschten und damit den Konvent und die Ausschüsse.

Die Besetzung von Saint Roch war mit der Bewegung von Kolonnen über den Quai Voltaire kombinirt. Ich befand mich Saint Roch gegenüber; das war der Posten, auf den die Sektionäre den Sieg begründeten. Der Sieg war ihnen auch sicher, wenn sie sich auf die

Batterie gestürzt, die ihnen den Weg verlegt, sich mit Opfern derselben bemächtigt und sie gegen uns gerichtet hätten. Wir sahen aber nicht, daß sie sich aus der Kirche bewegt hätten, und wären unserseits in Verlegenheit gewesen, den Kampf zu eröffnen.

Am Morgen des 13. gaben sich die Bataillone vom Vendômeplatz und der „Filles-Saint-Thomas“ alle Mühe, die Linientruppen zu verführen, mit ihnen zu fraternisiren, wie man damals sagte; sie bewirteten die Truppen reichlich und glaubten auf sie zählen zu können.

Als es zum Appell kam und die Trommel gerührt wurde, schrieen die Soldaten wie ein Mann: „Zum Konvent!“ Sie hatten sich zwar von den Sektionären schön thun lassen und mit ihnen gezecht, aber sie stellten sich mit allem Eifer unter meinen Befehl; der reichliche Genuß von Speisen und Getränken erhöhte ihren Mut. Ich wandte mich zum Carousselplatz; reichlich bewaffnete Bataillone marschirten gegen Brune; ich ließ sie auffordern, die Waffen niederzulegen; sie hielten in der Mitte der Straße. Während mein Offizier ihnen meine Aufforderung mitteilte, trat ein Nationalgardist aus der Reihe und hieb mit dem Säbel auf mich ein; der Hieb hätte mir den Kopf gespalten, wenn meine Adjutanten nicht schnell genug parirt hätten; es waren Victor Grand und Porcelet, letzterer konnte noch mit seinem einen freien Arm den Mörder packen, den man in so feiger Weise auf mich gehetzt hatte. Man entwaffnete ihn und riß ihm die Uniform herunter; man verlangte militärische Exekution. Da warf er sich mir zu Füßen, weinte und flehte: „Ich bin ein kleiner Geschäftsmann, kann meine Frau und sechs kleine Kinder nur kümmerlich ernähren. Laßt mir das Leben für sie!“ Ich ließ mich erweichen und schickte ihn ohne Waffen, ohne Rock, ohne Hut zu seinem Bataillon, das uns gegenüber stand. In diesem Augenblick zupfte mich Bonaparte am Kleid und flüsterte mir zu: „General, was beschließen Sie?“ — „Man bringe Brune die Ordre, er soll die Kanonen abfeuern.“ — „Alles ist gerettet,“ erwiderte Bonaparte, „der Sieg ist unser.“

Brune ließ die Geschütze demaskiren, als die gegen uns vorrückende Kolonne Feuer auf uns gab; Kanonenschüsse gaben die Antwort darauf, die zwar über die Köpfe der Gegner hinwegzielten, aber einen solchen Schrecken in ihren Reihen verbreiteten, daß sie in Unordnung flüchteten

und viele Waffen, auch zierliche Monturstücke darunter, zurückließen. Die Fliehenden stießen auf ein Bataillon, das die Straße Saint Honoré heraufkam. Dieses verbarrikadirte sich mit Karren, Wagen, Holz und Möbeln.

Auf den hohen Stufen der Kirche Saint Roch war eine kleine Baracke, die wie eine Art Wachttürmchen aussah und mehrere Menschen fassen konnte. Dort hielten sich einige Sektionäre; von dort, aus einer Art von Kasematte, unverwundbar, schossen sie, und ihre Flintenkugeln töteten einige unserer Kanoniere. Dem mußte gesteuert werden; ich ließ ein Geschütz darauf richten, und die Baracke stürzte krachend zusammen. Der Kampf war eröffnet.

Ich hatte Bonaparte zum Pont Neuf geschickt; er kam in Eile zurück, um mir zu melden, vom Quai Voltaire bis zum Pont Royal strömten aus den angrenzenden Straßen ungeheure Kolonnen von Nationalgarde. Ich galoppirte hin. General Verdière hielt, wie schon gesagt, mit seinen Kanonen die wichtige Position des Pont Royal. Alle meine Generale waren auf ihren Posten. Nur einer, der General Carteaux, dem der Posten des Pont Neuf zugeteilt war, befolgte meine Instruktionen nicht und hatte sich beim Erscheinen einer feindlichen Abteilung unter das Portal Karl IX. zurückgezogen. Dieser Rückzug konnte schlimme Folgen haben, weil dadurch die Verbindung mit Saint Germain offen war. Ich ließ nun die Truppen dieses Generals nach dem Garten de l'Infante rücken. Die Sektionen des Théâtre Français, jetzt Odéon, und die anderen vom Vorort Saint Germain waren die unternehmendsten und bestgeschulten; ihre Nationalgarde sah aus wie Grenadiere der Linie. In imposanter und entschlossener Haltung rückten sie unter General Danican, von Maulévrier und Lafond geführt, vorwärts. Von dem Wunsche beseelt, wenn möglich ohne Waffengewalt Erfolge zu erringen, ließen die Sektionen eine Art von parlamentarischer Fahne sich vorantragen. Die Linientruppen, die sie unter diesem Friedenszeichen marschiren sahen, ließen sie schon bis zur Mitte des Quai des Théatins vordringen, als die Grenadiere von Saint Germain, die vom Théâtre Français voran, mit ihrem Kommandanten Lafond ankamen. Sie rücken bis zu unseren Batterien vor, was unserseits eine große Unklugheit war. Sie wollen fraternisiren. Hätten sie die Hand auf unsere Batterien gelegt, zu denen

man sie gelangen ließ, so waren sie die Herren. Fléchard, Generaladjutant und Kommandant unter Verdière, antwortete ihnen: „Man fraternisirt nicht mit Bewaffneten; sie mögen sich zurückziehen, sonst . . .“

Was werden sie thun? Das wußten wohl ihre Kommandanten selbst nicht. Plötzlich gehen einige Flintenschüsse los aus den vordersten Reihen der Nationalgarde-Grenadiere. Die von der Linientruppe, die Bonaparte auf meinen Befehl in dem Gebäude an der Rue du Bac versteckt hatte, durch diese Schüsse aufmerksam gemacht, schießen nun auf diejenigen, die sie schießen hörten. Es war schwer zu ermessen, was bei diesem ersten Scharmützel Berechnung, was Zufall war; ich erwarte einen Kampf, bei dem uns die Ueberzahl erdrücken werde. Ich hatte ein Geschütz unter den Mauern des Hotel de Nesle, nahe bei der Rue de Beaune. Die Kanoniere standen bereit. Ich kommandire Feuer, und einige der vordersten Nationalgardisten werden von den Kartätschen niedergeworfen. Die ganze Kolonne wankt, und an der rückweichenden Bewegung sehe ich, daß sie nicht standhält. Ich lasse noch einmal feuern, aber in die Luft; der Knall schon schien mir hinreichend, die feindliche Phalanx zu zerstreuen. Es genügte, wie ich vorausgesehen hatte, einige Vordermänner zu Falle zu bringen, um alle anderen in die Flucht zu jagen. General Carteaux, der sich vom Pont Neuf zu dem Portal des Louvre zurückgezogen hatte, gibt parallel mit Verdière Feuer. Einige Schüsse von Carteaux nach der Rue Dauphine und auf den Quai Voltaire verbreiteten noch mehr Schrecken unter den Sektionären, so daß fast alle verschwunden sind. Das Ende war, daß die Sieger nach den Sektionen gingen und diese entwaffneten. Diese Operation dauerte fast die ganze Nacht.

Die meisten Toten und Verwundeten, die man nach dem kurzen Kampfe auflas, wurden als Vendéer und Emigranten erkannt, die schon in Paris gedient hatten und erst kurz vorher aus ihren verschiedenen Zufluchtsstätten angekommen waren; ein besonderes Kennzeichen bei den meisten waren die grünen und schwarzen Kragen an der fast gleichen Uniform, ebenso wie eine Art Zopffrisur, die nach dem 9. Thermidor als Versöhnungsfrisur in Mode kam und à la victime genannt wurde. Zum Glück gab es unter ihnen wenige von den braven, ehrenwerten Pariser Kleinhändlern; sie ließen sich wohl einen Augenblick zur Beteiligung

hinreißen, aber sie hielten sich weislich im Zentrum oder im Nachtrab und ließen den „Chouans“ die Ehre, voranzugehen.

Der Bürgerkrieg ist ohne Zweifel das Schlimmste aller politischen Uebel; das Bild übrigens, das die geräuschvolle Niederlage dieser reichen Bataillone (cossus nannte man sie) bot, die ihre Waffen und selbst ihre Kleidungsstücke auf dem Platz ließen, nach dem Beispiel ihrer unerschrockenen Führer, erregte die Heiterkeit der mutigen Verteidiger des Konvents.

Das Lächerliche trat in der That hier ebenso stark hervor wie im Krieg der „Fronde“. Stutzer in seidenen Strümpfen, mit einem langen Säbel an der Seite; parfümirte Soldaten bei den Lunten der Kanonen; diese unbärtigen Catilinas, die eine neue Arie trällerten, anstatt ihre Gewehre zu laden, waren wirklich, wie man sie nannte, „pa'oles d'honneu à la victime“; unsere republikanischen Soldaten spotteten die lässige Sprache dieser weibischen angeblichen Opfer der Schreckensherrschaft und Helden des 9. Thermidor nach, an dem sie so wenig Anteil hatten wie an irgend einer andern energischen That seit der Revolution. Ich besänftigte die Leidenschaft der Sieger und verbot die Verfolgung der Fliehenden; die Furcht machte sie unschädlich. Man hob einige Verwundete auf; die anderen stürzten nach Saint Germain und überfüllten die Keller. Der Sieg der Republik war ein vollständiger. Ich brachte dem Konvent die Kunde.

Die Nacht kam heran; ich hatte angeordnet, daß alle meine Posten an ihrem Platze bleiben sollten; es war dies nur eine Sicherheitsmaßregel; aber von der Barrikade an der Barrière des Sergents her ließen sich Flintenschüsse vernehmen, und ich war genötigt, gegen sie mit einem Bajonettangriff vorzugehen und mich dort festzusetzen. Dieser Angriff wurde geschickt ausgeführt unter dem Feuer der Empörer, die fast alle auf dem Platz blieben.

Am folgenden Tag besetzte ich die Sektion Le Pelletier, die Widerstand leisten wollte. Zwei ihrer Führer wurden festgenommen; ich glaubte mich auch einiger Hauptanstifter der Sektionen versichern zu sollen. Die der Quinze-Vingts, von Popincourt, Montreuil, Thermes (Ternes ?) waren dem Konvent ergeben und vereinigten sich zu seiner Unterstützung; die

anderen kamen nach einander, den Konvent zu beglückwünschen, nachdem sein Sieg entschieden war, und gaben den Republikanern der übrigen Sektionen das Beispiel.

Drei Kriegsräte wurden in Thätigkeit gesetzt, um über die Verschwörer abzuurteilen; ich wählte leidenschaftlose Männer dazu aus. Einer nur ward zum Tod verurteilt.

Geschichtschreiber haben vom 13. Vendémiaire erzählt und sich einander nacherzählt, es habe bei den Aufständischen nicht die Absicht bestanden, das Königtum wieder herzustellen und das Haus der Bourbons zurückzuführen; es sei darin nur der lange gehegte Abscheu gegen die Mißwirtschaft des Konvents zum Ausdruck gekommen, an dem man Rache nehmen wollte. Ich wüßte nicht, wofür man sich an einer Versammlung rächen wollte, die selbst so viele Gefahren bestand, und die soeben Frankreich eine neue Verfassung verlieh, die sich zurückzog, um diese einzuführen, die eine Teilung der Gewalten begründete und für sich, vielmehr nur einen Teil davon, nur so viel Gewalt zurückbehielt, als ihr für eine ruhige Entwicklung unerläßlich schien. Sagt, wenn ihr wollt, die meisten Pariser, die man zur Teilnahme an der Bewegung beredete, seien nicht im Geheimnis gewesen; gaben die Anstifter jemals ihr Geheimnis den Massen preis, die sie in Bewegung setzten? So viel ist sicher und unbestreitbar, die Feinde, im Ausland wie im Innern, setzten große Erwartungen auf den Erfolg des Aufstandes; alle Hoffnungen auf Zerstückelung Frankreichs, auf Rache an den Republikanern wurden von allen Seiten laut. Und abermals waren die Pläne der Koalition auf Vernichtung der Republik gescheitert.

Ich habe mit derselben Ruhe, wie ich sie mir am 13. Vendémiaire bewahrt hatte, über die Ereignisse dieses Tages berichtet. Vielleicht hat sich etwas von der an diesem Tage herrschenden Unordnung in meine Erzählung eingeschlichen; denn wenn auch Schlachten, militärische wie politische, durch geschickte Kombinationen, nach denen vorgegangen wird, gewonnen werden, so kommt es dabei auch auf anderes an, wie ich bereits bei meinem Bericht über den 9. Thermidor angedeutet habe und worin mir alle, die in ähnlicher Lage waren, beistimmen werden, nämlich auf raschen Ueberblick, blitzschnellen Entschluß, unabhängig von jedem Vorbedacht, vom

Augenblick eingegeben, den jeweiligen Umständen entsprechend — was oft zum Sieg verhilft. Es wäre gleich ungerecht, den Sieg ausschließlich glücklichen Zufällen oder augenblicklichen Eingebungen zuschreiben zu wollen, wie reiflich erwogenen Kombinationen. Ich habe gesagt, was ich gethan habe und was die anderen gethan haben; ich habe gewiß zu meinem Anteil am Kampf vom 13. Vendémiaire nichts hinzugefügt, ebenso wenig wie ich es bei dem Bericht über den 9. Thermidor gethan habe.

Gerade aber wie nach dem 9. Thermidor, zu dessen Erfolg ich ebenso wesentlich mitgewirkt und über den ich eben so einfach und ehrlich berichtete, so tauchen auch jetzt wieder Leute auf, die gar nichts dazu thaten, und die jedem seinen Anteil am Erfolg zuweisen und für sich die Ehren in Anspruch nehmen. So fand der 13. Vendémiaire nachträglich seine Geschichtschreiber, die für ihren Helden den Ruhm in Anspruch nahmen, allein den Sieg herbeigeführt zu haben, ganz wie der Gendarm Méda, nach seinem Tod sein eigener Geschichtschreiber, durch seine Unerschrockenheit den 9. Thermidor gemacht haben will; er hat die Truppen gegen die Kommune geführt und ist zuerst dort eingedrungen; er hat Robespierre mit eigener Hand getötet; er führte das Oberkommando an jenem Tage infolge einer Ordre des Wohlfahrtsausschusses, einer Ordre, die nie gegeben wurde.

So beim 13. Vendémiaire, obgleich sehr viele überlebende Zeitgenossen es ebenso gut wissen wie ich selbst, soll sich die Sache ganz anders verhalten haben. Nach dieser Version haben alle Generale und Bürger gar nichts geleistet; das ganze Verdienst hat ein Mann ganz allein. Dieser Mann ist derselbe, der in der Folge noch sehr viele Dinge in der Welt thun wird, der aber noch mehr gethan haben und keinen Ruhm neben dem seinigen gelten lassen will. Ich will hier nicht die Wahrhaftigkeit der Geschichtschreiber des kleinen Hofes von Sankt Helena, den andere, strengere „basse-cour“ nannten, bestreiten, indem ich von ihrem Charakter und ihren bekannten Interessen spreche. Von einem derselben wurde behauptet, es habe bei seiner Reise nach St. Helena weder die Freiwilligkeit noch die Anhänglichkeit eine so große Rolle gespielt, wie er behauptete, indem er nur die Wahl gehabt habe zwischen dem Haus St. Pélagie und der Insel St. Helena. Das war der eine; der andere wurde von

vielen Buchhändlern der Habsucht geziehen, und sein zweideutiges Handwerk zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern bietet keine sonderliche Sicherheit für die Unabhängigkeit und Moral des Geschichtschreibers. Selbst angenommen, diese angeblichen Historiker von St. Helena haben, ohne etwas daran zu ändern, unter dem Diktat ihres Herrn alles niedergeschrieben, was dieser sie schreiben hieß, — wäre es dann etwa sehr vertrauenswürdig? Was Napoleon während seiner Herrschaft wirklich gethan hat, aus eigenem, unbestreitbarem Willen, — kann dies zweifelhaft werden durch Ableugnungen und Erklärungen, die er in seinem Interesse hielt, um seine Wächter zu täuschen und entwischen zu können, oder wenigstens die Strenge der Haft durch seine Oberwächter, Alexander von Rußland und Georg IV., gemildert zu sehen?

Es gibt noch andere Geschichtschreiber, nicht derselben Klasse, aber desselben Ursprungs. Alle bezogen, unabhängig von ihrem Salair, im voraus eine Summe für die fraglichen Darstellungen. Aus dem Testament Napoleons schöpfen sie ihren historischen Beruf. „Ich vermache Herrn ... die Summe von ..." lautet die Zauberformel; es gibt keinen historischen Akt, militärischer oder politischer Natur, der auf die Person Bonapartes Bezug hätte, ohne daß Geld dabei eine Rolle spielte.

Ich habe ohne Rückhalt alles gesagt, was Bonaparte am 13. Vendémiaire persönlich gethan hat: Er begleitete mich während des Vormittags, konnte mich aber nicht immer begleiten, da ich zu Pferd und er zu Fuß war; nur bei den letzten Ordres, die ich durch ihn abschickte, ließ ich ihm aus Furcht, er werde bei aller Eile nicht rechtzeitig eintreffen, ein Pferd geben, damit er schneller vorwärts komme. Die Besiegten des 13. Vendémiaire suchten sich in ihrer Weise mit der spöttischen Bemerkung an den Siegern zu rächen, es sei ein Fiakerpferd gewesen, das der künftige Weltherrscher bestiegen habe. Das ist nicht richtig, wäre auch nicht die schwache Seite des Helden, wenn es hiebei einen gäbe. Es wäre sogar eine der glorreichsten Partien seiner Geschichte: ein großes Debüt mit schwachen Mitteln. Aber in den Erzählungen, die wir von den Werkzeugen Napoleons besitzen, selbst angenommen, sie seien von ihm diktirt, fehlt es nie an Betrug und an der Verstellung, die mit der unschuldigsten Miene die einfachsten Dinge so darstellt, wie es in einen weit ausgedachten

Plan paßt. So erzählt Bonaparte, bei der allgemeinen Entwaffnung der Sektionen habe sich bei seinem Generalstab ein junger Mensch von zehn bis zwölf Jahren vorgestellt, der den Oberbefehlshaber gebeten habe, ihm den Degen seines Vaters, der die Armeen der Republik kommandirt hatte, zurückgeben zu lassen; dieser junge Mensch sei Eugen Beauharnais gewesen, der spätere Vizekönig von Italien; Napoleon sei von dieser Bitte und dem anmutigen Wesen des Knaben gerührt gewesen und habe seinem Verlangen willfahrt; Eugen habe beim Anblick des Degens seines Vaters geweint; der General, davon sehr ergriffen, zeigte ihm so viel Wohlwollen, daß Frau Beauharnais sich verpflichtet fühlte, ihm am Tag nachher dafür zu danken; Napoleon erwiderte den Besuch. „Jeder," sagt er, „kennt die außerordentliche Anmut der Kaiserin Josephine, ihre sanften, anziehenden Manieren. Die Bekanntschaft wurde bald intim und zärtlich; sie verheirateten sich nach kurzer Zeit."

Nun ist die Erzählung in der Hauptsache unwahr: weder der junge Beauharnais noch das Haus seiner Mutter hatten das Mindeste mit der Entwaffnung zu thun. Frau Beauharnais hatte keinerlei Beziehungen zu den Sektionen, sondern gehörte persönlich ganz unserer Partei an, wenn sie überhaupt einer angehörte; sie gehörte zu den Damen von Talliens und meiner Gesellschaft und führte gewiß nicht Krieg mit uns. Ich erinnere mich, daß, während die Entwaffnung der Sektionäre vor sich ging, unsere Unterhaltung während der Mahlzeit zu der Erzählung Bonapartes in Gegensatz stand. In so unruhiger Zeit können leicht Irrtümer bezüglich der Personen vorfallen, und ich sagte deshalb zu Eugen Beauharnais, der mit seiner Mutter bei uns war: „Euer Haus gehört nicht zu denen, die eine Suche nach Waffen zu fürchten haben; übrigens hast Du, Eugen, den Degen Deines Vaters, einen guten, republikanischen Degen." Es ist möglich, daß der Knabe von dieser Erinnerung gerührt ward; ich war es wirklich, und Frau Beauharnais war es weniger als wir alle, denn die Witwe Alexanders schien durchaus nicht untröstlich über den Verlust dieses guten Bürgers. Ich sagte lächelnd zu Bonaparte, den ich anstatt meiner zum Kommandanten im Innern ernennen ließ, solche Irrtümer seien bei einem so scharfsichtigen Kommandanten wie er wohl ausgeschlossen, ich empfehle ihm Mutter und Sohn und stelle deren Haus

unter seinen speziellen Schutz. Man sieht, wie wenig an dieser Geschichte ist, aus der Bonaparte eine rührende Anekdote eigener Erfindung zu machen wußte. Man wird die größten Entwicklungen aus dem begonnenen kleinen Drama bald zu sehen bekommen; bei Bonaparte fällt nichts unter den Tisch, er sammelt alles und zieht Nutzen daraus.

Wenn ich bei der Erzählung oder vielmehr der Wiederherstellung der seltsam entstellten Begebenheiten des 13. Vendémiaire meinem Gedächtnis mit Beweisen zu Hilfe kommen müßte, so würde ich sie in den Versionen von St. Helena finden, in deren Entstellung die Wahrheit sich erkennen läßt. Was ich früher von Bonapartes anfänglichem Zögern, vom Schwanken zwischen Sektionen und Konvent sagte, bestätigt er selbst im „Mémorial de Sainte-Hélène“:

„Am 12. Vendémiaire (3. Oktober), um sechs Uhr abends, begab sich General Menou in Begleitung von Volksvertretern, als Kommissären bei der Armee des Innern, mit einer starken Truppenabteilung in den Sitzungsraum der Sektion Le Pelletier, um dort das Dekret des Konvents zur Ausführung zu bringen. Infanterie, Kavallerie, Artillerie, alles war in der Rue Vivienne aufgehäuft, an deren Ende das Kloster der „Filles-Saint-Thomas“ liegt. Die Sektionäre besetzten die Fenster der Häuser in dieser Straße. Einige ihrer Bataillone nahmen Aufstellung im Hof des Klosters und die Truppen unter General Menou waren in bedrohter Lage.

„Das Sektionskomite erklärte sich in der Ausübung seiner Funktionen als Vertreter des souveränen Volkes und weigerte den Befehlen des Konvents den Gehorsam. Nach unnützen Verhandlungen zogen sich General Menou und die Kommissäre des Konvents nach einer Art von Kapitulation zurück, ohne diese Ansammlung entwaffnet oder aufgelöst zu haben.

„Menou wird als Kommandant der Armee des Innern abgesetzt. Die Sektion, siegreich geblieben, erklärte sich in Permanenz und sandte Deputationen an alle anderen Sektionen, rühmte ihre Erfolge und drängte auf Organisation des Widerstandes. Man bereitete sich für den 13. Vendémiaire vor.

„General Bonaparte, seit einigen Monaten der Direktion der Bewegung der Armeen der Republik attachirt, war in einer Loge im Theater

Feydau, als einer seiner Freunde ihm von der sonderbaren Scene, die sich da abgespielt hat, erzählte. Er ward neugierig, die Details eines solchen Schauspiels zu beobachten; als er die Truppen des Konvents zurückgedrängt sah, eilte er auf die Galerie des Konvents, um die Wirkung der Nachricht zu beurteilen und zu sehen, wie man die Sache dort darstellen und auffassen würde."

So lauten die Worte von Bonaparte selbst, die er einem der Sekretäre in St. Helena diktirt hat! Ich wiederhole sie: „Er war neugierig", sagt er selbst, „die Details eines solchen Schauspiels zu beobachten; als er die Truppen des Konvents zurückgedrängt sah, eilte er auf die Galerie des Konvents, um die Wirkung der Nachricht zu beurteilen und zu sehen, wie man die Sache dort darstellen und auffassen würde." Wie mir scheint, bedürfen die Worte kaum eines Kommentars und können nur als Beweis für das zweideutige Benehmen Bonapartes gelten, das zur Zeit viel besprochen und von mir nur angedeutet wurde.

Folgen wir ihm noch ein wenig in seiner Erzählung von St. Helena. Wenn man dieser Erzählung glaubte, so waren es die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses, die nach ihrem täglichen Verkehr mit ihm wegen seines Scharfblicks und der Energie seines Charakters ihn für den geeignetsten Mann hielten, sie aus ihrer schlimmen Lage zu befreien, und in der Stadt nach ihm suchen ließen. „Napoleon," sagt er wieder von sich selber, „hatte alles gehört und wußte, um was es sich handelte; er überlegte nahezu eine halbe Stunde bei sich, was er zu thun habe . . ." Muß man denn so lange überlegen, eine halbe Stunde, eine Minute, selbst eine Sekunde, wenn es gilt, der Sache zu dienen, von der man so lange verkündigt, man sei ihr erster Verteidiger, der Sache, zu der man geschworen, der man so viel Dank schuldet, die ihn aus dem Nichts hervorgezogen hat? Nach vielen Sophismen, um sein Schwanken zu motiviren, nach weiteren Sophismen, um den Entschluß, mit uns zu gehen, zu rechtfertigen, kommt zuletzt, was er, immer von sich in der dritten Person sprechend wie Cäsar in seinen Kommentaren, sagt: „Napoleon entschied sich und begab sich in den Ausschuß . . ."

Und im weiteren Verlauf, immer nach Bonapartischer Version, habe

er eindringlich im Wohlfahrtsausschuß gesprochen, und dieser habe auf seinen Rat dem Konvent Barras als obersten Feldherrn vorgeschlagen.

Die bloße Angabe der Stunden, in welchen die Ereignisse sich abspielten, die von Bonapartes Ankunft, laut eigener Angabe, könnte zur vollständigen Widerlegung der erlogenen Darstellung dienen; aber da man meine Beobachtungen als die einer interessirten Partei verdächtigen könnte, will ich anderen meine Verteidigung überlassen, die sicherlich kein Verdacht der Parteilichkeit zu meinen Gunsten treffen kann.

Der erste dieser Verteidiger, den ich über meine mehr oder weniger entscheidende Beteiligung am 13. Vendémiaire anrufe, ist Réal (P. F. Réal, kurzweg, später Graf, lebenslänglicher Staatsrat Bonapartes). Ich citire wörtlich aus seinem „Essai sur les journées des 13 et 14 Vendémiaire“, ein Bruchstück, das sich auf unsere Streitfrage bezieht:

„Eine beklagenswerte Reaktion hatte den öffentlichen Geist vernichtet: der Süden war Feuer und Flamme. Lyon, Marseille, Aix, im Blut ihrer gemordeten Bewohner ertränkt, waren die Beute der Emigranten. Diese kehrten frech zurück, im Norden scharenweise; ebenso im Jura. Der Vulkan drohte mit neuem Ausbruch; die „chouans“ verbreiteten sich wie die Pest im Departement Eure und drohten, Paris auszuhungern. Die Priester, die schrecklichen römischen Priester, durch ein vatermörderisches Dekret wieder zu verderblicher Energie erwacht, schwangen die Fackel des Fanatismus, predigten Ungehorsam gegen die Gesetze und Ermordung der Patrioten, schleuderten Zwietracht ins Land, Schrecken in die Gewissen, entzogen unseren Armeen die Soldaten und wollten aus ganz Frankreich eine neue Vendée machen.

„Paris war das Asyl aller Verschwörer, der Herd, der Motor aller Verschwörungen; der unverbesserliche Royalismus, stets geschlagen, immer hoffend, erhob kühn das Haupt. Charette, Comartin, Kardinal Maury, die Regierungen in London und Wien, d'Artois, Condé und bis auf Ludwig XVIII. hatten in Paris offiziell ihre Bankiers, ihre Korrespondenten, ihre Gesandten. Eine Bande von Spaniern, Italienern, Deutschen, Engländern und Schweizern, verschieden in Kleidung, Sprache und Maske, waren die anerkannten Agenten der weitverzweigten Verschwörung, die Frankreich verschlingen sollte.

„Mitglieder der Constituante und der Legislative, Frauen, Emigranten, und besonders widerspenstige Priester, in den verschiedenen Sektionen in Paris herum verteilt, bildeten heimliche Zusammenkünfte, veranstalteten Spielpartien, Soupers, wo man, selbst ohne viel Vorsicht zu gebrauchen, die Erniedrigung, Auflösung und Vernichtung des Konvents, die Proskription und Nieder-

metzelung aller Patrioten vorbereitete; die Rückkehr von drei oder vier Königen, die mit Hilfe von drei oder vier Mächten während hundert Jahren vielleicht Frankreich mit dem Blut seiner unglücklichen Bewohner überschwemmen sollten ... (S. 3 und 4.)

„Die Verschwörung sollte in den ersten Tagen des Vendémiaire losbrechen ... (S. 7.)

„Die Versendung der Verfassungsurkunde, die Berufung der Urversammlungen entschieden für die Eröffnung des Feldzugs.

„Die Bildung des Lagers bei Paris war der erste Vorwand zum Bruch; und das Zweidrittelsdekret war der zu den ersten Feindseligkeiten ... (S. 8.)

„In Paris gab die Sektion Le Pelletier das Signal, in den Annalen der Revolution bekannter unter dem Namen der Sektion der „Filles-Saint-Thomas"; Frankreich war voll von den Thaten der glänzenden Grenadiere dieser Sektion. Immer zu Füßen des Thrones, wollten sie 1792 die stolzen Marseiller angreifen, die ihm den Untergang geschworen hatten; sie wurden geschlagen... Man fand sie wieder im Schloß zur Verteidigung des Tyrannen, als am 10. August die Kanone der Freiheit die Monarchie stürzte; sie wurden abermals geschlagen, und seitdem wurde nicht mehr von den schönen Grenadieren der „Filles-Saint-Thomas" gesprochen.

„Dieselben Männer, so royalistisch unter Ludwig XVI., wagten am 20. Fructidor sich als die fanatischsten Verkündiger und Verteidiger der Volkssouveränität anzukündigen. Marat hat nie mit solcher Wut, Robespierre nie mit solcher Frechheit von dieser Souveränität gesprochen.

„In den Vordergrund stellten sie den famosen ‚acte de garantie', in welchen sie die Maxime hineinschmuggelten, die an sich wahr, auf den vorliegenden Fall angewandt falsch und arglistig ist: Daß die Vollmacht einer jeden konstituirenden Körperschaft in Gegenwart des versammelten Volkes erlischt; sie sprachen da von Mitteln der öffentlichen Wohlfahrt. (S. 10 und 11.)

„In allen Sektionen wurden mehr oder weniger extravagante Garantieakte verlangt. Es war das Fieber, das Delirium der Souveränität. (S. 11.)

„Indessen war die Verfassung überall angenommen; und trotz der Bemühungen der Agitatoren und des Kostenaufwands der reichen Souveräne der Sektion Le Pelletier sprach sich eine imposante Mehrheit zu Gunsten der Dekrete vom 5. und 13. Fructidor aus. Dieser große Prozeß sollte mit einer arithmetischen Operation schließen ... (S. 16.)

„Am 10. Vendémiaire ließ Baudin (von den Ardennen) im Namen der Elferkommission verkündigen, die auf den 15. Brumaire festgesetzte Eröffnung der Sitzungen des gesetzgebenden Körpers werde bestimmt am 5. desselben Monats erfolgen.

„Dieses Dekret war eine klare, scharfe Antwort auf die oft wiederholte Verleumdung, der Konvent wolle die revolutionäre Regierung verewigen und die Herrschaft der Gesetze verzögern. Dieses Dekret raubte den Faktiösen zehn Tage; und in so stürmischer Zeit können zehn Tage, den Verschwörern verloren, den Staat retten. (S. 20 und 21.)

„Am 10. Vendémiaire usurpirte die Sektion Le Pelletier alle Gewalten, machte sich selbst zur Constituante und erließ folgendes Dekret: (S. 21.)

„In Erwägung, daß es Zeit ist, daß das Volk an seine Wohlfahrt denke, da es von denen, die mit seinen Interessen betraut sind, betrogen, verraten, erwürgt wird,

„beschließen wir:

„Artikel 1. — Morgen den 11., 10 Uhr vormittags, haben sich ohne Verzug die Wähler aller Urversammlungen von Paris im Saale des Théâtre Français zu versammeln ... (S. 25.)

„Artikel 6. — Die Urversammlungen von Paris schwören, daß, indem sie hierin das einzige Mittel zur Rettung des Vaterlandes erblicken und die republikanische Verfassung sofort in Kraft setzen, sie ihre Sitzungen morgen nicht eher verlassen werden, als bis der Wahlkörper definitiv installirt sein wird ..." (S. 26.)

„Viele Mitglieder, in voller Kenntnis der Gefahr für den Konvent, bezeichneten freimütig, ohne Umschweife, als einziges Rettungsmittel ein formelles Gesetz, daß die Ausschüsse für jede Nachlässigkeit oder Unterlassung von Maßregeln, zum Schaden der Republik, verantwortlich gemacht werden. Barras, der diesen Antrag stellte, machte aus der Stärke der Verschworenen und der Schwäche der Regierung kein Geheimnis; er erreichte nur die Permanenz der Versammlung ... (S. 28.)

„Während der Konvent gegen die Verschworenen beriet, handelten die Verschworenen gegen den Konvent ... (S. 29.)

„An der Spitze dieser Republikaner, die man das heilige Bataillon der Patrioten von '89 nannte, und in ihren Reihen bemerkte man jene Veteranen der Revolution, welche die sechs Feldzüge derselben mitgemacht, sich unter den Mauern der Bastille geschlagen, die Tyrannei gestürzt hatten und sich heute bewaffneten, um dasselbe Schloß zu verteidigen, das sie am 10. August zerstörten. Man sieht an ihrer Spitze oder in ihren Reihen ältere hohe Offiziere, mit Wunden und Lorbeeren bedeckt, Helden von Jemmapes und Fleurus, proskribirt, weil ihre glänzenden Thaten an unbekannten Namen hafteten, abgesetzt, weil sie die Preußen ohne Methode geschlagen und die Oesterreicher besiegt hatten, ohne etwas von Mathematik und Orthographie zu verstehen.

„Der Augenblick, in dem auf der Terrasse der ‚Feuillants‘ oder im Hof der Reitschule diese entwaffneten Arme Gewehre bekamen, wird nie aus

meinem Gedächtnis schwinden. Sie schienen wieder in ihr Vaterland heimzukehren und von ihren Rechten wieder Besitz zu ergreifen. Ich sehe immer einen ehrwürdigen Greis vor mir, wie er das Gewehr ergreift, das man ihm reicht, es an die Lippen führt, an sein Herz drückt und, die thränenfeuchten Augen gen Himmel gerichtet, ausruft: ‚Ich bin doch noch frei!‘

„Hier fand ich die kostbaren Reste der alten Lütticher und belgischen Bataillone unter ihrem alten General Fyon wieder; sie haben uns einst das Signal zum Aufstand gegeben; jetzt kamen sie, mit uns für die Freiheit, ihre alte ewige Gottheit, zu sterben . . . (S. 32 und 33.)

„Bald kamen einige Freiwillige dieses heiligen, von den Rebellen so feige verleumdeten Bataillons zum Vorschein. Sie schwören, Personen und Eigentum zu respektiren. ‚Fern sei von uns,‘ sagen diese alten Soldaten der Revolution, jeder Gedanke an Privatrache; wenn einer unter uns wäre, der den Grundsätzen der Duldsamkeit und der Menschlichkeit untreu würde, zu denen wir uns bekennen, so verpflichten wir uns feierlich, ihn mit Abscheu aus den Reihen der 89er zu stoßen. (S. 36 und 37.)

„Der Nationalkonvent dekretirt, daß der Brigadegeneral Barras, Vertreter, zum Kommandanten der bewaffneten Macht in Paris und im Innern ernannt sei. (S. 43.)

„Dieser Dekretentwurf, der unter lautem Beifall angenommen wurde, beruhigte und flößte Vertrauen ein. Der General des 9. Thermidor, der Besieger des rebellischen Toulon, bekannt durch seine Thätigkeit, durch seine Talente, durch seine Kaltblütigkeit in der Mitte von Gefahren, durch eine Seele voll reinen Feuers, durch seine grenzenlose Hingebung an die Sache der Freiheit, gab den beunruhigten Patrioten die Seelenruhe und Festigkeit wieder, deren sie so dringend bedurften, und sicherte den Triumph der republikanischen Kolonnen.

„Barras konnte sich die Gefahren nicht verhehlen, die den Konvent umgaben, noch die ungeheure Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete.

„Alles war in schrecklicher Unordnung. Das grobe Geschütz war noch im Lager der Ebene der Sablons, nur von 150 Mann bewacht und mit Ausnahme einiger Bataillonsgeschütze und der 4er Kanonen in den Tuilerien waren alle ohne Kanoniere in dem Hofe der Feuillants. (S. 44.)

„In der Frühe begab sich der Vertreter Fréron nach dem Vorort Saint Antoine und machte dort diese alten Freunde der Republik, die unversöhnlichen Gegner des Königtums, mit den Gefahren bekannt, die dem belagerten Konvent drohten; er ließ die Männer vom 14. Juli und 10. August die Stimme des alten Volksredners hören; und diese Männer aus der Vorstadt, manche neuerliche Unbill vergessend, regten noch einmal die den Königsfreunden stets Verderben bringenden Arme. Ein Bataillon bildete sich sogleich, zog stolz

durch einen Teil der insurgirten Stadt und stellte sich zum Schutze des Konvents auf. (S. 47.)

„Die Verteidigungslinie erstreckte sich vom Pont Neuf über das rechte Seineufer bis zu den Champs Elysées und dehnte sich über die Boulevards aus; aber die Rebellen beherrschten die ganze Straße Saint Honoré, den Vendômeplatz, Saint Roch und den Palais-Royalplatz; ihre Bataillone sperrten alle Zugänge . . . und dieser Nationalkonvent von Frankreich, der die Throne erschüttert und Europa zittern macht, dessen zahllose Armeen Deutschland überziehen und den erschreckten Adler bis Wien zu verfolgen drohen; dieser Konvent, der zwei Tage vorher große Landstrecken, die seine Heere der österreichischen Herrschaft entrissen hatten, Frankreich einverleibte, sah sich von einem Haufen von Schlingeln, Faktiösen und dummen Jungen eingeschlossen; und seine Herrschaft war auf den engen Raum von einigen tausend Quadratklaftern beschränkt! (S. 48.)

„Das Bataillon der Quinze-Vingts marschirt an dem von Montreuil vorüber; das von Popincourt war noch nicht gekommen; Montreuil wollte marschiren, aber der kommandirende Offizier verlangte die Ordre von Barras.*) (S. 49.)

„Man muß es indessen sagen: Die meisten Mitglieder der Regierung zeigten sich in diesem schrecklichen Moment schwach und kleinmütig. Beim Herannahen der Gefahr beherrschte Furcht die Beratungen; und dieselben Männer, die am Tag vorher, sogar noch am Morgen desselben Tages guten Mutes waren, zeigten sich jetzt niedergeschlagen, entmutigt und hatten nur Sinn für Adressen und Proklamationen. (S. 55.)

„Hatten die Aufständischen auch nur eine einzige ihrer unverschämten Forderungen aufgegeben? Hatten die Adressen, die Unterhandlungen, die unwürdigen Transaktionen, die mit Kot beschmutzten Proklamationen nicht die entgegengesetzte Wirkung von denjenigen, die sich ihre politischen, eigensinnigen Verfasser davon versprachen? Nein, nicht in den Büchern studirt man das Spiel einer ungeheuren, gewaltigen Revolution wie der unseren mit allen ihren Folgen. Auch nicht im Budoir einer intriganten Fremden, wo man den Prozeß vom 10. August vertagte und ein alter Genosse unserer Prinzen erfahren konnte, was in der schrecklichsten Krise dieser schrecklichen Revolution zu thun sei; auch nicht in der Mitte von Priestern lernt ein tüchtiger Mann sich zu einer großen Auffassung großer Ereignisse erheben. (S. 56.)

„In demselben Augenblick beantragt Bailleul bei den Ausschüssen, alle Patrioten von '89, zum Schutze des Konvents versammelt, sofort entwaffnen

---

*) „Dieses Bataillon ist vor dem Kampf eingetroffen."

zu lassen, wenn ihr Verhalten im Lauf der Revolution zu Tadel Anlaß gegeben haben sollte! (S. 57.)

„Ich fürchte nicht, es zu sagen: Diese Tagesordnung war das Heil des Vaterlandes. Wenn Gamons Adresse durchgegangen wäre, hätten zwanzigtausend Patrioten in Paris ihr Leben verloren, hunderttausend in den Departements, und der Konvent, erniedrigt, gefangen, verstümmelt zuerst durch die Henker an der Spitze der Sektionen, dann einzeln ermordet, hätte vor dem 5. Brumaire in diesem Saale, der sein Grab geworden wäre, einer ganz neuen gesetzgebenden Versammlung Platz gemacht. Die Totenwagen Robespierres oder mindestens die strenge Thätigkeit des Tribunals vom 1. Prairial hätten die Freiheit im Blute ertränkt, und heute würde der siegreiche Royalismus die Trümmer des Thrones Ludwigs XVI. auf den Leichen aller derer wieder aufrichten, die die Revolution liebten. (S. 60.)

„Du, der sechs Jahre lang das Schiff der Revolution durch fürchterliche Stürme geführt, du, mit dessen Hilfe wir Europa besiegten mit einer Regierung ohne Regierende und mit Armeen ohne Löhnung, du, Genius der Freiheit, du wachtest auch über uns in diesem schrecklichen Augenblick und während die Regierung beriet! . . .

„Um halb fünf Uhr machte heftiges, anhaltendes Gewehrfeuer aller Beratung ein Ende.

„Der Oberbefehlshaber Barras, begleitet von Cavaignac und anderen Tapferen, stürzt sich auf den Posten der Reitschule, wo es zum Kampfe gekommen war; die Rebellen hatten plötzlich mit sieben Schüssen aus den Fenstern von Vénua den Kampf eröffnet. (S. 63.)

„Den Schüssen aus den Fenstern folgte unmittelbar der Angriff seitens der Sektionäre auf der ganzen Linie; sie waren in der Rue de l'Echelle in überlegener Zahl, zogen sich dem kleinen Caroussel entlang, dem Hause gegenüber, in welchem die Polizeiabteilung des Sicherheitsausschusses sich befand. (S. 68.)

„Die Republikaner erwidern mit einem furchtbaren Feuer; Generaladjutant Blondeau, der Kommandant, schreit wütend: ‚Elende! Ihr wißt nicht, daß ihr es mit Jacques Blondeau, von der Cote d'Or, zu thun habt. Kanoniere, zum Geschütz!' Das Geschütz spielt; einer der Spitzbuben hatte die Hand daran gelegt und wurde in Stücke zerrissen; die Straße war im Augenblick gesäubert. (S. 70.)

„Wir sagten: Barras war nach den ersten Schüssen zur Rue du Dauphin geeilt. Nachdem er dort die nötigen Befehle gegeben hatte, besuchte er der Reihe nach alle angegriffenen Posten; man traf ihn stets mitten im Feuer. Er kommt zum Posten von Longueville. Zwei Kanonen bestrichen die Rue Saint Nicaise. Um zwei Uhr nachmittags kamen zwei Kolonnen, etwa achthundert Mann stark, die den Posten nehmen wollten, um zum Carousssel vorzubringen;

aber die Kanonen trieben sie zurück. Indessen blieb der Posten der Tuilerien-Sektion bei der Wache oben am Ende der Straße zurück.

„Um nahezu ein Viertel vor fünf Uhr hörte man die Kanone von der Rue du Dauphin; der Feind wollte die Republikaner angreifen, er hatte sich bei dem unteren Teil der Rue Nicaise aufgestellt. Barras ließ die Rebellen sogleich zum Rückzug auffordern und stellte sich an die Spitze seiner Truppen in der Straße. Drei Rebellen treten aus den Reihen und kommen auf ihn zu; einer derselben bedroht ihn mit der Waffe. Barras konnte ihn töten, lenkt jedoch nur die Spitze des Säbels von sich ab; ein Republikaner hat aber die Bewegung des „chouan“ bemerkt und schlägt ihn mit einem Säbelhieb nieder; er war nur leicht verwundet; er streckt die Waffen. Barras läuft auf ihn zu und ruft: ‚Achten wir den besiegten Feind!‘ faßt ihn am Kleid, zieht ihn weg und rettet ihn mit den Worten: ‚Fort von hier, Unglücklicher!‘ Barras' Aufforderung zum Rückzug wurde mit einem heftigen Musketenfeuer erwidert. Kanonenkugeln brachten Unordnung in ihre Reihen; zu gleicher Zeit erfolgte ein Bajonettangriff der Republikaner in der Rue Nicaise, und der Feind flüchtete, so schnell er konnte, unter die Arkaden des Theaters der Republik. (S. 71 und 72.)

„Hier ging alles gut. Der unermüdliche Barras wollte den Rebellen nicht Zeit lassen, Atem zu schöpfen.

„Die hereinbrechende Nacht erlaubte keinen Kampf auf vielen Seiten zugleich, anderseits paßte es auch nicht, sich nur auf die Defensive zu beschränken. Man beschäftigte sich damit, den Feind aus verschiedenen Posten, die er noch seitwärts von den Tuilerien besetzt hielt, zu verdrängen. (S. 75 und 76.)

„Unter den Rufen: ‚Es lebe die Republik!‘, unter Musketenfeuer und Kanonendonner hört man auf dem Carousselplatz die Freiheitshymne erschallen; der furchtbare Refrain: „Aux armes, citoyens!“, von allen Bataillonen im Chor mitgesungen, der Siegesjubel, das Säbelklirren und Kriegsgetöse, alles das bringt eine Begeisterung, einen Schlachtendurst, eine Todesverachtung über die Leute, mit denen man Wunder vollbringt. Ah! da konnte man wieder sehen, warum die durch so viele Triumphe geheiligte Hymne den Sklaven der Könige so verhaßt ist! . . .

„Ein Grenadier mit dem Gewehr in der einen Hand und einer Fahne in der andern tritt in den Saal; er ist von einem entwaffneten Bürger und zwei höheren Offizieren begleitet. Die Fahne war den Verrätern entrissen worden, die auf dem Carousselplatz Republikaner ermordet hatten.

„Das Feuer nimmt allmälich ab; man hört nur in der Ferne Flinten- und in langen Zwischenräumen Kanonenschüsse.

„Merlin verkündigt, daß die Republikaner die Aufständischen geschlagen haben. (S. 79.)

„Um zehn Uhr kommt Barras und erstattet summarischen Bericht über den Erfolg der Angriffe an verschiedenen Punkten. Die Republikaner blieben überall im Vorteil. Barras sagt dem Konvent, er könne ruhig sein: ‚Der Sieg ist unser, und die Aufrührer werden bald auf den entferntesten Posten, die sie noch halten, ebenso überwältigt sein, wie sie es in den nächstgelegenen sind.‘ (S. 86.)

„Um halb elf Uhr kommt Barras zur Mündung der Rue Vivienne. Frauen in Menge füllen die Straße und verstellen das Quartier der Sektion; sie weigern sich, der Aufforderung, die Straße zu räumen, Folge zu leisten; beim Kommando: ‚Kanoniere zu euren Geschützen‘, beim Anblick der Lunte, die man vor ihren Augen funkeln läßt, ziehen sie sich zurück, und eine kleine Kanone nebst Bewaffneten wird sichtbar. (S. 88.)

„Von allen bekannten Führern des Aufstandes wurde nur Lafond, früher Garde du Corps, verhaftet.

„Am folgenden Tag wurden fünfzehn rebellische Sektionen sowie die Grenadiere und Jäger der anderen Sektionen entwaffnet.

„So endete dieser so lange vorbereitete Aufstand, auf den der unverbesserliche Royalismus so große Hoffnungen gesetzt hatte! So wurde diese Verschwörung hintertrieben, die verwegenste in ihren Zielen, die bestkombinirte in ihren Mitteln, die ausgedehnteste in ihrem Plan von allen, die die junge Freiheit noch bedroht haben.

„Ich habe alle Krisen der Revolution ganz in der Nähe gesehen, ich habe alle ihre Bewegungen studirt; etwas Wesentliches unterscheidet diese von allen vorhergehenden: sie war nicht populär.

„Die Windbeutel, die den Aufstand leiteten, sprachen im Namen der Volkssouveränität. Umsonst! In ihrem Mund war das Wort eine Grimasse; ihre Reputation war gemacht; sie paßten nicht zum Volk; das Volk verstand sie nicht; und bei allem Elend, das es bedrückte, hörte es nicht auf ihren Ruf. Sie wurden geschlagen aus Mangel an Popularität und an Mut; sie wurden geschlagen, weil sie das Königtum wollten.

„Man muß es aussprechen: Der Konvent verstand nicht, Nutzen aus dem Siege zu ziehen. Als armselige Politiker und Revolutionäre wichen sie vor der schönen und großen Aufgabe zurück, das Werk der Verschwörung zu zerstören; sie hatten Furcht; sie stellten wieder in Frage, was die Kanone vom 13. entschieden hatte; die einfache Ausführung des Dekrets vom 5. Fructidor hätte allen Kabalen ein Ende gemacht. Dieses Dekret wurde nicht ausgeführt, und die Kabalen dauern fort; die Verschwörer wurden besiegt, und die ganze Verschwörung dauert fort!

„Ich wünschte unrecht zu haben; aber eine dunkle Ahnung kann ich nicht los werden; die fatale Vergangenheit läßt zuweilen in der Zukunft lesen, und das betrübt mich tödlich! . . .

„Nein, dieser scheinbaren, dieser plötzlichen Ruhe, auf die einige Politiker heuchlerisch hinweisen, traue ich nicht; diese Ruhe beunruhigt, schreckt mich... Sollte es die Stille vor dem Sturm, einem nahen, furchtbaren Sturm sein? O Konvent, Du konntest jetzt den Gärungsstoff des traurigen Bürgerkriegs gänzlich wegräumen; Männer, Opfer ihrer Gutmütigkeit oder ihres Dünkels oder einer Dummheit, die schlimmer als ein Verbrechen ist, haben deine Mittel paralysirt, sind dir in den Arm gefallen . . . Sie sind wohl schuldig, ohne Zweifel, diese schlimmen Männer, die dich Böses thun ließen; aber sind die einfältigen Furchtsamen unschuldig, die dich verhinderten, Gutes zu thun?

„Heute hängt das Wohl des Vaterlandes von der Bildung der Exekutivgewalt ab. Das ist der Stern des Heils, auf ihn sind aller Blicke gerichtet in der Nacht, die das Schicksal der Republik verhüllt. Indem ihr sie bildet, Gesetzgeber, sagt ihr uns, ob ihr Frieden oder Krieg wollt, des Volkes Glück oder Elend, Republik oder Königtum.

„Europa blickt auf uns, neugierig und unruhig. Wenn farb- und charakterlose Männer, Freunde der Adeligen, Freunde der Priester, Gönner der Emigranten, Emigranten selber zu diesem hohen Amt befördert werden, so bricht der Krieg vom Ausland her mit neuer Wut los.

„Der Bürgerkrieg wird seine Fackel schwingen, der Vulkan Vendée wird wieder glühende Lava werfen.

„Wenn eure Stimmen Männer von glühendem Patriotismus wählen, Feinde jeder Tyrannei, die Capet und Robespierre getötet haben, ausgesprochene Feinde der schlechten Priester und Emigranten, Männer, die die Revolution arm gefunden und arm gelassen hat, Männer, deren Seele weiter, deren Mut größer wird in der Stunde der Gefahr, Männer, die zum Volk gehören, ohne populär zu sein, Männer, die feurig sind, keine Brandstifter, Männer, deren Thaten sie zwischen den Erfolg und das Schafott stellen, — dann senkt Europa die Waffen, der Vulkan Vendée erlischt, die Verschwörer fliehen; dann wird man an die Revolution und an die Republik glauben, und dieser feste Glaube beschließt die Revolution und begründet die Republik."

Vorstehendes Bruchstück ist, wie gesagt, wörtlich dem „Essai sur les journées des 13 et 14 Vendémiaire" entnommen. Das Citat dient weniger zu meiner persönlichen Verteidigung als zur Steuer der Wahrheit zum Nutzen aller und im Interesse der künftigen Geschichtschreibung.

Möchten die kaiserlichen Bonapartisten nun die Erzählung des Grafen Réal vom 13. Vendémiaire auf Rechnung seiner Jugendsünden setzen und behaupten, daß der Herr Graf, über die Grundsätze der Revolution eines Bessern belehrt, nach einigen dreißig Jahren des Nachdenkens die Thatsachen berichtigen kann?

Vor allem war die damalige Jugend Réals die eines Mannes von vierzig Jahren, also eines Mannes von reifem Alter, dem Alter, das für das Direktorium und für den Rat der Alten verlangt wurde, mit dem man auch nach der Charte von 1814 Deputirter werden kann . . .

Aber lassen wir die authentische Autorität des historischen Zeugnisses von Réal als bestreitbar beiseite; ich werde eine andere Autorität vorführen, gegen die man kaum einen Einwand erheben wird; es ist die des Barons Fain, der früher beim Wohlfahrtsausschuß, dann beim Direktorium, schließlich bei Bonaparte vom Anfang seiner Macht bis zu seinem Fall Sekretär war. Bonapartes ständiger Sekretär, Baron Fain, schreibt in seinem Manuskript vom Jahre III:

„Die Zeit drängt, ein neuer General ist nötig, noch in dieser Nacht; die Sache ist für die Männer des Konvents so persönlich geworden, daß sie das Kommando keinem Fremden mehr überlassen wollten; man will einen Vertreter damit betrauen; und alle Blicke richten sich auf den General des 9. Thermidor; so wurde denn dem Vertreter Barras das Oberkommando verliehen. (S. 350.)

„Der neue General hat nur die Nacht, um seine Verteidigungsmaßregeln zu treffen; alle Offiziere, die zur Zeit ohne Beschäftigung in Paris waren, drängen sich an ihn heran, um seine Befehle zu empfangen. Er bestimmt sie für verschiedene Posten außerhalb der Stadt; aber er braucht einen Beistand, auf den er sich in Bezug auf die Einzelheiten des Dienstes verlassen kann, einen Mann mit sicherem Ueberblick; er erinnert sich des jungen Generals Bonaparte, den er im topographischen Kabinet zur Hand hat; er beruft ihn und macht ihn zu seinem Lieutenant. Diese Berufung vollzieht sich innerhalb des Ausschusses; nach außen kennt man nur Barras; alle Befehle werden in seinem Namen gegeben.*)

„Der Konvent selbst, der erst um fünf Uhr morgens aus einander gegangen war, trat um zwölf Uhr mittags wieder zusammen. Barras läßt sich

*) Die Einzelheiten in den Memoiren von St. Helena über diese Epoche des Anfangs von Bonapartes Berühmtheit sind, wie schon bemerkt, unrichtig. Thibaudeau sagt darüber in seinem Leben Napoleons (I S. 113): „Es ist nicht erstaunlich, daß nach fünfundzwanzig Jahren und in den Umständen, unter welchen Napoleon diktirte, ihn das Gedächtnis im Stich gelassen hat.“ Wir sind noch in der Zeit, als die Generale in der Tasche der Vertreter steckten. Die Superiorität des Generals Bonaparte hat nicht nötig, vordatirt zu werden; es könnte dies nur auf Kosten früherer Superioritäten geschehen, und dies wäre nicht nur unrichtig, sondern auch ungerecht. Wir verzeichnen hier die Grade der steigenden Größe nach unseren eigenen Erinnerungen. (S. 351 und 352.)

einen Augenblick dort sehen, um seine Kollegen zu beruhigen. ‚Bleibt auf eurem Posten,‘ sagte er ihnen, ‚ich gehe auf den meinigen‘.

„Die Gefahr ist im höchsten Grade drohend geworden. Die Vorposten von Carteaux auf dem Pont Neuf sind nach dem Louvre hin zurückgewichen vor den Sektionären am rechten Ufer, die über den Pont Neuf hinüber die Verbindung mit den Sektionären am linken Ufer herstellen. Eines dieser Bataillone drängte Carteaux ab und setzte sich im Garten de l'Infante fest. Andere Sektionen nahmen auf den Stufen der Kirche Saint Roch Stellung, wieder andere versuchen durch den Garten des Hotel de Noailles zum Hof der Reitschule vorzudringen. Die stärkste Masse von sektionären Bajonetten ist unter den Galerien des Theaters der Republik gruppirt, bereit, sich aus der Rue Richelieu auf das Carousssel zu stürzen. Eine Menge unserer Kämpfer und Neugieriger füllt die anstoßenden Straßen und nötigt die Generale des Konvents, die Verteidigungslinie um die Tuilerien enger zu schließen. Infolge dieser rückgängigen Bewegung können die 25—30000 Mann der Sektionen bis zu den äußersten Straßenecken vordringen, die zwischen Carousssel und Stadt die äußerste Grenze bilden; Freunde und Feinde sind sich auf fünfzehn Schritte nahe. Barras begibt sich nochmals zu den Vorposten, läßt die Sektionen auffordern, sich zurückzuziehen, aber die Aufforderung wird mit Zischen aufgenommen. Es ist von Wichtigkeit, daß die Truppen sich nicht durch die sie umdrängende Bevölkerung erschüttern lassen. Barras befiehlt ihnen, sich nicht zu rühren; er hält eine Ansprache an die Offiziere und Soldaten.

„Diese Vorsichtsmaßregeln sind nicht ohne Nutzen dem System des Parlamentirens gegenüber, das der Feind anwenden zu wollen scheint. (S. 357 u. 358.)

„Um halb fünf Uhr hört man rufen: ‚Zu den Waffen!‘ Der Kampf ist in allen Richtungen aufgenommen; die Kanonen donnern zugleich in der Straße St. Honoré, auf dem Quai du Louvre und auf dem Pont Royal. (S. 361.)

„Da erhebt sich eine feste Stimme: ‚Die Ansprüche der Sektionen sind unbegründet, aber wir wären in jedem Falle thöricht, wenn wir zugeben wollten, daß die Begründung einer großen Republik wie eine Rechtssache behandelt werde! Keine Rücksichten mehr; man muß die Aufrührer mit Gewalt niederwerfen; siegen oder sterben!‘*) (S. 362.)

---

*) Die ersten Flintenschüsse kamen nicht aus dem Hotel Noailles, nicht, wie man sagte, aus dem Hotel, in dem Vénua eine Restauration hatte, sondern aus einem Nachbarhause ... Diese Schüsse hatten den Zweck, der Unschlüssigkeit der Ausschüsse ein Ende zu machen und Ausgleiche zu verhindern, die den Sieg der Sektionen offenbar zur Folge gehabt hätten. Es war in der That das Signal zum Kampfe. Bonaparte ließ sogar glauben, er hätte die Schüsse abgeben lassen. (Thibaudeau, Leben Napoleons, S. 121 und 122.)

„Während des Kampfes sah man Barras mit den Kollegen seiner Begleitung und seinem Stab überall, wo ihre Gegenwart am nötigsten schien. Man sah sie in der Sackgasse Dauphin, in der Straße Saint Nicaise, bei den Batterien am Pont Royal. (S. 365.)

„Um neun Uhr steigt Barras vom Pferd und besucht den Konvent. ‚Ich habe Gewalt gegen Gewalt gebraucht,‘ sagte er zu seinen Kollegen; ‚man mußte wohl die bekämpfen, die es sich in den Kopf setzten, sich auf euren Sitzen niederzulassen. Jetzt gilt es nur, die Reste des Aufstandes zu beseitigen. Die Angreifer von Saint Roch haben sich in der Kirche geborgen; die von der Rue de l'Echelle und der Rue Saint Nicaise haben sich unter die Galerie des Théâtre de la République und des Palais Royal zurückgezogen; sie sind noch zu nahe. Hier sind die Dispositionen, die den Tag beschließen sollen. Duvigneau und Montchoisy, die am Platz Ludwig XV. nicht mehr nötig sind, marschiren mit zwei Kanonen durch die große Rue Royale, sie gehen über den Boulevard de la Madeleine um den Vendômeplatz; zur selben Zeit rückt Berruyer von der Passage des Feuillants zum Vendômeplatz. Brune kommt vom Défilé der Rue Saint Nicaise, schickt Haubitzen vor und säubert vollends die Rue de Richelieu; und Carteaux, der nichts mehr beim Louvre zu thun hat, geht über den Palais Royalplatz und macht die Straße Saint Honoré bis zum Oratoire frei. Der Erfolg ist unbestritten, so daß man nur mit Pulver schießt.‘ (S. 366.)

„In der Sitzung vom 18., fünf Tage nach dem Ereignis, wird der Name des Generals, der als Second unter Barras kommandirte, endlich genannt...

„Barras lenkt die Aufmerksamkeit seiner Kollegen in aller Form auf die Dienste seines Lieutenants und bewirkt das Dekret, das ihn im Amte des zweiten Kommandanten der Armee des Innern bestätigt.

„Von der Tribüne gelangt der Name des Brigadegenerals Bonaparte in die Zeitungen und tritt von diesem Augenblick an aus dem Dunkel, das ihn bisher umgeben hatte.

„Am 24. Vendémiaire, 16. Oktober 1795, ward Bonaparte zum Divisionsgeneral befördert; endlich, zehn Tage später (4. Brumaire, 26. Oktober) ward er definitiv zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern ernannt. (S. 372 und 373.)

„Die Bewegung des Vendémiaire hat den General Bonaparte und sein Glück lancirt!“ (S. 383.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Ordnung ist wieder hergestellt. — Ich gebe meine Demission. — Welchen Anteil Bonaparte am 13. Vendémiaire hatte. — Sein schneller Ueberblick. — Wirkung meiner Demission. — Carnot. — General Beaufort. — Ich schlage Bonaparte zum Oberbefehlshaber der Armee des Innern vor. — Man sagt, „er sei mein Mann". — Der Konvent zögert. — Ich bürge für Bonaparte. — Seine Erkenntlichkeit. — Ich lasse ihn kleiden. — Lefèbvre und der kleine Korse. — Ich lasse ihm Waffen geben. — Wie er wählt. — Von den Personen meiner Gesellschaft empfangen. — Fräulein Montansier. — Die Frauen Tallien, Château-Renaud, de Staël. — Was er bei Frau Tallien versuchte. — Wie sich der Kaiser gegen die Damen benimmt, die Bonaparte empfangen hatten. — Wie er seine Schritte berechnet. — Er will an Carnot empfohlen werden. — Man bietet mir eine Entschädigung an. — Ich trete sie an Bonaparte und Duvignau ab. — Der Löwenanteil. — Geschichte der Familie Bonaparte. — Ihr Elend. — Antibes. — Marseille. — Saint Zacharie. — De Châteauneuf. — Der Platzkommandant. — Marquis de Cycère. — Schlechte Aufführung der Bonapartes. — In Marseille. — Ich suche ihr Elend zu erleichtern. — Möbel der Republik. — Lucien arg kompromittirt. — Der Wirt Boyer. — Seine tugendhafte Tochter. — Ob Lucien sie heiraten mußte. — Aufschwung der Familie Bonaparte. — Josef. — Fesch. — Lucien Brutus. — Fesch, Inspektor der Lieferungen. — Die Familie X... — Nächtliche Besuche. — Fräulein Julie. — Ihre Heirat mit Josef. — Fräulein Désirée. — Wird sie Kaiserin oder Königin? — Napoleon gewinnt sie. — Die Familie weist ihn zurück. — Sie heiratet Bernadotte. — Undankbarkeit der Bonapartes. — Ihr Benehmen gegen de Châteauneuf. — Unglückliches Ende von Fräulein Boyer.

Als nach dem 13. Vendémiaire die Ordnung wieder hergestellt und Paris wieder ruhig war, bot ich dem Wohlfahrtsausschuß und dem Konvent aufs neue meinen Rücktritt von der außerordentlichen Machtstellung an, mit der ich bekleidet war, und bat um einen Ersatzmann.

Ich habe der Wahrheit nach berichtet, welcher Anteil Bonaparte bei der Belagerung von Toulon zukommt. Da er nach seinem späteren Er-

scheinen auf der Bühne sich bemühte, in allem den Hauptanteil und den entscheidenden Einfluß für sich in Anspruch zu nehmen, so will ich noch einmal präzisiren, was ihm persönlich gebührt.

Bonaparte leistete am 13. Vendémiaire keine anderen Dienste als die meines Adjutanten. Ich war zu Pferde, er war zu Fuß und konnte daher nicht allen meinen Bewegungen folgen. Die einzige Mission, die er von mir erhielt, war die, nach dem Pont Royal zu gehen und mir zu berichten, was dort vorgehe. Er erteilte keinen Befehl und hatte keinen zu erteilen, zeigte sich an keinem Angriffspunkt als an dem vom Carousfel, von wo er sich nicht weg rührte, und dort hatte Brune das Kommando. Ich habe den Zug nicht verheimlicht, der seinen militärischen Scharfblick verriet, als er mich beim Rockschoß zupfte, mich einige Schritte vom Platze wegzog, wo ich dem Feuer mehr ausgesetzt war, und mir lebhaft, vom Augenblick inspirirt, sagte: „Wenn Sie getötet würden, wäre alles verloren, es dreht sich alles um Sie, niemand könnte Sie ersetzen. Was beschließen Sie?" Da befahl ich Brune, die Geschütze zu gebrauchen, und Bonaparte, indem er mir die Hand drückte, sagte: „Die Republik ist gerettet." Während des Gesprächs wurde auf uns geschossen. Nach einigen Kanonenschüssen Brunes, meiner Ordre gemäß, sah man die schönen Krieger der Sektion Le Pelletier nebst anderen, die bis zur Rue St. Honoré heraufgekommen, im Nu die Flucht ergreifen; die Fliehenden stießen und drängten einander. Das vervollständigte ihre Niederlage.

Als ich mich im Wohlfahrtsausschuß zeigte, um meine Demission zu geben, bemerkte ich, daß einige Mitglieder, besonders Carnot, aufhorchten, als ich diesen Punkt zur Sprache brachte. Der Dank für geleistete Dienste hält nicht lange an, bei Republikanern ebenso wenig wie bei Königen, wenn die Gefahr vorüber ist. Carnot, der am 9. Thermidor sich mit uns gegen Robespierre vereinigt hatte, vielleicht weniger aus Neigung als der Notwendigkeit gehorchend, hätte wohl am 13. Vendémiaire etwas mehr Anteil zeigen können. Dieser Sieg befreite ihn aus der falschen Lage, in der er sich als früheres Ausschußmitglied befand, seit er es zu sein aufgehört. Bei aller Anerkennung, die Carnot als Bürger demjenigen schulden mochte, den man den Feldherrn des 13. Vendémiaire nannte, war er mir gegenüber immer in Verlegenheit, da vor und nach

dem 9. Thermidor unsere Haltung eine gegnerische war, indem ich die Tyrannei verabscheute und verfolgte, an der Carnot teilgenommen hatte. Er ergriff also zuerst das Wort, indem er sagte: „Unser Kollege kann durch General Beaufort ganz gut ersetzt werden.“ Man bemerkte dagegen, Carnot habe schon glücklicher gewählt. Beaufort galt als der unmoralischste und unfähigste Mann der Armee. Ich bekämpfte den unpassenden Vorschlag mit den Worten: „Ich schlage den Chef meines Generalstabs, Bonaparte, vor.“ Er war freilich nur mein Adjutant, aber ich ließ ihn avanciren, wenn auch ohne Patent, um den Uebergang von einem niederen zum höchsten Grade annehmbarer zu machen. Kaum hatte ich den Vorschlag gemacht, so hörte ich um mich herum flüstern: „Das ist sein Mann.“ Ich verließ den Ausschuß und ging in den Konvent. Ich fing wieder mit der Erklärung an, Ruhe herrsche in Paris, ich wolle mich von der Verantwortlichkeit einer gefährlichen Diktatur befreien, indem ich meine Demission gebe, und schlug zum Ersatz für mich meinen ersten Adjutanten, der mir als Generalstabschef gedient hatte, Bonaparte, vor, indem ich seine militärischen Talente lobte. Der Konvent kannte nicht einmal den Namen des Vorgeschlagenen und zögerte. Ich bürgte für ihn und willigte dann ein, mich nicht von der Armee zu trennen, sondern als leitender Volksvertreter bei derselben zu verbleiben. Der Konvent stimmte beiden Vorschlägen mit großer Mehrheit zu. Der Titel als General der Armee des Innern verblieb mir. Bonaparte ward also durch Dekret vom 18. Vendémiaire General en second der Armee des Innern, trotz den Ausschüssen. Er ging ehrerbietig auf mich zu, voller Dank in Haltung und Ausdruck, und sagte: „Sie überhäufen mich, meine ganze Familie wird von Ihren Wohlthaten erdrückt.“ Man wird in der Folge sehen, von welcher Beschaffenheit der Dank Bonapartes und seiner Familie war! . . .

18. Vendémiaire. Jahr IV.

Die Personen, die meine Gesellschaft in Paris bildeten, konnten wohl bemerken, daß Bonaparte nicht von meiner Seite wich, seit er nach Paris zurückgekehrt war. Er war schlecht gekleidet; wie einfach man sich auch damals trug — bei ihm ging es über die Grenze des Zulässigen; auch ordonnanzmäßig war er nicht gekleidet. Daran gewöhnt, sich auf Staatskosten, mit den Stoffen aus den Magazinen der Republik zu

kleiden, kam er wieder zu mir, wie früher in Toulon, mich um Zuweisung von Stoffen zu bitten. Ich gab ihm einen unbeschränkten Bon für den Ordonnateur Lefèbvre; dieser fragte ihn freundlich und brüderlich, womit er ihm dienen könne. Auf Bonapartes Verlangen gab er ihm Anweisung auf elf Ellen blaues Tuch für Rock und Mantel, zwei Ellen rotes für Weste und mehrere Ellen weißes für Hosen. Wie man aus dieser genau wiedergegebenen Einzelheit ersehen kann, anerkenne ich den Grundsatz, daß nichts, was einen großen Mann betrifft, unbedeutend ist. Bonaparte ließ sich, wie man gewöhnlich sagt, gutes Maß geben, so daß der Ordonnateur Lefèbvre lächelnd erzählte: „Der kleine Korse hat sich der Magazine der Republik reichlich bedient.“ Bonaparte hat dem schätzenswertesten der Verwalter jener Zeit diesen Ausspruch harmloser Bosheit nie verziehen.

Bonaparte verlangte Waffen von mir; ich ließ ihn im Depot wählen, und ich lasse ihm nur verdiente Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich konstatire, daß er sich das Schönste aussuchte. Die Personen, die ihn immer hinter mir her sahen, glaubten auch ihn einladen zu müssen, wenn sie mich einluden. Auf diese Weise kam Bonaparte auch zu Fräulein Montansier; er drückte ihr den Wunsch aus, in ihrem Theater freien Eintritt zu bekommen; sie willfahrte in liebenswürdiger Weise seinem Wunsche und lud ihn zum Essen ein. Er wurde der eifrige Gast und Hofmacher der alten Dame. Ich hatte ihn bei den Frauen Tallien, Château-Renaud, de Staël und in einigen anderen Häusern eingeführt, wo man ihn gut aufnahm und zu Tische lud. Gewisse Bemühungen um Frau Tallien hatten keinen Erfolg; er wurde sehr kühl zurückgewiesen und machte sich nur lächerlich. Man wird sehen, wie diese Dame und, mit einer einzigen Ausnahme, alle übrigen von dem Mann behandelt wurden, als er mächtig und reich ward. Die Ausnahme bildete die spätere Frau Bonapartes, für die er, wie es schien, eine gewisse Herzensneigung empfand. Und was ist aus dieser privilegirten Frau geworden? Nachdem sie alle Intrigen mitgemacht, ihn unterstützt hat, kommt die Zeit, da sie seinem Ehrgeiz nicht mehr dient, und er wirft sie, wenn man so sagen kann, weg wie eine ausgepreßte Zitrone, wie er es mit so vielen anderen machte.

In seinen gesellschaftlichen Beziehungen suchte er nicht Vergnügen und Zeitvertreib, sondern Verbindungen zu gewissen Zwecken. Wenn er

liebenswürdig war, verfolgte er damit eine bestimmte Absicht. So bat er mich, ihn an Carnot zu empfehlen, von dem man glaubte, er werde Aubry, dessen man sich entledigt hatte, ersetzen.

Wohl hatte der Sieg vom 13. Vendémiaire genügende Sicherheit geschaffen, so daß die Ausschüsse ohne Furcht und somit ohne Dankbarkeit sein konnten; nichtsdestoweniger wollten sie mir einen Beweis von Erkenntlichkeit geben, auf ihre Manier. Sie schlugen mir eine beträchtliche Entschädigung vor. Ich erwiderte ihnen, die den Deputirten zukommende genüge mir, „wollt ihr aber mit Gewalt einem etwas schenken, der sich nicht darüber beleidigt fühlt, so schicke ich euch Bonaparte und Duvignau, seinen Chef des Generalstabs. Beide sind bedürftig. Ich verlange nur, sie sollen das mir Zugedachte zur Hälfte unter die verteilen, die, ebenso bedürftig wie sie, sich am 13. ausgezeichnet haben, besonders unter die Verwundeten sowie unter die Witwen und Kinder der Gefallenen.“

Nach später eingeholten Erkundigungen ließ Bonaparte nur sehr wenig verteilen. Als ich ihn fragte, wie viel er verteilt und wie viel er behalten habe, lächelte er; und als ich wiederholt fragte, lachte er laut und zuckte die Achseln. Derlei schien mir für jene Zeit in hohem Grad verwerflich. Bonaparte glaubte eben, er habe Anspruch auf den größten Anteil. Im Vergleich mit der späteren Zeit, da er stets den Löwenanteil für sich nimmt, muß man es im vorliegenden Fall noch bescheiden finden, daß er nicht alles für sich und seine Familie behalten hat. Es ist freilich schwer zu begreifen, was seine Familie mit dieser Angelegenheit zu thun hat; aber sie sollte schon teilnehmen an allem, was Frankreich zugute kam, wie an einer dem Feinde abgenommenen Beute.

Allerdings war die Familie Bonaparte, die später eine so große Last für unser Land werden sollte, damals sehr arm. Aus Korsika verjagt — die Gründe waren weit weniger ehrenhaft, als man später glauben machen wollte — wohnten sie, die Mutter und ihre Kinder, zuerst in Antibes, der größten Not preisgegeben; was sie zusammenborgten, reichte kaum für einen Strohsack, der ihr gemeinschaftliches Lager bildete, und für einen Kessel zum Kochen von Gemüsen, aus dem sie alle zusammen aßen.

Als die Familie Bonaparte die ihr in der Stadt Antibes zugänglichen Hilfsquellen erschöpft hatte, ging sie zu einem achtbaren Grund-

besitzer in Saint Zacharie, einige Meilen von Marseille. Dieser Grundbesitzer war Herr de Châteauneuf; er hatte nur ein sehr bescheidenes Vermögen, empfing aber die Familie bei sich, gab ihnen einige Monate lang Wohnung und Nahrung in der großmütigsten und zartsinnigsten Weise. Nachdem auch hier, wie vorher in Antibes, nichts mehr zu holen war, ging es nach Marseille, wo sie als korsische Flüchtlinge und Märtyrer der Freiheit wieder Wohnung und Nahrung erhielten. Der Platzkommandant fühlte Mitleid mit ihnen, betrachtete sie auch als Verwandte von Militärs, weil einer von ihnen als Artillerieoffizier in Dienst stand. Er ließ ihnen also Soldatenrationen, bestehend aus Brot, Fleisch, Gemüse, Holz und Salz, verabfolgen. Dieser wahrhaft humane Kommandant schrieb mir in dieser Angelegenheit und erbat meine Ermächtigung. Ich gab sie nicht nur, sondern fügte hinzu, daß ich jede Unterstützung der Unglücklichen dem Kriegsminister oder wem immer gegenüber mit meiner Verantwortlichkeit decken und nötigenfalls die Kosten ersetzen würde. Unter dem Schutze des Magazinverwalters von Saint Maximin logirten sich die Bonapartes im Hause des guillotinirten de Cazes und später in dem des emigrirten Marquis de Cyeère ein; sie machten es sich auf dem konfiszirten Eigentum von Hingerichteten und Emigranten bequem.

Um ihren Lebensunterhalt in Marseille zu gewinnen, scheuten die Bonapartes vor keiner Industrie zurück, nicht einmal — muß man es sagen? — vor der mit den aufblühenden Reizen der Mädchen! . . . Ihre prekäre Lage hinderte sie indes nicht, sich gewissen Vergnügungen hinzugeben, die Aergernis erregten und deren Uneigennützigkeit ihren moralischen Wert nicht zu steigern vermochte.

Bonaparte ging mich seit unserer ersten Bekanntschaft in Toulon oft, und nicht ohne Erfolg, um Geldunterstützung an, wie er sagte, „um seiner unglücklichen Familie, seiner darbenden Mutter beizustehen.“ Ich atte auch eine Mutter, die ich liebte und mir mit ihren Tugenden stets gegenwärtig hielt, die ich verehrte. Aus diesem Kultus machte ich vor Bekannten nie ein Hehl; auch Bonaparte wußte es und dachte, die gleiche Sympathie für etwas, das dem Herzen so nahe steht, sei ein sicheres Mittel zur Annäherung an denjenigen, den man für sich gewinnen will; so packte er mich bei der Liebe des Sohnes für die Mutter und stimmte

mich damit nachsichtig mit einigen seiner Vergehen, indem ich sie mit dem edlen Motiv entschuldigte. Bonaparte erzählte mir mit Rührung von der elenden Lage seiner Mutter und seiner Schwestern in Marseille; ich drückte nicht nur ein Auge zu über seine an den Tag gelegte sträfliche Habsucht, sondern schrieb auch an den Departementskommissär, er möge der Mutter Bonaparte das nötige Mobiliar zuweisen, vorerst provisorisch aus den Regierungsmagazinen. Mutter Bonaparte und ihre Fräulein, vom Platzkommandanten, also von der Republik, ernährt, wurden nun auch von der Republik besser möblirt; aber ihr Betragen besserte sich nicht mit dem Mobiliar, sondern forderte immer mehr den gerechten Tadel der strupulösen Marseiller heraus. Die Töchter des Hauses Bonaparte waren als so wenig moralisch bekannt, daß sie vom Besuch verschiedener Bälle in aller Form ausgeschlossen wurden, obgleich Freundinnen auf ihr Ersuchen sich angelegentlichst für sie verwandten.

Lucien, den wir schon als Fourage-Magazinaufseher in Saint Maximin kennen gelernt haben und der diesen Ort, wie ich berichtet habe, mit dem Namen „Marathon" geschmückt hatte, bezog ein geringes Gehalt; er wandte sich seit der Belagerung von Toulon mehrmals an mich, damit er in seiner Stelle belassen werde, nachdem er in derselben sich schon Unredlichkeiten hatte zu schulden kommen lassen; er war durch das Verschwinden von Lebensmitteln kompromittirt. Ich konnte damals wegen meiner Abreise die Sache nicht untersuchen. Er war durch die Volksgesellschaft, zu deren Koryphäen er zählte, unterstützt; seiner roten Mütze und seinem demagogischen Schreien verdankte er die Beibehaltung des Amtes. Bei alledem verdiente er nicht so viel, als er brauchte. Er wohnte bei dem Wirt Boyer, der ihm Kredit gab, verführte die Tochter dieses achtbaren Bürgers, ohne sie zu lieben, und heiratete sie durch seinen Einfluß als Jakobiner.

Man hat geglaubt, diese Heirat sei durch Boyer gewissermaßen erzwungen worden; dieser habe ihn bei der Tochter, als er ihr den Hof machte, überrascht und beim Verlassen des Klubs, wo er von Gleichheit gesprochen, ihn bei seinen eigenen Worten gefaßt und ihm gesagt: „Du sprichst so schön über Gleichheit, — warum thust Du nicht nach Deinen Worten und heiratest meine Tochter? Du begehst ein Unrecht an ihr..."

Man sagt, dieser Vorwurf sei vor vielen Zeugen gemacht worden, so daß Lucien die Heirat nicht umgehen konnte. Das ist eine von den Bonapartes selbst verbreitete Fabel, um die Familie an Rang und Geburt hochstehend erscheinen zu lassen. In Wahrheit war zur Zeit, als Lucien die Tochter des Wirtes Boyer heiratete, sie die gute Partie. Lucien begehrte sie zu heiraten, und sie wurde nur deshalb ihm gegeben, weil sie in guter Hoffnung war. Lucien fädelte das Verhältnis nicht aus Liebe, sondern aus Interesse ein, weil Papa Boyer, der schon den Bürger Lucien Bonaparte ernährt hatte, ohne dafür bezahlt zu werden, jetzt den Schwiegersohn mit der Tochter und den Kindern ernährte. Napoleon sagte selbst, trotz aller Unzufriedenheit mit dieser Heirat, „die Frau sei anständiger als der Mann.“

In Anbetracht des außerordentlichen Aufschwungs, den diese Familie nehmen wird, indem sie sich über die Welt verbreitet, wollen wir einen Augenblick bei ihrem Ursprung verweilen, wie er wirklich beschaffen war, nicht wie ihn die Parteilichkeit in günstiger oder ungünstiger Beleuchtung darstellte.

Die Bonapartes kommen in Frankreich im Elend an. Einer derselben ist Lieutenant bei der Artillerie: das ist Napoleon, der zweitälteste.

Joseph, der älteste, ist in einem Magazin für Lebensmittel nahe bei Marseille angestellt.

Fesch, der Onkel, ist Aufseher in einem Fourage-Magazin zu Albinga.

Lucien hat den gleichen Posten in Saint Maximin.

Verfolgen wir nun ihren Weg bis hierher: den Artillerielieutenant haben wir zum Kapitän gemacht, bald ernenne ich ihn zum Bataillonschef als Belohnung für die ihm gegebene erste Mission an die Küsten des Mittelländischen Meeres, später zum Brigadechef und dann Brigadegeneral für sein Verhalten bei der Belagerung von Toulon. Vor dem 13. Vendémiaire war er ein verlorener Mann; ich nehme ihn bei der Hand und bringe ihn in die Höhe. Jetzt ist er Divisionsgeneral und steht an meiner Stelle an der Spitze der Armee des Innern.

Keiner der Bonapartes hat seine Zeit verloren, und alle fangen an, auf dem Weg der Intrigue Geld zu machen. Lucien, der Brutus, der Beamte in Saint Maximin, das er jetzt nicht mehr Marathon nennt,

entging der Strafe für seine Veruntreuungen und wurde Gehilfe im Kriegskommissariat, dann Kriegskommissär.

Fesch, der Magazinaufseher, ist Lieferungsinspektor geworden und hat sich so sehr in die Höhe gestohlen, daß er Lieferant ward.

Joseph schmuggelte sich in die Bureaux des Kommissärs Chanot, den er mit Schmeicheleien gewann, anstatt etwas zu arbeiten; es liegt ihm wenig daran, verachtet zu werden, wie er es verdient. Auch er wird, wie Lucien, zuerst Gehilfe und dann Kriegskommissär. Als solcher hat er Rang, Uniform, Macht und sogar politischen Einfluß, kann seine Fallen legen, Opfer an sich locken und sein Glück machen.

Um diese Zeit war ein sehr reicher Kaufmann X. in Marseille*) gestorben, und die Familie, drei Söhne und drei Töchter, war mit revolutionärer Proskription bedroht. Ein Sohn, Etienne, wollte das väterliche Vermögen, das vom Handel mit Seife herrührte, adeln und hatte es sich in den Kopf gesetzt, Aristokrat zu werden; dies brachte ihn ins Gefängnis. Die Schwestern waren darüber in Verzweiflung und bemühten sich bei allen revolutionären Matadoren und Machthabern um die Freilassung des Bruders. Joseph Bonaparte, Kriegskommissär, feuriger Revolutionär, wurde den Damen als einflußreiche Persönlichkeit genannt, und diese folgten dem Winke. Joseph Bonaparte ließ sie mehrmals wiederkommen zu verschiedenen Stunden des Tages und selbst zu den vorgeschrittensten Stunden der Nacht, um die Sache mit einem gewissen Geheimnis zu umgeben; er wurde auf diese Weise mit den Damen intim und hielt um die Hand einer derselben an; es war Julie, die zweitälteste. Sie war klein und von einer fabelhaften Häßlichkeit, aber sie hatte eine reiche Mitgift und Aussicht auf Erbschaften, besonders auf die eines Bruders, Nikolaus, der durch Wuchergeschäfte sehr reich geworden war und auf dieselbe Weise voraussichtlich noch reicher werden würde und der eine Art von Gelübde gethan hatte, ledig zu bleiben.

*) Ich folge hier der von mir angenommenen Regel, die Namen der Personen, die Barras in seinen Memoiren beschimpft hat, durch ein X. zu ersetzen in allen Fällen, wo nicht ein historisches Interesse, das jede Höflichkeitsrücksicht überwiegt, mich zwingt, sie vollständig wiederzugeben. (G. D.)

Die Heirat Josephs mit Julie X. brachte Etienne X. die Freiheit. Napoleon Bonaparte wollte dem erfolgreichen Beispiel seines Bruders folgen und freite um die jüngste X., Désirée, spätere Frau Bernadotte, die sich gnädigst darein gefügt hatte, die Unbilden des schwedischen Klimas über sich ergehen, sich in Stockholm krönen zu lassen und den hyperboräischen Thron zu besteigen, was gewiß als ein großes Opfer von seiten dieser erhabenen Fürstin angesehen werden muß, nachdem sie sich bereits gezwungen gesehen hatte, alle ihre Liebschaften in Frankreich aufzugeben. Napoleon hatte Fräulein Désirée X. für sich gewonnen; er verstand das, wenn er etwas erreichen wollte. Désirée, die er fast verführt hatte, wie aus ihrem Bedauern nach Bonapartes Erhebung hervorgeht, hätte ihn genommen; aber der Vormund und die Familie waren dagegen, sie meinten, „es sei genug mit einem Korsen in der Familie.“ Man suchte eben nicht die Verwandtschaft mit dem ultra-revolutionären kleinen Kapitän von Toulon und dem blutdürstigen Magazinverwalter von Saint Maximin.

Nachdem ich pflichtgemäß die Anfänge des Steigens der Bonapartes skizzirt habe und da es mir widerstrebt, auf ihr Verhalten gegen alle diejenigen, die sie in ihrem Elend zu Dank verpflichteten, zurückzukommen, mag an dieser Stelle wenigstens erwähnt werden, wie sich die Bonapartes gegen ihre Wohlthäter benommen haben.

Der Gastfreund der Familie in Saint Zacharie, de Châteauneuf, verarmte später und sah sich genötigt, eine Kontrolleurstelle anzunehmen, die ich ihm verschafft hatte. Er war eine der ersten Personen, die Bonaparte, als er zur Macht gelangte, absetzte.

Der brave Kommandant, der in Marseille die Familie unterhalten hatte, wurde später abgesetzt und kam nach Paris, als Bonaparte mächtig geworden war; er glaubte eine gute Aufnahme erwarten zu können; er wurde nicht vorgelassen; er versuchte es bei anderen Mitgliedern der Familie und wurde zurückgewiesen. In seiner Verzweiflung wagte er an Bonaparte zu schreiben, schilderte seine äußerste Notlage und bat, wenigstens so viel für ihn zu thun, als er für seine Familie früher gethan hatte. Darauf erhielt er den Befehl, Paris binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Die Wirtstochter Boyer, die zu ihrem Unglück Frau Lucien Bonaparte geworden war, wurde nach dem Glückswechsel ihres Gatten von

diesem weggeschickt, angeblich, um dazu erzogen zu werden, seinem Haushalt vorzustehen, in Wirklichkeit, um den vielen Enttäuschungen, die sie schon erlitten hatte, eine neue hinzuzufügen und das ihr bestimmte traurige Los zu verheimlichen; sie war dem Emporkömmling lästig geworden. Wie ich erfuhr, wurde sie später von Lucien mißhandelt, von der Familie, die der „Mißheirat" feindlich gegenüberstand, zurückgewiesen und ging zu Grunde. Nach ihrem Tode machte Lucien von seiner Freiheit in allerlei Ausschweifungen reichlichen Gebrauch ... Aber greifen wir nicht vor, der Leser wird die Entwicklung verfolgen.

Ohne den damals verbreiteten Verdächtigungen und bedauerlichen Gerüchten Glauben zu schenken, kann man sich angesichts so vieler Erinnerungen aus der Geschichte Frankreichs doch nicht der Thatsache verschließen, daß die Verbindungen hoher Persönlichkeiten Italiens mit Frankreich zu verschiedenen Zeiten Anlaß zu recht gehässigen Beschuldigungen gegeben haben. Gibt es etwas Hassenswertes und Sträfliches in gewissen geheimen Vorgängen, das wir nicht zu glauben und zu fürchten hätten von allem, was uns von Italien gekommen ist? Und Korsika, das in vielen Beziehungen ganz italienisch ist, sollte es in Bezug auf den Verrat noch mehr als italienisch sein?



Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Verschiedene Ansichten über den Rückzug des Konvents. — Sein Entschluß. — Letzte Akte des Konvents. — Billaud und Collot deportirt. — Joseph Le Bon. — Amnestie. — Gesellschaft Jehu und Gesellschaft der Sonne verfolgt. — Rovère, Saladin, Lomont, Aubry, Miranda und General Menou vor Gericht. — Julien von Toulouse. — Arbeiten der letzten Tage, die dem Konvent zur Ehre gereichen. — Neue Anklagen gegen ihn. — Thibaudeau verdächtigt Tallien. — Desmoulins über Saint Just. — „Antimachiavel“. — Schlußsitzung des Konvents. — Ueberblick über seine Arbeiten. — Folgen des 13. Vendémiaire. — Lafond. — Ich bewirke die Freisprechung Menous. — Winkelzüge Bonapartes. — Erzählung von Frau von Staël. — Befürchtungen Bonapartes bei der Gerichtsverhandlung über Menou. — Sein und mein Verhalten. — „Sein oder Nichtsein.“ — Biwak der Bürger von Paris. — Mein Bericht über den 13. Vendémiaire. — Ist er von mir verfaßt? — Talliens Beredsamkeit. — „Sicherlich ist es sicher.“ — „Man muß den Schleier zerreißen.“ — War ein Schleier da? — Wenn Fouché so gut als Redner wäre wie als Intrigant. — Talleyrand über schöne Sprache. — Fouchés Dienste am 9. Thermidor. — Lösung des Problems.

In dem so lange unterdrückten Konvent gab es einige Mitglieder, die im Gefühl ihrer Sicherheit nach dem 13. Vendémiaire sich schwer darein fanden, denselben auseinandergehen, aus Bescheidenheit oder aus übertriebener Redlichkeit sich aller Macht entkleidet zu sehen, ohne sich gewisse Rechte vorzubehalten. Diese Mitglieder hätten wohl in ihrem eigenen Interesse wie in dem der Verfassung vom Jahre III gewünscht, ihre Sitze nicht zu verlassen und den Konvent zu erhalten; aber sie waren eine kleine Minderheit, während die große Mehrheit keinen Augenblick an derlei dachte. Die Selbstlosigkeit dieser so oft verleumdeten Versammlung gab den Ausschlag. Es wurde neuerdings beschlossen, die Dekrete vom 5. und 13. Fructidor seien ganz einfach zu vollziehen und die Verfassung vom Jahre III habe augenblicklich in Kraft zu treten. In der Zwischen-

zeit setzte der Konvent seine Thätigkeit in der bisherigen Weise fort und faßte freiheitliche Beschlüsse, mitten durch alle Klippen steuernd, die in der großen Bewegung von den Parteien gebildet wurden, die sich gegenseitig verstümmelt hatten, aber immer noch, wenn auch nur in Trümmern, vorhanden waren.

20. Vendémiaire Jahr IV.

Am 20. Vendémiaire beauftragte der Konvent, um Justiz zu üben, wie es die öffentliche Meinung verlangte, nicht um Rachegelüsten zu frönen, in Anwendung der Artikel 2 und 3 des Gesetzes vom 4. Prairial die Ausschüsse mit der Deportirung von Barère, Billaud und Collot. Ueber einen Antrag zu Gunsten des durch das Strafgericht des Departements Somme zum Tod verurteilten Joseph Le Bon ging der Konvent in strenger Gerechtigkeit zur Tagesordnung über. Einige, weil sie in ihrer Lage eine gewisse Aehnlichkeit mit der des Verurteilten fanden, andere — bei aller Anhänglichkeit an die Revolution aus Nachsicht gegen deren Ausschreitungen — wollten weiteres Blutvergießen vermeiden und Joseph Le Bon in die allgemeine Amnestie inbegriffen sehen, die die Revolution zum Abschluß bringen sollte; aber die Mehrheit des Konvents sagte mit Recht, über das Verbrechen sei rechtsgiltig abgeurteilt, und eine Amnestie sei ausgeschlossen. Während der Konvent in diesem Falle rücksichtlose Strenge walten ließ, glaubte er andererseits die Männer der Revolution nicht dem Hasse und der Rache ihrer Feinde preisgeben zu sollen, und verbot daher die Verfolgung irgend eines öffentlichen Funktionärs wegen Maßregeln, die er als solcher und auf Grund von gesetzlichen Bestimmungen getroffen hatte; gegen sie sollten erlassene Urteile null und nichtig sein.

29. Vendémiaire Jahr IV.

Es war unmöglich, die Verfolgung von Mordthaten, die durch die Gesellschaften Jehu und der Sonne begangen worden waren, nicht anzuordnen, da diese royalistischen Gesellschaften noch in voller Thätigkeit waren; es war auch schwer, die Anstifter von Aufruhr, die Emigranten und deren Verwandte nicht von öffentlichen Aemtern auszuschließen, wenigstens bis zum Frieden, und die Gesetze gegen Unruhe stiftende Priester nicht zur Anwendung zu bringen; denn wenn man den 9. Thermidor, so rein im Anfang und so unglücklich verdorben in der Folge, retten mußte, so durfte man auch den 13. Vendémiaire nicht verderben, der so spät kam, um begangene Fehler wieder gut zu machen. Der Konvent beschränkte sich auf die

gefährlichsten und schuldigsten Reaktionäre nach dem Thermidor, indem er Rovère, Saladin, Lomont, Aubry, General Miranda als Urheber von Unruhen, die für die Republik so verhängnisvoll hätten werden können, in Haft nehmen und General Menou wegen seines Verhaltens gegenüber den Sektionen vor Gericht stellen ließ. Der Deputirte Julien von Toulouse, verhaftet am 28. Brumaire des Jahres II, am folgenden 26. Ventôse in Anklagezustand versetzt in der Angelegenheit, in der Chabot und Bazire zu Grunde gegangen waren, wurde nicht mehr im Konvent zugelassen, nachdem die Klage gegen ihn am 20. Germinal des Jahres III niedergeschlagen worden war. Jetzt brachte Julien, der den Moment für günstig hielt, seine Rehabilitirung in Anregung; der Konvent dachte, daß bei dieser ohne Zweifel mit grausamer Strenge vom Wohlfahrtsausschuß erhobenen Anklage ohne Rücksicht auf gesetzliche Vorschriften doch irgend ein Makel an den Angeklagten haften könnte, und verwies die Angelegenheit an seine Ausschüsse ... Der Konvent erinnerte in seinen letzten Tagen an seine besten, indem er Personen- und Parteiinteressen der Rücksicht auf das Gemeinwohl unterordnete. Der Konvent beschäftigte sich, während seine Nachfolger gewählt wurden, mit den Organisationsdekreten, die ihm ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte sichern. Während weniger als vierzehn Tagen fand der Konvent Zeit, neben dringenden laufenden Geschäften, den Angelegenheiten des Krieges und der Regierung des Landes, die wichtigsten Neueinrichtungen zu schaffen: Münzstätten, Nationalbibliothek, Unterrichtsanstalten (Volks-, Zentral- und Spezialschulen) und Nationalinstitut sowie die Bestimmung der sieben Nationalfeste. Der Konvent dekretirte außerdem ein neues Strafrecht und die Abschaffung der Todesstrafe bei Eintritt des allgemeinen Friedens.

Brumaire Jahr IV.

Wird man glauben, daß nach Abschluß so rühmlicher Arbeiten in so kurzer Zeit — selbst einen langen Zeitabschnitt hätten sie noch rühmlich ausgefüllt — der Konvent einer Anklage begegnete, als wollte er die Revolution wieder von vorn anfangen und ein Schreckenssystem wieder aufnehmen, das Frankreich abermals bedrohe?

Diese Anklage war das Werk Thibaudeaus und gegen Tallien gerichtet, dessen persönlicher Feind er war, und zwar wurde sie erhoben, während Tallien, der den vorbedachten Angriff nicht ahnen konnte, abwesend war.

Vor dem 9. Thermidor saß Thibaudeau hoch oben im „Berg“; niemand konnte es ihm gleichthun an Republikanismus und „Ohnehosen“-Aufzug, in Jacke ohne Kragen, Hemd mit offener Brust und Holzschuhen; nur Granet, der Küfer aus Marseille und der Wollkämmer Armonville aus Reims konnten sich in Mangelhaftigkeit der Kleidung mit ihm messen. Es ist begreiflich, daß dieser Mann, gezwungen, nach dem 9. Thermidor Haltung und Kostüm zu wechseln, nachdem er in Robespierre und Saint Just seine Führer verloren hatte, Tallien als einen der ersten Urheber des Ereignisses haßte. Thibaudeau, der in den Tagen seiner revolutionären Schmiegsamkeit auf Beharrlichkeit keinen Anspruch machte, wollte später glauben machen, er sei zu allen Zeiten starr und unbeugsam gewesen; er sagte in seiner Bescheidenheit von sich, er sei wie von Eisen (barre de fer), worauf Fréron witzig entgegnete: „Oui, barre de fer, je t'en f . . .: mais il y a une paille.“

Tallien hatte selbst wenig gute Einfälle, wußte aber die anderer gut zu verwenden; er war ein angenehmer Plauderer, nicht sehr lebhaft, aber unermüdlich, so daß man ihn „Robinet d'eau tiède“ nannte.

Camille Desmoulins sagte vor dem 9. Thermidor von Saint Just: „Er trägt seinen Kopf wie ein heiliges Sakrament.“ Saint Just, dem man es hinterbrachte, sagte: „Ich werde ihn den seinigen anders tragen lassen;“ und man weiß, wie grausam er Wort gehalten hat, indem er das edle Opfer aufs Schafott schleppte, wohin er ihm freilich bald selbst folgen mußte. Thibaudeau, hoch oben auf dem „Berg“, hatte für den Tod von Camille Desmoulins, d'Hérault-Séchelles, Danton und so weiter mitgestimmt. Thibaudeau hätte sich gewiß gern für das von Tallien wiederholte Witzwort Frérons gerächt, aber es war nicht mehr möglich. Zur Zeit, als es angezeigt schien, war er Terrorist; jetzt hielt er es an der Zeit, in Sprache und Manieren Antiterrorist zu sein, und beschuldigte Tallien, die Schreckensherrschaft wieder herauf beschwören zu wollen.

Man hat behauptet, der König von Preußen habe in seiner Jugend „Antimachiavell“ geschrieben, um die Aufmerksamkeit von seinem geplanten Machiavellismus abzulenken, „er habe in den Teller gespuckt, damit niemand daraus esse.“ Aehnlich mag es sich mit der Anklage Thibaudeaus verhalten haben. Der Konvent behandelte den unbegründeten, bös-

willigen Angriff nach Verdienst; er wußte, was von dem Mann zu halten war.

Vierzehn Tage nach dem 20. Vendémiaire, ob die Wahlen beendigt oder nicht, wollte der Konvent in seiner jetzigen Zusammensetzung mit seiner bisherigen Thätigkeit abschließen. Am 3. Brumaire hielt der Konvent seine letzte Sitzung.

3. Brumaire Jahr IV

Ich will dem Urteil der Geschichte über diese furchtbare und denkwürdige Sitzung des Konvents nicht vorgreifen. Gab es jemals eine staunenswertere politische Versammlung als diesen Konvent? Müssen nicht seine unversöhnlichsten Feinde, die er besiegte und demütigte, indem er ihnen die Gleichheit aufzwang, selbst anerkennen, daß die errungenen Rechte der Menschheit zum Segen gereichen? Wilde Leidenschaft hat durch Maß- und Schrankenlosigkeit viel Unheil gestiftet; aber konnte alles, was für die Unabhängigkeit Frankreichs geschehen mußte, ohne Leidenschaft geschehen? Wie konnte man sonst vierzehn Armeen schaffen und organisiren? Wie die Krieger heranbilden gegen die krieggewohnten Truppen des verbündeten Europa? Wie die Feldherren beschaffen, um die Krieger zu führen? Wie die Einheit hervorbringen, die so nötig war gegen die einige Koalition der Könige? Wie die Grenzen bis zum Rhein, zu den Alpen und den Pyrenäen ausdehnen, wie es der Konvent wollte, wie es aber auch seinem Ehrgeiz genügte? Wie eine neue Gesellschaft gründen auf den Trümmern einer alten, feindlichen, tiefwurzelnden? Schließlich wie ohne Leidenschaften die französische Republik an die Stelle einer vierzehn Jahrhunderte alten Monarchie setzen?

Sagt an, ihr tiefsinnigen Philosophen, ihr kaltblütigen Geschichtsschreiber, ob ein gegen alle auf sich allein angewiesenes Volk solche Wunder wirken kann ohne gewaltige Energie? Ob es möglich war ohne übermenschliche Anstrengung, ohne glühende Begeisterung? Wohl wäre es wünschenswert gewesen, wenn Reflexion zuweilen gemäßigt hätte und die Gesetze der Menschlichkeit nie verletzt worden wären; aber wenn man die Schöpfer der wahnsinnigen Begeisterung, die Frankreich erhob, als die ersten Opfer fallen, die Kämpfer verstümmelt, zu Grunde gerichtet, getötet und die meisten Ueberlebenden noch arm sieht, nachdem sie die Spender und Herren der Schätze des Staates waren, — wer könnte

ihnen wenigstens Redlichkeit, Selbstlosigkeit, Selbstverleugnung, Selbstvergessenheit in der Hingabe an das Vaterland absprechen? Sieht man über so vielen weggefegten Trümmern die unzerstörbaren Denksäulen, die der Konvent in allen Bereichen der Menschheit errichtet hat, — wer wird dieser Versammlung nicht Achtung und Dank zollen, die durch alle Hindernisse der Vergangenheit und Gegenwart hindurch das Los des Menschen für immer wesentlich verbesserte, ihm Gesetze zur Grundlage gab, die selber auf den Menschenrechten, auf Freiheit und Gleichheit ruhen.

Die Besiegten des 13. Vendémiaire hatten viel Furcht, aber es ist ihnen nicht viel geschehen; es wurde viel Lärm gemacht, aber die Zahl der Opfer, die er kostete, ist geringer, als man annahm. Es wurde in der Stadt mit Kanonen geschossen, aber verhältnismäßig wenig wurden getötet. Auch nach dem Kampfe gab es wenige Opfer. Einige hervorragende Insurgenten wurden wohl verurteilt, aber in contumaciam. Ein einziger ward hingerichtet: Lafond, der feurige Emigrant an der Spitze der vier Bataillone der Sektion Le Pelletier.

Ich hätte diesen unglücklichen Lafond gern gerettet; es war nicht möglich. Seine kühnen, hartnäckigen Antworten hinderten die Richter an der beabsichtigten Freisprechung. Menou, den seine Konnivenz, mindestens Schwäche, zum Mitschuldigen der Sektion Le Pelletier machte, und der den Konvent der größten Gefahr aussetzte, mußte in Haft genommen werden. Ich klagte ihn zuerst an, und er verdiente es, denn er hätte beinahe alles verdorben. Als er vor Gericht gestellt wurde, fand ich in seiner Verzagtheit eine Entschuldigung und in dem, was er gethan, einen Irrtum, kein Verbrechen. Man erinnert sich, daß Personen, die bei dem Zusammenstoß Menous mit der Sektion Le Pelletier zugegen waren, mir berichteten, Bonaparte sei auf einen Augenblick in der Rue Vivienne gewesen und habe, wie es schien, unter den Befehlen Menous gestanden. Man fügte hinzu, daß Bonaparte sich sogar solche von dem Präsidenten der aufrührerischen Sektion erbeten habe. Es wurde dies mehrfach erzählt, aber selbstverständlich als eine Verleumdung Bonapartes betrachtet. Seitdem, sagt man, habe er es selbst eingestanden. Frau von Staël erzählt es wie folgt: „Man behauptet, General Bonaparte würde die Partei der Sektionen ergriffen haben, wenn sie ihm das Kommando

überlassen hätten. Ich bezweifle diese Anekdote, nicht weil General Bonaparte in irgend einer Epoche der Revolution an irgend einer Meinung ausschließlich festgehalten hätte, sondern weil er immer einen zu guten Instinkt für die Macht hatte, um sich auf die Seite des Schwächeren zu stellen."

Dieser Grund, den Frau von Staël anführt, scheint von besonderem Gewicht, wenn man die kühle Berechnung und den politischen Eklektizismus Bonapartes in Betracht zieht, bei dem stets sein Privatinteresse im Vordergrunde stand. Aber in Revolutionen kann man nicht immer frei wählen, selbst wenn nur das Interesse den Ausschlag gibt und das Gewissen keine Rolle dabei spielt. So viel ist sicher, daß Bonaparte in großer Aufregung war, als er im Prozeß gegen Menou vor Gericht citirt wurde; später erfuhr ich, daß er in seiner Eigenschaft als Divisionsgeneral, nachdem er selber den Kriegsrat zusammengesetzt hatte, insgeheim die Richter zu beeinflussen suchte, sie möchten ihn nicht vorrufen und die Sache möglichst glatt abthun. Gleichzeitig wollte er, wie in Toulon, der Revolution seine Reverenz machen, indem er eine rücksichtslose Strenge gegen „Aristokraten" zur Schau trug; dann arbeitete er wieder im geheimen daran, sich mit derselben Aristokratie gut zu stellen. Bei ihnen gab es noch Vermögen und andere gesellschaftliche Vorteile. Wahrscheinlich würden sie, was ihnen fehlte, wieder bekommen, wie die Geschichte ja immer wieder die Herrschaft des Patriziats und des Geldes zeigt. Man mußte sich also die Umkehr offen halten und es mit den Reichen und Mächtigen nicht verderben. So stand es mit der Moral und der Politik Bonapartes, als er kaum fünfundzwanzig Jahre zählte. Man vergegenwärtige sich nun, was man jetzt schon alles von ihm und den Seinigen gesehen hat, um vorwärts und in die Höhe zu kommen und um sich zu bereichern; man halte sich seine Anfänge vor Augen, und man kann vermuten, was noch folgen wird: dasselbe, nur in größerem Maßstab . . .

Mir war alles Doppelspiel stets verhaßt; ich war immer einfach und gerade, am 13. Vendémiaire, wie bei früheren Anlässen, wo immer mein Kopf und mein Arm dem Vaterland von Nutzen sein konnte.

Vor Toulon, am 9. Thermidor, wie in den letzten Tagen sah ich die Republik von wirklichen Feinden bedroht, und wenn es sich um so wichtiges wie hier, um Bestand oder Vernichtung handelt, so hat der

aufrichtige Republikaner nichts zu thun, als dem Feind offen gegenüber zu treten, ihn zu bekämpfen und zu besiegen. Nach dem Siege neigte ich stets zur Großmut und übte sie, insoweit es die Interessen der Republik gestatteten.

Im Entscheidungskampf des 13. Vendémiaire gab es viele gefangene Nationalgardisten, die dem Bürger= und Handelsstand angehörten; während der Nacht des 13. waren sie im Tuileriengarten eingeschlossen, man könnte sagen eingepferchᵗ; ich hielt ein solches nächtliches Biwak der guten Pariser, die an derlei harten Dienst nicht gewöhnt waren, für Strafe genug und schickte sie lachend heim in ihre Geschäfte und zu ihren Familien, indem ich ihnen brüderlich einschärfte, es nicht wieder zu thun. Einige Briefe der Besiegten, die ich zu verschiedenen Zeiten erhielt, könnten Zeugnis davon ablegen, wie sie meinen Charakter schätzten.

In meinem Bericht über jenen Tag deutete ich an, wie die Republik wieder zu der ganzen Kraft gelangen könne, die sie infolge der Nach=thermidor=Reaktion eingebüßt hatte. Man hat gefunden, dieser Bericht sei zu gut abgefaßt, um von mir, der ich nicht studirt hätte, herrühren zu können. Auf Gelehrtheit habe ich nie Anspruch erhoben, und ich fand im Leben immer so viel zu thun, daß ich keine Zeit hatte, die Lücken meines Wissens auszufüllen. Diejenigen aber, die Tallien oder Fouché als Verfasser des fraglichen Berichtes bezeichnen, täuschen sich selbst oder wollen andere über die Befähigung der Genannten täuschen. Tallien hatte noch weniger gelernt als ich und war im Schreiben, namentlich in Bezug auf Stil und noch mehr auf Rechtschreiben, schwächer als ich; letzteres habe ich nie ordentlich gelernt und könnte als Edelmann, der ich war, davon dispensirt zu werden verlangen; Tallien hatte nicht die Gabe, sich gewählt auszudrücken; das Leben hat bei ihm nicht nachgeholt, was die Erziehung versäumt hatte; selbst wo er richtig fühlte und dachte, fehlte ihm der entsprechende Ausdruck; „sicherlich ist es sicher," hörte man ihn oft am Anfang, in der Mitte und am Ende seiner besten Reden sagen; selbst am 9. Thermidor, als er im Drange der Gefahr, wie wir alle, und außerdem von seiner Liebe ermutigt, sich selbst übertraf, war Tallien immer gewöhnlich. Selbst an jenem außerordentlichen Tage, als er von dem großen Augenblick sich gehoben und hingerissen fühlte, verstieg er sich nicht höher als zu den wenig gewählten Worten: „Man muß den

Schleier zerreißen!“ und ähnlichen weder erhabenen noch passenden Redensarten; denn zwischen Robespierre und dem Konvent war nichts von einem Schleier bedeckt, den man hätte zerreißen müssen; da war alles klar und offenkundig. So war diese rhetorische Floskel bei aller Gewöhnlichkeit nicht einmal zutreffend.

Fouché war allerdings von jetzt an das, was man einen „Macher“, der „seine schmutzigen Füße in alle Schuhe stecken wollte“, nennt, aber Schreib- und Redekunst war nicht seine starke Seite. Wenn er Repetitor der Mathematik an einem College war, so hat er einen schönen Stil und eine elegante Redeweise sich dort nicht angeeignet; selbst in den allergewöhnlichsten Berichten war seine Ausdrucksweise noch über Erwarten gewöhnlich; in dieser Beziehung machte er auch keine Ansprüche; über derlei Verdienste war er erhaben; er war, wie wir durch Talleyrand wissen, „ein Mensch, durch den man Dinge besorgen läßt, die man als anständiger Mensch nicht selbst thun mag; derlei gehört zu seinem Beruf.“ Fouché sah seine höchste Lebensaufgabe darin, Intriguen anzuzetteln und aufzuspüren; dazu war er von frühester Jugend an in der Kongregation des Oratoire eingeübt, und darin sich eines Tages auch auszuzeichnen, lauert er auf die Gelegenheit.

Ich habe die Dienste Fouchés, die er uns auf seine Weise bei den Vorbereitungen zum 9. Thermidor leistete, nicht geleugnet; er hätte ebenso sehr Grund gehabt, sich am 13. Vendémiaire zu beteiligen, konnte es aber nur heimlich, weil er unter den durch die Reaktion vom Thermidor ausgeschlossenen Deputirten war; und es paßte ihm ganz gut, da er stets gern im Dunkeln sein Wesen trieb. Auch hier zeigte er wieder seine Fähigkeiten, die später sich in so hohem Grade entwickeln sollten; er war in der bereits angedeuteten Richtung sehr geschickt und verwendbar; aber zur Abfassung von Reden für mich besaß er absolut keine Befähigung. Ich hätte seine Spitzfindigkeit und Doppelzüngigkeit, die ich nach ihrem Wert zu schätzen bereits in der Lage war, zu Hilfe rufen können, wenn es sich um etwas Heikles, Abgefeimtes gehandelt hätte; aber wo es galt, sich zu den Prinzipien der Revolution mit Kraft zu erheben, da wußte ich besser Bescheid und wurde von meinem Gefühl besser beraten als Fouché; ich konnte mich auf mein Ich verlassen, ich war nicht wie so viele Elende, mit denen uns die Begleitumstände der Revolution unausweichlich zusammenführten;

bei mir that es die natürliche Begeisterung, das Wort fand von selbst den Weg vom Herzen auf die Lippen und hat mir im entscheidenden Augenblick nie versagt . . .

Ich würde diese Abschweifung nicht gemacht haben, wenn ich nur hätte beweisen wollen, daß weder Tallien noch Fouché meine Rede aufgesetzt haben; ich wollte bei diesem Anlaß namentlich auch zeigen, welcher Art das Talent und die Beteiligung der beiden Männer an dem großen Drama war, dessen Darsteller wir sind . . .



Anhang.*)

I.

Beschreibung der Belagerung von Pondichéry (5. Juli bis 18. Oktober 1788). Auszug aus dem eigenhändig geschriebenen Reisetagebuch in Indien von Barras.

... Am 15. Mai 1777 gingen wir nach Pondichéry unter Segel. Wenige Tage später lernten wir Caylan (Ceylon) kennen; diese Insel gehört den Holländern. Die Erzeugnisse an Spezereien sind belangreich; ich glaube es, ist die Tropobane (Taprobane) der Alten. Der heftige Wind beraubte uns des Vergnügens, der Küste des schönen Landes entlang zu fahren; nach neun Tagen kam der ersehnte Platz in Sicht. Noch kann uns eine Ungeschicklichkeit des Kapitäns einen schlimmen Streich spielen; es fehlte nicht viel, und wir rannten in das Schiff „Brillant", das in der Rhede von Pondichéry vor Anker lag. Wir ankerten ziemlich weit außen und landeten auf Fahrzeugen der Einheimischen am 24. Mai 1777. Alle unsere Unfälle waren bald vergessen; das sanfte und gesunde

*) Von Barras' eigener Hand sind außer Notizen über die Revolutionszeit eine Anzahl Fragmente geschrieben, die viel ausführlicher und in weniger unausgebildeter Form abgefaßt sind, als dies bei seinen einfachen Notizen gewöhnlich der Fall ist. Nach Prüfung der verschiedenen eigenhändigen Schriften von Barras, die sich auf die Revolution und folglich auf diesen ersten Band beziehen, habe ich mich entschlossen, unberücksichtigt zu lassen: 1) diejenigen, deren wesentlicher Inhalt vollständig in die von Saint Albin besorgte Redaktion übergangen ist, 2) diejenigen, die mir zu unförmlich und von zu geringem historischem Interesse schienen, um mitgeteilt zu werden. Dagegen habe ich für die Veröffentlichung bestimmt und wird man als „Anhang" auf den folgenden Seiten finden: 1) alle Fragmente, die, wenn auch von Saint Albin benützt, doch die eigentlichen Memoiren in mancher Hinsicht ergänzen, 2) diejenigen, die dem Leser gestatten, die Ansicht, die ich weiter oben über die Glaubwürdigkeit dieser Memoiren von Barras geäußert, die Art ihrer Abfassung und den Grad der Gewissenhaftigkeit der Redaktion zu kontrolliren. — Siehe die Allgemeine Einleitung (S. V u. ff.) (G. D.)

Klima, unter dem ich lebte, ließ mir nichts zu wünschen; wenigstens glaubte ich es damals; aber der Mensch ist von Natur sehr unbeständig und gewöhnlich nur da glücklich, wo er nicht ist; die Provinz, in der ich geboren bin, hat den Ruf, diese Unbeständigkeit hervorzubringen.

Hier lernte ich den Unterschied von Ländern und Völkern kennen. Diese aus ihrer Asche erstehende Stadt ist mit Geschmack gebaut; die Straßen sind schön und breit, mit Bäumen auf beiden Seiten; die Bevölkerung ist von sanftem, wohlthätigem Charakter, bis zu einem Grad, der für die zivilisirten Nationen beschämend ist. Diese Leute sind sehr nüchtern, und sie würden glücklich leben, wenn die Europäer nicht gekommen wären und Zwietracht gesät hätten. Früher oder später werden diese Völker des Joches müde werden, sich empören und uns aus ihrem Land verjagen.

Der Feldmarschall de Bellecombe hatte das Kommando in den französischen Niederlassungen. Er empfing mich mit Auszeichnung und stellte mich als Unterlieutenant im Regiment Pondichéry ein. Es trug sich während meines Aufenthaltes in dieser Stadt nichts Bemerkenswertes zu bis zu der Belagerung durch die Engländer. Alle Mächte Asiens waren damals im tiefsten Frieden, als die Räte von Kalkutta und Madras französische Besitzungen anzugreifen befahlen. Später erfuhr ich, daß ein Schiff aus Suez ihnen die Ordre gebracht hatte.

Ein zweites am 5. Juli aus Suez eingetroffenes Schiff brachte die Nachricht, daß die französischen und englischen Gesandten an ihre betreffenden Höfe zurückgekehrt seien, daß aber Lord Norths Politik eine friedliche sei.

Der Rat von Madras befahl, alles für den Angriff der französischen Besitzungen vorzubereiten, und ließ eine Armee auf Pondichéry marschiren. De Bellecombe befand sich in einer kritischen Lage; er täuschte sich nicht im mindesten darüber, ohne deshalb aus der Fassung zu kommen, und beschäftigte sich unaufhörlich damit, seine Lage zu verbessern.

Mit der Stärke des Platzes und der Garnison war es folgendermaßen bestellt: Regiment Pondichéry 568 Mann, Artillerie 153, Spahis 428; die Stadt hatte einen Umfang von 3800 Klaftern; und die Befestigungswerke hatten 13 Bastionen mit 4 Batterien. Als die französische Flagge wieder hier wehte, sandte man einen Ingenieur für die Befestigung nach Pondichéry; die Compagnie war unzufrieden mit ihm, rief ihn zurück und schickte Descloisons, einen ausgezeichneten Offizier, der nach einem verschiedenen System die Südseite befestigte. Dieser Offizier, voller Redlichkeit und Eifer, fand bei denen Gegnerschaft, die ihn hätten

unterstützen und ermutigen sollen. Dann schickte die Regierung noch Bourcet. Descloisons wurde leider zurückgerufen und Pondichéry blieb, schlecht befestigt, an verschiedenen Stellen offen.

So war am 5. Juli der Platz leicht zu nehmen; die Seeseite war ganz ohne Schutz; eine Art Vorgraben zog sich um den Platz, aber mit großen Unterbrechungen; im Norden waren zwei Halbmonde; einige Teile des Weges gedeckt; der Graben überall markirt, aber so ungleich, daß er stellenweise nur einen Fuß tief war, die Strebemauern waren teils sieben, teils sechs Fuß hoch. Von den dreizehn Bastionen waren fünf nur angedeutet, entworfen; vier Courtinen waren ohne Fundament, die vier Batterien nicht konstruirt; die schon errichteten Brustwehren waren nicht hoch noch dick genug und die Wälle paßten nicht für die Aufstellung der Kanonen. Um den Platz in Verteidigungszustand zu setzen, braucht es Zeit, viele Arbeiter und Geld. Die Kasse war leer; glücklicherweise öffneten einige Private aus Patriotismus ihre Börsen.

So sah es in Pondichéry aus, als ... die Engländer an den Grenzen schon die Franzosen mit ihren Effekten festnehmen ließen. Herr de Bellecombe gemeinschaftlich mit Herrn Chevreau beklagte sich schriftlich beim Rat von Madras. Sie antworteten, es sei nicht ihre Absicht, den Frieden der beiden Nationen durch irgend eine Verletzung der Verträge zu stören. Die Antwort hinderte nicht, an die Verproviantirung und Befestigung des Platzes zu denken; ein einziger Ingenieur der Kolonie, der etwas vom Festungswesen verstand, arbeitete an den dringendsten Vorkehrungen unter Aufsicht des Generals.

De Bellecombe schrieb an alle indischen Fürsten, sie möchten zu seinen Gunsten eine Diversion bewerkstelligen; er unterrichtete den Gouverneur der Ile de France, de la Brillane, von seiner Lage; auch die holländischen, dänischen und spanischen Gouverneure wurden von ihm benachrichtigt; er beschäftigte sich mit der Aushebung von Truppen unter den Einheimischen. Einige Kaufleute von Pondichéry, die aus Madras kamen, meldeten dem General, wo die Truppen der Engländer sich vereinigen und mit ihren Kriegsschiffen gemeinschaftlich operiren würden.

Bei den ersten Kriegsgerüchten ließ de Bellecombe das Schiff „Le Brillant" von 64 Kanonen seine Abreise verschieben; die Fregatte „La Pourvoyeuse" und einige Handelsschiffe lagen in der Rhede; die Schiffe „Brisson" und „Pintade" liefen auch ein. Der General beschloß, ein Geschwader unter dem Kommando des Kapitäns de Tronjoli vom „Brillant" zu bilden, aus vier Schiffen, „Le Sartines" und „Brisson" inbegriffen, das es mit dem englischen aus einem Schiff von 60 Kanonen

nebst vier anderen, schwächer als die unseren, bestehend, unter Commodor Vernon ganz gut aufnehmen konnte.

De Bellecombe arbeitete ohne Unterlaß; die Stadt war fest umschlossen, und man durfte hoffen, sie werde nicht im ersten Anlauf genommen werden. Auf die Nachricht, daß die englische Armee auf Pondichéry marschire, mußte man es an dem Graben unter der Bastion der „Königin" bei einer Tiefe von fünf Fuß bewenden lassen. Die Courtinen waren ausgebessert und erhöht, die Thore von Goudelour und Valdaour mastirt. Es wurde eifrig gearbeitet an den Wällen, an Pfahlwerk, Palissaden; vor der Stadt wurde alles, was die Annäherung des Feindes erleichtern konnte, niedergelegt; zwei Verpfählungen und zwei Batterien schlossen in Nord und Süd die Meeresküste ab; Dämme enthielten Wasser, um N.N.O. des Platzes zu überschwemmen; die Bastionen waren an der Front mit schwerem Geschütz, an den Seiten mit kleinerem versehen.

Nach den gewöhnlichen Regeln des Krieges hatten wir nicht genug Truppen, um zwei Bastionen auszurüsten. De Bellecombe sammelt neue Spahis, die er den alten beigibt; eine Truppe von Palis (pâlis) wurde ausgehoben und unter das Kommando von Dussossais (du Saussay?) gestellt.

Die Artillerie hatte Schwarze zur Bedienung; 15 Dragoner, die einzige Kavallerie, die wir besaßen, wurden Madée unterstellt; die Bürgerschaft wurde bewaffnet; eine Truppe von Topas wurde von de Champagne, einem früheren Offizier des Regiments Artois, kommandirt, die Veteranen von Biche, unter dem sie die letzten Kriege mitgemacht hatten.

Oberstlieutenant de Conteneau kommandirte im Süden, von der Seeküste bis zur Courtine von Goudelour; sobald de Boistel aus Karikal ankam, wurde ihm die Bastion des Spitals und die Courtine nächst der Bastion der „Königin" zugewiesen; Bataillonschef de Marguenab, ein ausgezeichneter Offizier, hatte die Bastion der „Königin" und die von Villemour bis zum Thor unter sich; Major Léonard, ein tapferer Offizier, die von Sans-Peur, Valdaour, Saint-Joseph, Nordwest bis zur Courtine von Madras; von da bis zum Pfahlwerk nördlich kommandirte d'Albignac, Oberstlieutenant des Regiments Pondichéry, ein tapferer Offizier von exemplarischer Bescheidenheit.

Vom 30. Juli an schlief ein Teil der Truppen auf den Wällen. Der General gab das Beispiel. Am 2. August erfuhren wir die Einnahme von Chandernagor in Bengalen.

Englische Kavallerie zeigte sich an der Grenze; ihre Armee befand

sich vier Meilen von Pondichéry; ihr Kommandant war Generalmajor Munroe.

Am 8. August erschien die englische Armee vor Pondichéry und lagerte eine Meile davon entfernt auf dem Abhang von Périmbé; sie bestand aus 1200 Soldaten, 500 europäischen Kanonieren mit 20 Feldgeschützen, 10 Bataillonen Spahis und zwei Regimentern europäisch bewaffneter Kavallerie. Die Belagerungsgeschütze waren noch nicht eingetroffen; die Seemacht zeigte sich im Osten.

Schiffskapitän Le Fer vom „Lauriston" steuerte am 8. morgens gegen Osten, rekognoszirte das englische Geschwader, kam nach Pondichéry zurück und stellte sich trotz seiner schwachen Ausrüstung de Tronjoli zur Verfügung.

De Bellecombe befiehlt de Tronjoli, dem Feinde entgegen zu fahren, sich über die Absichten des englischen Admirals zu vergewissern, ihn zum Rückzug aufzufordern, falls er darauf beharrte, in der Rhede zu treuzen, ihn zu bekämpfen und, Sieger oder besiegt, nach Pondichéry zurück zu kommen. Der General forderte zugleich Munroe, den Kommandanten der feindlichen Armee, auf, ihm die Gründe bekannt zu geben, die ihn zur französischen Besitzung führen, ob er anzugreifen käme, in wessen Namen und Auftrag. Der englische General gab eine unbestimmte Antwort.

Am folgenden Tag, um 10 Uhr vormittags, kam Oberstlieutenant Mac Clellan mit zwei Briefen für Herrn de Bellecombe: einer enthielt die Antwort auf den vom Tag vorher, der andere die Aufforderung, den Platz an die englischen Truppen auszuliefern. Unser General überhäufte diesen Offizier mit Artigkeiten, hielt ihn zum Speisen zurück und übergab ihm eine Antwort. Das Geschwader war erst mit seinen Vorbereitungen fertig geworden; de Tronjoli wurde von der Aufforderung verständigt und beordert, die Offensive zu ergreifen.

Man hatte die nötigen Vorsichtsmaßregeln gegen einen unvorhergesehenen Ueberfall ergriffen; alles ließ uns an einen solchen glauben; die Truppen kannten ihre Posten, die sie beim ersten Alarm zu beziehen hatten. Abends ließ der Kommandant am Thor von Villenour Generalmarsch schlagen und Kanonenschüsse lösen; es war dies das Signal, um das Heranrücken der Feinde anzuzeigen.

Alle bezogen ihre Posten, der General war zur Stelle; unsere Spahis hatten bei der Annäherung der Feinde ihre Grenzposten verlassen und sich, nachdem sie einige Flintenschüsse abgegeben, unter den Schutz des Platzes zurückgezogen.

Der Feind erschien nicht; die allgemeine Ueberraschung war groß; im Norden hörte man das grobe Geschütz spielen; der General begab sich dahin und ließ das Feuer einstellen, dem nur einige Schafe zum Opfer gefallen waren.

Du Boistel hatte Karikal geräumt; er kam in der Nacht an mit 108 Spahis, 12 Veteranen, 16 Topas und einigen Kanonen. Die Engländer waren am 10. dort eingerückt.

Am frühen Morgen unterschieden wir die zwei Geschwader, die sich den Vorteil des Windes streitig machten. Um zwei Uhr nachmittags schienen sie kampfbereit; sie waren zwei Meilen vom Land entfernt; der Kampf war aufgenommen und schien heftig zu sein. Nach 1¾ Stunden zog sich Eduard Vernon gegen Norden zurück. Unser Geschwader kam nach Pondichéry vor Anker.

De Tronjoli war verwundet und mußte das Kommando abgeben. Nichtsdestoweniger sang man „Te Deum", obgleich der Sieg uns nichts genützt hatte. Aus einer Vergleichung der beiderseitigen Seemacht ergibt sich das Uebergewicht der Franzosen:

Französisches Geschwader.

Schiffe.	Kapitäne.	Kanonen.	Kaliber.	Mannschaft.
Le Brillant	Tronjoli	64	24	574
La Pourvoyeuse	Saint-Ormis	38	18	319
Le Sartine	Du Chaillar	26	8	171
Le Lauriston	Le Fer	20	8	138
Le Brisson		20	8	106
		168		1308

Englisches Geschwader.

Schiffe.	Kapitäne.	Kanonen.	Kaliber.	Mannschaft.
Le Ripon	Vernon	60	23	360
Coventry	Marslan	26	9	170
Le Seahorse	Pouton	24	9	160
Cormoran	„	14	7	120
Le Valentin	„	26	9	140
		150		950

Unterschied zu unseren Gunsten: 18 Kanonen und 358 Mann.

Der unternehmende Herr de Souville, an den General gesandt, um ihm Bericht zu erstatten, wurde mit Lobeserhebungen und Auszeichnungen überschüttet und sagte zu anwesenden Damen unverschämten Tones, „es

sei dem Sieger zuweilen gestattet, die Schönen zu küssen." Wenn diese Maxime genau befolgt würde, so bekämen die Damen selten Küsse.

Die Landarmee hatte sich noch nicht geregt. Man beschäftigte sich gegenseitig mit Angriff und Verteidigung. De Bellecombe ordnete die Reparatur unseres Geschwaders an. Die „Pourvoyeuse" wurde beordert, im Süden zu kreuzen, die Korvette „Pintade" unter de Joyeuse, einem ausgezeichneten Offizier, im Norden. Alle diese Maßnahmen bewiesen die Voraussicht und Thätigkeit des Generals.

Am Morgen des 14. sah die „Pourvoyeuse" zwei Schiffe von der englischen Compagnie, die ohne Kenntnis des Kriegszustandes unserem Geschwader fast in den Rachen rannten. Am 15. morgens passirten sie Pondichéry.

Die „Pourvoyeuse" machte zu spät Jagd auf die Schiffe; „Sartine" hatte es auch nicht eilig; der Kapitän schlief gerade; die beiden englischen Schiffe verschwanden, und das englische Geschwader, das sich im Norden trennte, bewirkte die Einstellung der Jagd unserseits. „Sartine" näherte sich einer englischen Fregatte von seiner Stärke, ohne daß es zum Kampfe kam; Graf du Chailar schützte die Erhaltung der ihm von Seiner Majestät anvertrauten Mannschaft vor. Dieser Kapitän verstand gar nichts von seinem Beruf; er war von schwacher Konstitution.

Am 18. kam das Schiff „Elisabeth" zum Ersatz von „Sartine".

Mit dem Schiffe war des Sauvergnes, Oberst vom Pondichéry-regiment, gekommen; er wurde an der Spitze seines Corps empfangen; dieser tapfere, wackere Offizier begab sich sofort auf die Wälle; sein Posten war bei den wichtigsten Angriffspunkten.

Der General ließ dabei das Geschwader nicht außer acht. „Brisson" hatte bei dem Gefecht vom 10. sehr gelitten und war nicht seetüchtig, seine Mannschaft wurde an Bord von „Lauriston" gegeben, dazu einige zwölfkalibrige Kanonen nebst Munition; zwei Vierundzwanziger erhielt „Pourvoyeuse" für die hinteren Stückpforten.

„Elisabeth", Fregatte von 25 Kanonen und 150 Mann, kommandirt von dem tapferen Croizet, wurde unter den Befehl de Tronjolis gestellt. Diese zweite Division war nicht so zahlreich an Schiffen, aber viel besser bewaffnet.

Am 20. August zeigte sich östlich das englische Geschwader von sechs Schiffen. De Tronjoli erhielt eine etwas sonderbare Ordre: im Süden den Kampf aufzunehmen und auf alle Fälle im stande zu sein, nach der Stadt zurück zu kommen.

Die Begebenheiten rechtfertigten diese Vorsicht.

Unser Geschwader ging endlich am 21. August unter Segel; die Feinde hatten, vom Winde begünstigt, die von Isle de France kommende „Aimable Nannette“, mit dem Oberingenieur Decaine an Bord, vor unseren Augen wegnehmen können. Die Engländer kamen mit vollen Segeln auf de Tronjoli zu; die beiden Geschwader trennte die Entfernung von einer Meile; de Tronjoli will den Kampf aufnehmen, Vernon weicht, im Wind lavirend, aus.

Die Nacht brachte die beiden Geschwader außer Sicht. De Bellecombe erfuhr erst zwei Tage vor der Belagerung, daß das Geschwader nach Isle de France abgegangen war. „Pourvoyeuse“ und „Elisabeth“ waren zurückgeblieben und am 3. Oktober in Négapatam erschienen, um den General von dieser Abfahrt zu verständigen. Am 14. desselben Monats sind diese beiden Fregatten nach Isle de France zurückgekehrt. Ich konnte nicht die Gründe erforschen, welche unser Geschwader bestimmten, uns in Pondichéry zu verlassen. Ich kann mir auch keinen Grund denken; das verfluchte Interesse beherrscht oft die habgierigen Menschen und zerstört alle Empfindung für den schönen Ruhm.

In der Nacht vom 21. faßten die Feinde an unseren Grenzen Posten. Arbeiter, die zerstörten, was die Annäherung der Feinde verdecken konnte, ergriffen vor einigen Kugeln die Flucht; es gab sogar einige Tote.

Die Engländer warfen eine Verschanzung auf und postirten zwei Kanonen dahinter.

Eine Batterie mit vier Schießscharten war im Garten von Camera aufgestellt; zwei Geschütze waren auf den Hauptpunkt der Bastei der „Königin“ gerichtet, zwei andere auf die von Madras; man schoß ungeschickterweise vom Platz viel mit schwerem Geschütz, was durch die Entfernung von 1700 Klaftern ohne Wirkung blieb, und man mußte mit Munition sehr sparsam sein; die Belagerung konnte lange dauern, wir konnten uns nicht schmeicheln, welche zu bekommen; es war somit sehr wichtig, sie zu schonen und nicht auf Spatzen zu schießen, was bei verschiedenen Gelegenheiten der Fall war.

Die Fregatte „Pintade“ kam am 26. August im Norden wieder zum Vorschein; deren Kommandant, de Joyeuse, schrieb dem General, er müsse nach der Ostküste wegen Lebensmitteln. Pondichéry war durch das englische Geschwader blockirt; der General war benachrichtigt worden, wir sollten am Abend des 24. zur See und zu Land angegriffen werden; die feindlichen Schiffe manövrirten so, daß man es glauben konnte; jedoch blieb alles ruhig.

Am Tage des heiligen Ludwig gab der General ein großes Frühstück; man trank auf des Königs Gesundheit; die Artillerie auf den Wällen gab die üblichen Salutschüsse. Die Bewegungen des englischen Geschwaders hatten nur dazu gedient, die Ausschiffung von Munition zu verdecken; die Engländer sammelten im Norden und Süden alles, was sie brauchten. Ein Deserteur gab uns den Ort an, wo sie ihre Faschinen und Schanzkörbe aufbewahrten. Man hat wieder unnütz mit schwerem Geschütz geschossen; der General ließ das Feuer einstellen.

Der General zog aus der Langsamkeit des Feindes Nutzen, indem er die Dämme vermehren, die Brustwehren dicker und höher machen ließ; die zwei Halbmonde wurden von Topas und Spahis bewacht; Biche und Monbocage hatten das Kommando; der Pulverturm war bombenfest gemacht; er befand sich in der Bastei des Hospitals und konnte wegen seiner Höhe von außen gesehen werden.

Am 26. zeigte sich eine weiße Fahne in der Ebene; ein Adjutant des Generals Munroe wurde in den Platz herein geführt und übergab Herrn de Bellecombe folgenden Brief: „Mein Herr, auf Wunsch des Commodor Eduard Vernon, Kommandanten des englischen Geschwaders, beehre ich mich, Ihnen einige Stücke von der Ladung zu schicken, mit der das französische Geschwader uns beschossen hat; unter zivilisirten Nationen ist dies nicht Brauch."

De Bellecombes Antwort: „Mein Herr, ich sehe in dem mir Uebersandten nichts anderes, als was auch das englische Geschwader verwendet hat, es ist sogar weniger schlimm; es war nicht der Mühe wert, deshalb einen Offizier zu schicken, besonders nachdem ich Sie gebeten hatte, jede Korrespondenz einzustellen; wenn ich geglaubt hätte, über die Art des Geschosses, dessen sich Herr Vernon bediente, Ihnen eine Bemerkung machen zu sollen, so würde ich Ihnen nicht nur gehacktes Blei, sondern auch geschwefelte Böller zeigen können, die nur auf die Absicht schließen lassen, unsere Schiffe in Brand zu setzen; ich stelle hierüber keine Betrachtungen an, noch ziehe ich Vergleiche zwischen den verschiedenen Verteidigungsmitteln; nichts kann mich in Erstaunen setzen, da ich mich ohne Kriegserklärung zu See und zu Land angegriffen sehe."

Die große Entfernung zwischen den Kasernen und den Wällen bestimmte den General, die Soldaten nicht mehr in die Kasernen gehen zu lassen; er ließ in den Einschnitten der Basteien Schuppen errichten; auch schlechte kleine Zelte wurden aufgestellt, um die Truppen gegen die Ungunst des Wetters zu schützen.

Am 1. September um elf Uhr abends näherte sich eine feindliche

Abteilung dem Glacis der Bastei Nordwest; ihre Absicht war, uns zu beschäftigen und uns von ihrer Arbeit abzulenken; der Halbmond und die Bastei Nordwest jagten sie mit einigen Ladungen in die Flucht.

Sobald es Tag war, erkannten wir zwei während der Nacht geöffnete Laufgräben; der von Südwest fing beim Garten von Pingout an und stand mit einer Batterie in Verbindung, die sie 270 Klafter vom Platz, gegen die Bastei „Königin" gerichtet, aufgestellt hatten; der von Süden ging vom Garten Dosset bis zur steilen Böschung des Flusses; die Batterie der Bastei „Königin" hatte geschossen, aber der Feind war gedeckt.

Der General schickte Madée auf Rekognoszirung des Laufgrabens; dieser Offizier entledigte sich der Aufgabe zur Zufriedenheit. Als er zurückkehrte, wurde er beauftragt, mit seinen Dragonern, fünfzig Spahis und ebenso vielen Palis einen Scheinangriff auf die Batterie zu machen. Der Feind glaubte an einen wirklichen Angriff und kam mit dreitausend Mann in die Ebene; die Kavallerie wollte auch herauskommen, aber das Geschütz vom Platz zwang sie bald zum Rückzug; wir hatten nur einen Toten und einige Verwundete; rechts von der Bastei des Hospitals wurden Schießscharten aufgeführt, auf die Arbeit des Feindes gerichtet.

Eine Batterie von acht Mörsern war nach Südwest aufgestellt; viele Bomben wurden am 3. zumeist gegen den Pulverturm geworfen.

Am 4. machte das englische Geschwader dasselbe Manöver wie am Abend vor dem Ludwigstag; zwei Schiffe legten sich in eine Reihe mit den sechs ersten; man arbeitete an der Küstenbefestigung; die Abreise unseres Geschwaders hatte uns diese Notwendigkeit auferlegt; die Batterie Dauphine war beinahe fertig, da sollte schweres Geschütz hin, wir hatten nur noch acht Mörser zur Batterie.

Am 5. nachts bemerkte man vom Halbmond Nordwest, daß der Feind in der Allee des Bleichplatzes arbeitete; die Nordbasteien gaben Feuer, aber das Werk war gethan; am 8. warfen acht Mörser von dort Bomben.

Am 8. bei Sonnenaufgang schien man aus einer Brustwehr mit vier maskirten Schießscharten die ganze Nordseite von hinten zu beschießen.

Die Feinde konnten nicht so viele Werke auf einmal ausführen ohne ansehnliche Macht; die Armee war um sechs Bataillone verstärkt worden; die Schwäche unserer Garnison erlaubte uns nicht, Ausfälle zu machen und dadurch dem Feind das Terrain streitig zu machen; wir mußten uns darauf beschränken, den Platz zu verteidigen; die Batterie Südwest warf immer viele Bomben; der Laufgraben des Gartens Dosset war mit einer Batterie von zehn Geschützen, gegen die Bastion des Hospitals gerichtet, in Verbindung.

Neue Schießscharten wurden geöffnet, um dem Feinde über zu werden; unsere Artillerie war nicht sehr zahlreich; die Geschütze waren außerdem von schlechtem Eisen; es barsten täglich welche und verwundeten viele Leute; der General ermutigte die Truppen durch seine Gegenwart und durch Gratifikationen. Am 9. war er jedoch genötigt, seine Ordres von seinem Kabinet aus zu geben; sein Unwohlsein dauerte nicht lang, nach wenigen Tagen erschien er wieder wie gewöhnlich auf den Wällen. Es ist mir nicht möglich, alle Bewegungen der Feinde wiederzugeben, weshalb ich nur von denen sprechen werde, die ich genau kenne.

Zwei englische Fregatten näherten sich nochmals, um „Brisson" wegzunehmen, das in der Rhede gebliebene Schiff; aber das Feuer der Bastei Saint Laurent und die Batterie Saint Louis trieben sie zurück; der Feind hatte Kanonen auf das Schiff gerichtet, aber ohne Wirkung. Vom 21. August bis zum 17. September hatten die Feinde nur aus den ersten Geschützen vom Bleichplatz und vom Garten Camera Feuer gegeben; ihre Mörser und Haubitzen waren unaufhörlich in Thätigkeit, die Stadt war davon schwer beschädigt, die Wälle zerfallen, die meisten Häuser zerstört; das Hospital war geräumt, weil es dem Feuer der Feinde zu sehr ausgesetzt war; die Kranken wurden in die Kapuzinerkirche gebracht.

Am 18. um 5 Uhr morgens demaskirten die Engländer auf ein Signal ihre sämtlichen Batterien in Nord und Süd; fünfzig Feuerschlünde warfen ihre Geschosse zugleich von beiden Seiten; die Ueberlegenheit unseres Feuers verlangsamte das der Feinde; bei Sonnenuntergang war alles ruhig. Die Basteien Hospital und Nordwest waren arg beschädigt; 5000 Kanonenschüsse und 800 Bomben im Zeitraum von zwölf Stunden hatten uns viele Geschütze demontirt und zwanzig Soldaten getötet; man mußte die Wälle repariren, es fehlte an Arbeitern. Mit den Bäumen in der Stadt machten wir Faschinen zum Schutz der beschädigten Stellen; der Feind erneuerte täglich das Feuer und brachte uns neue Schäden und Verluste. Nach sechs Tagen waren wir so weit, das Feuer des Feindes direkt zu erwidern.

Es würde zu weit führen, Details aufzuzählen. Ein Verlust mag hier seine Stelle finden; eine Kugel tötete einen sehr braven Offizier, den Artilleriekommandanten du Barri.

Die Arbeiten der Engländer schritten täglich vor. De Bellecombe ließ unsere Dämme durch einen früheren Militär Namens Manceau bewachen. Madée wurde am 22. mit 80 Mann und zwei Feldgeschützen detachirt, die er an der Seeküste in der Richtung auf einen südlichen

Ausläufer der Laufgräben aufstellte; er beunruhigte den Feind den Tag über und zog sich ohne Verlust zurück. In der Nacht vom 22. zum 23. zog derselbe wieder aus, um mit seinen Dragonern zu Fuß und 40 Spahis die südliche Partie zu bewachen; er wurde von 300 Mann angegriffen, hielt sich gegen sie, bis es Tag wurde und das Feuer von der Stadt den Feind verjagte, der 20 Mann auf dem Platz ließ.

Der Pulverthurm ward geleert; man hatte die Südseite verstärkt, die Bastei Gondelour mit Vierundzwanzigern versehen und die Beschädigungen ausgebessert und wir konnten wieder anfangen wie am 18. Aehnlich wie an jenem Tag begann die Kanonade mit Sonnenaufgang; unsere Geschütze waren so gut bedient, daß der Feind um elf Uhr vormittags nur noch aus der Batterie Südwest schoß; der General ließ das Feuer einstellen und alle ruhten aus; die Ermüdung war groß, die Kanoniere konnten nicht mehr; da kein Ueberfluß an Munition war, ließ der General die Schießscharten an den Basteien Hospital und Nordwest schließen.

Am 25. September, nachts, machten die Grenadier- und Jägercompagnien des Regiments Pondichéry, ein ausgewähltes Piket von 50 Mann aus demselben Corps, 50 Spahis, 80 Mann von Madées Abteilung, acht Kanoniere und ein Ingenieur mit 100 Arbeitern unter dem Kommando des Brigadiers des Auvergnes einen Ausfall, um die Batterie und die Werke des Feindes im Süden zu zerstören. Dieser tapfere Offizier, der das Terrain außerhalb des Platzes nicht kannte, mußte sich auf den Führer verlassen, den ihm der General mitgegeben hatte; der Führer irrte sich, brachte ihn auf einen ungangbaren Weg, und er wurde vom Feinde bemerkt; einem eingeschlafenen Wachtposten nahm man die Waffe weg, ohne ihn zu töten. Dieser Ausfall, der so großen Erfolg versprach, schlug fehl; aus dem Laufgraben wurde auf uns geschossen, und wir mußten uns in größter Unordnung zurückziehen; zwei Offiziere und mehrere Soldaten wurden getötet. Ich stelle hierüber keine Betrachtungen an; unser tapferer Kommandant wurde auf die grausamste Weise getäuscht. Wir konnten nur noch aus unseren Flankengeschützen auf den Feind schießen; nachts mußte immer an den Reparaturen gearbeitet werden; es wurden Traversen errichtet, um uns gegen die Prallschüsse der feindlichen Batterie zu schützen, die uns sehr belästigten. Die Bastei des Hospitals wurde unterminirt, um sie, wenn die Engländer eindringen, in die Luft zu sprengen; in dem Einschnitt wurde eine Deckung angebracht, um sich dort bis zum letzten Augenblick zu verteidigen.

Der Feind rückte näher an den Platz heran; er war im Süden bis an den Rand des Vorgrabens gekommen und im Norden auf die

Bekrönung des gedeckten Weges; von drei Batterien war eine gegen die Bastei des Hospitals, um Bresche zu schießen, gerichtet, die beiden anderen gegen die Seiten von Goudelour und „Königin“, um sie zu zerstören; zwei im Norden gegen Madras und Saint Joseph. Der Feind, so nahe, wurde doch drei Wochen lang in dieser Position gehalten durch das Feuer unserer Kanonen und Musketen; in 24 Stunden wurden 80,000 Patronen abgebrannt; wir warfen auch Bomben, Brandkugeln, Steine und so weiter.

Der General ließ abends immer kleine Partien auf Beobachtung des Feindes gehen; das Detachement von Manceau war damals in dem gedeckten Weg der Bastei „Königin“ und bewachte den Damm der Brücke von Villenour; der Feind hatte ihn oft da anzugreifen versucht, aber stets ohne Erfolg. Am 30. September kommandirte der Sergeant La Grandeur das Detachement Manceaus, das beunruhigt wurde; die Engländer, 500 Mann stark, brachen über den Damm der Brücke von Villenour ein und griffen den Posten an, wurden aber von der kleinen Truppe zurückgeworfen.

Madée, der die Außenseite Nordwest bewachte, sprang mit zehn Spahi-Grenadieren in den Laufgraben bei dem gedeckten Weg; der im Schlaf überrumpelte Feind ergriff die Flucht; beim Anrücken einer Kolonne Infanterie zog sich Madée zurück.

Der General ließ Madée noch einen Ausfall machen; in der Nacht vom 3. zum 4. brach er aus dem Thor Villenour mit 50 Mann vom Regiment Pondichéry, 40 Spahi-Grenadieren, vier Kanonieren und Kaffern mit Beilen. Er stellte sich mit den Offizieren Marneville, du Boulac und Caradec an die Spitze der Truppen; sie marschirten auf die Batterie Südwest, deren sie sich bemächtigen sollten; alles lag dort im Schlaf, einige Mann wurden getötet, die Geschütze schlecht vernagelt, und die Batterie wurde nicht verbrannt; Madée kehrte zurück mit zehn Gefangenen und einem Stück Feldgeschütz. Der General hatte das größte Vertrauen zu diesem Madée; spätere Ereignisse haben ihn jedoch entlarvt, und der General in seinem Bedauern mit den Offizieren, die es als Demütigung empfinden mußten, unter ihm gedient zu haben, gab ihn der öffentlichen Verachtung preis. Dieser Abenteurer erhielt trotz alledem das Patent als Oberst, dank seinem Reichtum. Das ist etwas, was unserer Regierung (nicht?) zum Lobe gereicht, und es ist nicht das einzige Beispiel, selbst bei der Belagerung von Pondichéry; mehrere Kaufleute wurden Ludwigsritter und Oberste, und die armen Offiziere, die im Feuer standen, bekamen nichts; selbst die geringsten Vergünstigungen wurden ihnen abgeschlagen; alles dies ist nicht ermutigend.

Alle diese Kanonaden und diese kleinen Erfolge ermutigten die Garnison; sie verringerte sich täglich, die Strapazen erschöpften die Soldaten derart, daß sie oft im Schlaf von Kugeln und Bomben getroffen wurden; die Munition bestand am 1. Oktober aus 18000 Pfund Pulver und einigen Patronen.

Die vornehmsten Einwohner, in Kenntnis unserer kritischen Lage, machten Vorstellungen über die Notwendigkeit, sich zu ergeben; der General erwiderte, ihm allein stehe die Entscheidung darüber zu, wie lange man sich zu verteidigen habe.

Am 4., nachmittags, wollte de Bellecombe den Halbmond Nordost besuchen und wurde von einer Kugel in der Nähe der Nieren getroffen; glücklicherweise erfuhr man bald, die Wunde sei nicht gefährlich. Des Auvergnes, immer in Aktion, erteilte die vom General eingeholten Befehle.

Am 11. beschossen fünf Kanonen die rechte Seite der Bastei Saint Joseph und zwei die rechte Seite von der von Valadour so wirksam, daß sie im Zeitraum von drei Stunden die Batterie auf der vorspringenden Kante des Nordwest-Glacis zerstörten.

Am 13. ließen die Feinde durch einen vor der Bastei Hospital hergestellten Graben aus dem Umgebungsgraben Wasser ab; das Wasser wurde immer weniger, der Abfluß war stärker als der Zufluß.

In so kritischer Lage traf der General seine Vorbereitungen gegen den Sturm; alle halfen dabei; die Flanken der angegriffenen Basteien wurden mit Geschützen versehen; de Boistel unterhielt im Süden starkes Feuer von Musketen und warf Bomben und Granaten; de Léonard hielt sich stramm unter einem Haufen von Trümmern im Norden und beunruhigte die Feinde in ihrem Laufgraben. In der Nacht vom 14. zum 15. bemächtigte sich der Feind des Halbmonds Nordwest; der Offizier, der dort kommandirte, ließ sich überraschen; dieser Posten war Tag und Nacht vom Feind beschossen worden; Gayoche wurde dort getötet und Roubeaud schwer verwundet. Sobald man dies in der Stadt wußte, wurde so eifrig mit Flinten und Kanonen darnach geschossen, daß der Feind sich zurückzog, nachdem er drei Kanonen und einen Mörser vernagelt hatte. Der General schickte morgens den Offizier wieder auf seinen Posten, aber mehr um den Schein zu wahren, als weil er geglaubt hätte, ihn lange halten zu können; die Munition ging zu Ende; man mußte für den Fall der Generalattake die Reserve in Anspruch nehmen.

Am 15. nachmittags versammelte der General den Kriegsrat; man schilderte die Situation des Platzes, die demontirte Artillerie, eine Garnison, deren Reste durch einen ununterbrochenen Dienst von 77 Tagen erschöpft

waren; die wenige übrig gebliebene Munition, die Nähe des Feindes, den nur 15 Klafter von unseren Basteien trennen. Alle diese Gründe bestimmten den General, humaneren Gefühlen nachzugeben und eine Kapitulation vorzuschlagen, um die Einwohner vor Plünderung zu bewahren; es wurde einstimmig beschlossen, man müsse, da der Platz nicht zu halten sei, kapituliren.

Am Morgen des 16. ließ de Bellecombe das Feuer auf den Wällen einstellen und schickte seinen Adjutanten mit einem Briefe an Munroe, worin er ihm die Uebergabe von Pondichéry vorschlug; er bat ihn gleichzeitig, das Feuer einstellen zu lassen, andernfalls werde er auch wieder dasselbe eröffnen.

Der englische General ließ sogleich das Feuer einstellen und schickte abends einen Brief an de Bellecombe; die Artikel der Kapitulation sollten am folgenden Tag kommen.

Einige Augenblicke, bevor morgens das Feuer bei uns eingestellt worden war, schlug eine feindliche Bombe auf dem Wallgang der Bastei vom Hospital ein und berührte den Zünder, der zur Mine führte, die beim Eindringen des Feindes die Bastei in die Luft sprengen sollte; der Zünder fing Feuer, als die Bombe platzte, und erlosch eine Fußlänge von der Mine entfernt; der hineingedrungene Regen war unsere Rettung; alle Truppen hatten sich von der Bastei zurückgezogen, und wenn der Feind diese Unordnung wahrgenommen hätte, konnte er ohne Widerstand von der Bastei Besitz ergreifen.

Am 17. brachten Laro und Moracin die Artikel der Kapitulation in das englische Lager; man schickte beiderseits Geiseln: Grils und Borose, englische Kapitäne, in Pondichéry, Graf de Cairion und Ritter du Laur, Kapitäne vom Regiment Pondichéry, im englischen Lager. De Bellecombe schickte des Auvergnes mit einem Briefe zum englischen General; er beklagte sich darüber, daß der Feind seine Arbeiten im Laufgraben fortsetze; dies sei gegen die Kriegsgesetze. Laro und Moracin kamen mit der motivirten Kapitulation; letzterer kehrte bald darauf wieder ins Lager zurück.

Am 18. überreichte Oberstlieutenant Mac Clellan Herrn de Bellecombe die Kapitulation mit der Unterschrift von Munroe und dem Kommodor Eduard Vernon.

So verlief die Belagerung von Pondichéry; die Verteidigung macht de Bellecombe alle Ehre; mit einer Garnison von 700 Europäern und 400 Spahis leistet er während eines fast achtzigtägigen ununterbrochenen Dienstes auf den Wällen einer Armee von 22000 Mann Widerstand und erhält ehrenhafte Bedingungen, 59 Tage nach Eröffnung der Laufgräben.

Nachmittags um halb fünf Uhr wurde das Thor Villenour den Engländern überliefert; die Truppen von Pondichéry, 493 Mann, zogen mit kriegerischen Ehren hinaus, die Fahnen wurden geschwenkt, die Trommeln gerührt, mit brennenden Lunten, sechs Kanonen und zwei Mörsern, die draußen deponirt wurden, um an demselben Abend nach Madras überführt zu werden und von dort nach Frankreich.

Die wesentlichsten Artikel der Kapitulation lauteten:

Die Festung Pondichéry wird morgen um zwölf Uhr mittags den Engländern übergeben, und diese werden zur selben Stunde in Besitz des Thores Villenour gesetzt.

Die schöne Verteidigung Bellecombes und seiner Garnison verdient alle Ehrenbezeigungen; daher ist es der Garnison gestattet, durch das Thor Villenour mit kriegerischen Ehren zu ziehen; auf dem Glacis angekommen, wird sie auf Befehl ihrer eigenen Offiziere ihre Waffen aufschichten und sie mit den Trommeln, Kanonen und Mörsern zurücklassen; allen Offizieren ist gestattet, ihre Waffen zu behalten.

Alle Offiziere und europäischen Soldaten werden nach Madras oder Umgebung gehen; es wird für alle ihre Bedürfnisse Sorge getragen werden, bis die Regierung von Madras Schiffe ausgerüstet hat, um sie nach Frankreich zu führen, was ehemöglichst zu geschehen hat.

Alle Offiziere, Soldaten und europäischen Matrosen, sowie alle übrigen Militärs im Dienste Seiner K. Majestät, jetzt in Pondichéry, werden auf Kosten der Regierung von Madras bis zu ihrer Ankunft in Frankreich anständig unterhalten.

Die beiderseitigen Deserteure werden den beiden Kronen unter Pardonirung zurückgestellt.

Die Befestigungen und öffentlichen Gebäude werden vor Eintreffen weiterer Instruktionen aus Europa in keinerlei Weise zerstört.

Die Artillerie, Munition, aller Vorrat, sowie alles, was dem König von Frankreich gehört, wird in gutem Glauben einem englischen Kommissär übergeben.

Diese Kapitulation wird unterzeichnet von Vernon und Munroe, und sie verbürgen sich für die Genehmigung des hohen Rats von Madras.

Im Lager vor Pondichéry am 17. Oktober 1778.

Gezeichnet: Hector Munroe, Edvart Vernen;
und in Pondichéry: Bellecombe.

Getötete und Verwundete während der Belagerung von Pondichéry:

Offiziere:		
getötet oder an ihren Wunden gestorben . . .	9	28
verwundet	19	
Regiment Pondichéry, und Unteroffiziere:		
getötet oder an ihren Wunden gestorben . . .	45	188
verwundet	143	
Kanoniere:		
getötet oder an ihren Wunden gestorben . . .	29	98
verwundet	69	
Bürger:		
getötet oder an ihren Wunden gestorben . . .	3	10
verwundet	7	
Spahis und Topas:		
getötet oder an ihren Wunden gestorben . . .	52	146
verwundet	94	
Arbeiter:		
getötet oder an ihren Wunden gestorben . . .	64	212
verwundet	148	
	Zusammen	682*)

Während der Belagerung wurde an Kriegsmunition verbraucht:

Pulver	160	Millionen Pfund
Kugeln	34 000	Stück
Bomben	1 950	„
Faschinen	20 000	„
Patronen	900 000	„
Zerbrochene und demontirte Kanonen .	164	„

Verluste der Engländer vor Pondichéry:

Getötete Offiziere	54	Mann
Europäische Soldaten	489	„
Spahis	4578	„
Palis	2000	„
Zusammen	7121	Mann.

*) Die schwarzen Einwohner sind hier nicht mit inbegriffen.

Verbrauch der Feinde:

Kugeln	80 000 Stück
Bomben	11 000 „
Pulver	600 Millionen Pfund
Patronen	2 000 Millionen Stück.

Die Belagerung kostete den Engländern 11 Lack Pagoden oder 9 350 000 Livres.*)

II.

Eigenhändig geschriebenes Fragment von Barras über die Halsbandgeschichte.

Ich lebte in Paris mit beschränkten Mitteln; zum Glück kam eine alte Verwandte in Marseille mir oft zu Hilfe; ich hatte einige Schulden, die ich dann bezahlte. Baron de Valois, Marineoffizier, stellte mich seiner Schwester, der Gräfin de la Motte, vor; sie war schön, gut, gefällig, und galt dafür, großen Kredit zu haben; sie machte ein großes Haus, empfing viele Leute; einer der eifrigsten Besucher war Kardinal de Rohan; sie stammte von den Valois ab, wie man sagte, und wäre somit hoffähig gewesen; sie war mit Herrn de Calonne liirt; sie schlug mir vor, ihre Schwester zu heiraten; die Ereignisse verhinderten diese Vereinigung. Eines Abends speisten wir mit dem Kardinal bei dem Notar La Fresnay, da schien sie mir sehr traurig; der Kardinal hatte seine gewöhnliche Großsprecherei verloren; jeder zog sich gegen Mitternacht zurück. Sie lud mich ein, in ihren Wagen zu steigen, um sie nach Hause zu begleiten; beim Boulevard St. Antoine, der Mond schien, sagte sie: „Der Wagen ist mir lästig; ich gehe gern zu Fuß bis zur Rue St. Claude." Ich reichte ihr den Arm; sie war beklommen, ich fragte sie nach der Ursache. Sie sagte zu mir: „Ich bin die kompromittirte Dupirte und vielleicht das Opfer meiner Leichtgläubigkeit; ich werde Ihnen morgen alles sagen. Ich werde Paris verlassen müssen; Sie werden mich nach Bar-sur-Aube begleiten." Ihre Seufzer, ihre Thränen, die Furcht, die ich an ihr wahrgenommen, die Schweigsamkeit des Kardinals, heftige Vorwürfe, die Cagliostro gemacht wurden, die betrübte Miene der Freunde des Hauses machten mich mißtrauisch; ich glaubte, nachdem ich sie nach Hause gebracht

*) Es handelt sich hier, wohlverstanden, um französische Livres, nicht um Pfund Sterling. (G. D.)

hatte, mich zurückziehen zu sollen, um eine vertrauliche Mitteilung zu verhüten.

Am folgenden Tag war ich bei einem Domherrn, befreundet mit Frau de la Motte; da erfuhr ich, sie sei schwer kompromittirt, der Kardinal habe ein Diamantenhalsband gekauft, angeblich als Huldigung für die Königin bestimmt, in Wahrheit, um den Adepten anvertraut zu werden, deren Chef Cagliostro die Steine auseinandernehmen und große Diamanten daraus machen sollte. Um den*) Kardinal zu rechtfertigen, ließ man eine römische Demoiselle Oliva im Park von Versailles eine unanständige Rolle spielen. Cagliostro und andere Adepten, die die Steine des Halsbands zu ihrem Nutzen verkauft hatten, waren die Urheber dieses Possenspiels und dieser Gaunerei. Die Zeit der Zahlung war gekommen, die Juweliere wollten bezahlt sein; da der Kardinal nicht zahlen konnte, wagte man ihnen zu sagen, um sie zu beruhigen, daß dieses Halsband im Besitze der Königin sei, man müsse warten, alles werde mit Zinsen gezahlt werden. Die Juweliere glaubten sich an die Königin wenden zu sollen; diese teilte es dem König mit. Der Kardinal wurde im Palast von Versailles verhaftet und nach der Bastille gebracht; Frau de la Motte, die sich nach Bar-sur-Aube geflüchtet hatte, auch. Sie wurden verurteilt; der Kardinal wurde in seine Abtei verbannt und Frau de la Motte durch ein Parlament beschimpft, das gegen die traurigen Trümmer des unglücklichen Hauses Valois wütet. Das Resultat der chemischen Operationen und der Beschwörungen des Charlatans Cagliostro, das man mit Ungeduld erwartete, war sein Verschwinden.

III.

Noch ein eigenhändig geschriebenes Fragment von Barras über die Halsbandgeschichte.

Der Baron de Valois diente in der Marine; ich wurde seiner Schwester, der Frau Gräfin de la Motte, vorgestellt; sie war jung, schön, äußerst gefällig; sie hatte intime Beziehungen mit dem Kardinal de Rohan, Cagliostro, einem Mönch aus Lüttich, der auch Zauberei trieb, und einem Notar. Sie schlug mir vor, ihre Schwester zu heiraten, die damals in

---

*) Wahrscheinlich anstatt „sich vor dem". Anmerkung des Uebersetzers.

einer Abtei, Rue St. Antoine, war. Diese Verbindung sollte sich bewerkstelligen, als Ereignisse sie verhinderten: Frau de la Motte ging zu Hof, hielt ein sehr gutes Haus Rue St. Claude; aber man bemerkte ihre Unruhe, die sie nicht immer verbergen konnte, und die oben genannte Personen teilten. Eines Abends, nach einem sehr guten Souper bei dem Notar La Fresnay, das aber ziemlich traurig verlief, denn der Kardinal hatte seine gewöhnliche Großsprecherei verloren, zog sich jeder zurück; Frau de la Motte sagt zu mir: „Begleiten Sie mich." Wir steigen in den Wagen; sie bricht das Schweigen erst am Boulevard du Temple: „Ich habe starken Kopfschmerz," sagte sie, „wir wollen zu Fuß gehen; ich schicke meine Leute weg." Einen Augenblick nachher: „Ich habe das Bedürfnis, mich zu setzen." Wir erreichen eine der Steinbänke; ihre Brust wogte heftig, Seufzer entschlüpften ihr. „Was haben Sie denn?" fragte ich sie. — „Ich bin von Kummer verzehrt, mein Freund; ich bin nur von falschen und habgierigen Leuten umgeben, und ich habe die Schwäche gehabt, sie nicht wegzujagen, sogar sie anzuhören; sie haben mich seltsam kompromittirt, ebenso wie den Kardinal; ich bedarf Rats, mein Mann ist dessen unfähig; Cagliostro und die anderen sind Spitzbuben, die Königin ist eine Undankbare, der Kardinal ein Dummkopf; wir werden alle drei ihre Opfer sein." Einige Reden, laut genug gehalten, um gehört zu werden, hatten mir Mißtrauen eingeflößt; ich beruhigte die Gräfin, ich sagte ihr: „Sie könnten endlich einen Entschluß fassen, sich der Lästigen entledigen, sich von allen den Intriguen entfernen und glücklich leben, wie Sie es verdienen; aber es schlägt jetzt zwei Uhr, gehen wir nach Hause." Sie bemerkte, daß ich keine vertrauliche Mitteilung wollte; ich bringe sie in ihr Hotel und ziehe mich zurück.

Am folgenden Tag sah ich den Domherrn sowie die Schwester der Frau de la Motte; ich fragte sie nach der Erklärung von so vielen Geheimnissen; diese antwortete mir: „Es handelt sich um ein reiches Halsband in Diamanten, für das meine Schwester und der Kardinal Verpflichtungen eingegangen sind und das Spitzbuben von Adepten zu ihrem Nutzen auseinandergenommen haben. Alles ist verloren; Frau de la Motte verläßt Paris; der Kardinal sollte es auch thun, Cagliostro verschwinden. Meine Schwester wurde von einem Haufen Spitzbuben verleitet, sie hat großen Persönlichkeiten Dienste geleistet, die sie verließen; man hat mit eben so sträflichen Intriguen schwer gegen die fremde Königin gefehlt." Ich ging zu Frau de la Motte; sie sagte mir: „Ich reise nach Bar-sur-Aube; ich hätte Paris nie bewohnen, noch mit den Großen verkehren sollen, deren Opfer ich bin."

Sie wurde durch das Parlament beschimpft, das Rache zu üben hatte gegen diese traurigen Reste des unglücklichen Hauses Valois. Die herrschende königliche Familie beging den Fehler, einen Gerichtshof über eine so skandalöse Sache erkennen zu lassen. Ich verließ Frau de la Motte und habe sie nicht mehr wiedergesehen; ich zog mich von einer Verbindung zurück, zu der mich nur das Vergnügen gezogen hatte, die vorzüglichen Eigenschaften dieser Dame zu betrachten. Ich schulde hier eine Huldigung von Erkenntlichkeit dem Herzog von Orleans, der mir bei dieser Gelegenheit eine große Teilnahme wegen meiner Verbindung mit Frau de la Motte zeigte.

IV.

Erzählung von der Einnahme der Bastille, nach dem eigenhändig geschriebenen Tagebuch von Barras.

Samstag den 11. Juli 1789. Entlassung von Necker, de la Luzerne, de Montmorin und (unleserliches Wort), ersetzt durch de Breteuil, Chef des Staatsrats und der Finanzen, Ridaud (?) de la Tour, General-Controlleur, d'Amécourt und Lambert, im Staatsrat zugelassen, de Broglie, Kriegsminister, de la Porte, Marineminister, Foulon für Kriegsverwaltung. Diese Nachricht wurde Sonntag den 12., mittags um 12 Uhr, bekannt und verbreitete allgemeine Bestürzung.

Man sagte, der Herzog von Orleans sowie mehrere Mitglieder der Nationalversammlung seien verhaftet.

Um 3 Uhr nachmittags wurden die dekorirten Büsten vom Herzog von Orleans und von Necker im Triumph getragen.

Großes Zuströmen des Volkes. Die Redner im Palais Royal hielten Ansprachen an das Volk. Das Palais Royal war voll.

Um 4 Uhr rief man zu den Waffen. Die Wache wurde gezwungen, die zwei Büsten zu begleiten.

In einem Augenblick erschien das Volk und sammelte sich in Tumult, mit Degen und Flinten bewaffnet; die Rufe: „Es lebe der dritte Stand, der Herzog von Orleans und Necker!“ wiederholten sich überall; die Passanten wurden eingereiht. Um 5 Uhr wurde entschieden, daß man die königlichen Truppen auf dem Champ de Mars, den Champs Elysées und der Barrière-Blanche angreifen werde. Die französischen Garden

verließen ihre Fahnen, um mit dem Volk zu gehen; Soldaten von Vintimille, Provence u. s. w. gingen auch über. Man griff die Dragoner von Royal (unleserliches Wort) an; es gab Tote, Abgeworfene, und ihre Pferde wurden zum Palais Royal geführt. Das Palais Royal wurde als Zentralpunkt etablirt, wo alles sich zusammenfand; in der Folge wurde es Waffenplatz.

Royal-Allemand drängte die Pariser auf den Platz Louis XV. zurück und sein Oberst, der Fürst de Lambesc, säbelte einige unbewaffnete Bürger zusammen und warf sie in den Tuilerien nieder.

Die Nacht ließ die Pariser in die Stadt zurückkehren; es gab einige Scharmützel, und Kavaliere von Royal-Cravate wurden in einem Gefecht auf dem Boulevard nach Mitternacht, um ein Uhr, getötet. Die Nacht war sehr stürmisch; man hörte nur die Rufe: „Es lebe der dritte Stand!“ und „Zu den Waffen!“

Man übte Erpressung an den Vorübergehenden, indem man mit den Waffen in der Hand Geld abverlangte.

Der Tag zeigte uns das Volk sehr aufgeregt; alle Häuser von Waffenhändlern wurden geplündert; man nahm alle Waffen weg; man bemächtigte sich dann des Hauses der Lazaristen; man fand Waffen und viel Lebensmittel, besonders Mehl, sogar Geld; alles wurde zum Hotel de Ville gebracht; das Volk legte Feuer an eines der Häuser, das abbrannte.

Montag wurde den ganzen Tag über nach Waffen gesucht; es war Befehl vom Hotel de Ville, sich in allen Distrikten und in den Kirchen zu versammeln; alle Bürger begaben sich dahin; es gab Redner, die auf die Kanzel stiegen und gegen die Mißbräuche sprachen, indem sie die Bürger aller Klassen einluden, sich einschreiben zu lassen und zu bewaffnen.

Gegen Abend war das Palais Royal voll von Menschen; man sprach und agitirte nur, um die Freiheit wieder (sic) zu erlangen, um alle Feinde des Staates anzugreifen.

Der Pöbel beschloß, die Häuser einiger Großen zu verwüsten; man lief nach dem des Herrn de Breteuil, man nahm die Waffen und zerbrach alles, was sich dort fand. Von dort ließ man die Tuilerien öffnen; es war damals nahezu Mitternacht; der Schweizer, obgleich es ihm der Kommandant ausdrücklich verboten hatte, öffnete das Thor beim ersten Schlag; es wäre bei dem geringsten Widerstand eingestoßen worden.

Von dort begab man sich zum Fürsten de Lambesc, man zerstörte alles bei ihm, und nur auf die Vorstellungen einiger Personen hin steckte man sein Haus nicht an, weil es das Feuer dem Quartier mitteilen

konnte. Man war auch bei einigen anderen Großen, die aus Besorgnis ihre Hotels verlassen hatten.

Nachts wurde patrouillirt; die Posten wurden angewiesen. Jedes Quartier wurde bewacht; alle Bürger waren bewaffnet in den Straßen; jede Straße hatte einen oder mehrere Wachposten, und die Patrouillen lösten einander ab. Man machte in den Avenuen von Paris sogar Barrikaden, die am folgenden Morgen vervollkommnet wurden und auf denen man Kanonen aufpflanzte.

Der größte Teil der französischen Garden war zum Volk übergegangen, und man war sicher, daß die Schweizer Garden nichts gegen die Pariser thun würden.

Man war die Nacht über sehr wachsam, weil man glaubte, von den Truppen des Königs angegriffen zu werden; es war ein permanentes Komite von Wählern im Hotel de Ville etablirt worden, das die nötigen Befehle zum Angriff und zur Verteidigung gab und sie anschlagen ließ; der Vorsteher der Kaufmannschaft führte den Vorsitz.

Am folgenden Morgen, Dienstag, marschirte man zum Invaliden-Hotel; der Gouverneur wurde aufgefordert, den Platz zu übergeben; er traf Anordnungen zur Verteidigung, aber sobald das Volk, über 20 000 Mann, sich anschickte, den Graben zu überschreiten, ließ er die Thore und die Waffengewölbe öffnen, wo sich mehr als 20 000 Gewehre befanden. Man ließ allen Bürgern sagen, sie sollten sich bewaffnen, und Paris kam massenhaft zugelaufen; man bemächtigte sich der Kanonen, der Lebensmittel und Munition aller Art, die man im Triumpph unter Trommelwirbel in Paris herumführte; das Mehl wurde in der „Halle" deponirt. Eine sehr sonderbare Sache ist es, daß das Lager der drei Schweizer Regimenter im Champ de Mars, eines Husaren- und eines Dragonerregiments sich nicht regten.

Kurz nachher behauptete man, daß das Lager sich ergeben wollte und nur darauf wartete, angegriffen zu werden, um Partei zu nehmen. Um 11 Uhr wollte man auf Versailles marschiren, aber eine wichtige Attake beschäftigte Paris: die Bastille, dieses Monument des Despotismus, wurde angegriffen. Man fing damit an, den Gouverneur, Minister de Launay, aufzufordern, diese Festung zu übergeben; die Deputirten wurden zwischen die zwei Zugbrücken hineingeführt, und sogleich ließ der Gouverneur die Brücken in die Höhe ziehen, die Thore schließen und auf die Deputirten Feuer geben, die im Augenblick alle tot blieben. Das Volk, darauf wütend, weder Hindernis noch Gefahr kennend, attakirte das Fort, führte Kanonen gegenüber den Thoren auf, brach die Ketten der Zugbrücke

entzwei, drang massenweise in den ersten Hof, trotz dem Feuer vom Platz, wiederholte dasselbe bei der zweiten Zugbrücke und kam in die Festung, rechts und links dreinhauend (sic); der Gouverneur, überwältigt, zog sich in einen der Türme zurück; der Königslieutenant war mit den Waffen in der Hand getötet worden; die ungefähr fünfzig Invaliden, die das Fort verteidigten, waren getötet oder außer stand, gegen 10 000 Menschen in der Festung und vielleicht 100 000 außerhalb sich zu halten. Sie ergaben sich; der Gouverneur und zwei andere Offiziere wurden ergriffen; die Fahnen wurden auf den Thürmen befestigt und die Gefangenen mit Stockschlägen und unter Beschimpfungen des Volkes, das „Hängt sie!“ schrie, nach dem Hotel de Ville geführt.

Als man bei dem Hotel de Ville ankam, war de Launay von tausend Stößen durchbohrt; einer seiner Offiziere erlitt dasselbe Schicksal, als er bei dem Grève-Platz ankam; dem Hotel gegenüber wurden zwei Invaliden am Eisen einer Laterne erhängt und man riß ihnen in demselben Augenblick das Herz heraus.

Man entdeckte, daß de Flesselles, Vorsteher der Kaufmannschaft, die Stadt verriet; er wurde vom Volk verlangt; als er beim Herabsteigen auf der letzten Stufe war, regnete es Hiebe, und er blieb tot liegen; sein und de Launays Kopf wurden auf Piken gesteckt und mitten durch die Pariser Milizen in allen Straßen herumgetragen; der Kerkermeister wurde gehängt, die Hände wurden ihm abgehauen und im Palais Royal und in den Straßen von Paris gezeigt.

Die Nacht verging in Befürchtungen; alles war auf den Beinen; die verschiedenen Etagen der Häuser waren mit Steinen versehen, um sie auf die Truppen des Königs zu schleudern. Mittwoch morgens traf man alle nötigen Maßregeln gegen den Angriff; man bereitete sich sogar vor, wenn kein Angriff erfolge, in mehreren Kolonnen, über 100 000 Mann stark, auf Versailles zu marschiren.

Die Nachricht von der Einnahme der Bastille wurde durch Vicomte de Noailles nach Versailles gebracht; der Hof geriet in Alarm, die Köpfe, die man auf den Straßen sah, imponirten derart, daß die Nationalversammlung es erreichte, daß der König in die Versammlung kommen würde. In der That begab sich der König Mittwoch früh hin, ohne Pomp und ohne Waffen, indem er ihnen sagte: „Der Chef der französischen Nation, gerührt von den Leiden, die die Hauptstadt betrüben, kommt, um sich mit euch ins Einvernehmen zu setzen, damit die Leiden ein Ende finden, und euren Rat einzuholen.“ Es wurde beschlossen, der König solle seine Truppen wegschicken, sowie auch die schlechten Minister,

die die Unruhen verursachten. Eine Deputation von nahezu hundert Deputirten der Nationalversammlung verkündigte der Hauptstadt diese glückliche Nachricht; sie schritten durch die stark besuchten Straßen der Stadt zum Hotel de Ville und versicherten, der gute und gerechte König vergesse alles, was vorgefallen sei. Der Erzbischof von Paris sprach, ohne gehört zu werden; de Lafayette verlas die Rede des Königs und dessen väterliche Absichten; de Lally-Tollendal sprach mit viel Kraft, sagte, der König sei ohne Pomp, allein, betrübt von den Leiden der Hauptstadt, zu ihnen gekommen, um Worte des Friedens zu sprechen. Er fügte hinzu, die Nationalsammlung hätte die Gefahren der Pariser geteilt, aber jetzt solle alles vergessen sein und die öffentliche Ordnung wieder hergestellt werden.

Der Herzog de Liancourt wollte von Frieden, von Verzeihung sprechen, wurde aber vom Volk unterbrochen, und Viconte de Noailles replizirte, wo kein Verbrechen vorliege, gebe es auch keine Verzeihung; das ward stürmisch applaudirt; de Lafayette wurde dann als Chef der Pariser Miliz und Bailli als Maire der Stadt proklamirt. Donnerstag abend zeigte eine Deputation von Versailles an, der König werde am folgenden Tag nach Paris kommen; alle Truppen waren fortwährend unter Waffen und dieselbe Thätigkeit herrschte.

Am Freitag reiste der König allein von Versailles ab, begleitet von der Bürgerschaft von Versailles, und kam in einem einzigen, ganz einfachen Wagen zur Barrière, allein und ohne jemand von seiner Familie; er hatte in seiner Karosse den Marschall de Beauvais, den Herzog de Villeroy, den Grafen d'Estaing und den Herzog de Villequier. Er hielt seinen Einzug in Paris durch ein Spalier von Pariser Soldaten von der Barrière bis zum Hotel de Ville und gefolgt von nahezu 100 000 bewaffneten Milizen zu Fuß und zu Pferd. Ein großer Teil der Deputirten ging bei dem Wagen des Königs, ebenso die Pariser Wähler; die Grenadiere, von der französischen Garde zur Stadt übergegangen, zogen zwei Kanonen mit brennenden Lunten. Als Bailli dem König an der Barrière die Schlüssel der Stadt überreichte, sagte er zu ihm: „Sire, die Stadt Paris bot dieselben Schlüssel Heinrich IV., nachdem er die Stadt Paris erobert hatte; sie bietet sie Ihnen heute, nachdem sie ihren König erobert hat." Man rief, während er vorüberfuhr: „Es lebe die Nation." Im Hotel de Ville willigte der König in die Entfernung der Minister, die Rückberufung von Necker, die Gründung der Pariser Miliz und so weiter... Er wurde in derselben Ordnung zurückgeführt, Bajonett in der Scheide, Flintenkolben hoch, unter den Rufen: „Es lebe der König, die Nation!" Er wurde zur Barrière begleitet unter den Zurufen seiner ganzen Hauptstadt.

Am folgenden Tag, Samstag, erfuhr man, daß die Polignacs entfernt wurden, daß der Marschall de Broglie, die Minister, die Prinzen und die ganze Kabale aus Versailles fort seien, um sich, sagte man, nach Metz zu begeben; der Graf Artois war auf Reisen gegangen.

Es wurde sogleich ein Kurier an Necker gesandt, um ihn zurückzurufen und ihm den Wunsch der Nation auszudrücken.

Man fährt fort, die Bastille zu zerstören; das Volk hat Ordre bekommen, in den Distrikten Waffen zu tragen; man beschäftigt sich mit der Formation der Miliz; die Patrouillen gehen immer ihren Gang; der Rat oder das permanente Komite regiert immer noch die Hauptstadt. In seinem Namen und auf seinen Befehl wird alles ausgeführt; es ist nicht mehr die Rede vom König, als ob er nicht existirte, das Komite regelt alle Geschäfte.

Alles scheint ruhig; man setzt die Patrouillen fort; am Montag verbreitet sich die Nachricht, der Intendant von Paris sei in Compiègne verhaftet worden. Man verhaftete, sagte man, Foulon in einem Schloß des Herrn de Sartine. Er wurde am 22. hierher gebracht; er kam nach dem Hotel de Ville, unterwegs verlangte das Volk seinen Kopf. Auf das Geschrei und das drohende Verlangen des Volkes wurde Foulon auf den Platz des Hotel de Ville geführt und sofort, um vier Uhr nachmittags, an einer Laterne gehängt. Sein Kopf wurde abgeschnitten, auf einen Stock aufgespießt und mit Heu im Munde auf den Straßen gezeigt. Zwei Stunden nachher langte der Intendant im Hotel de Ville an; auch er wurde vom Volke begehrt und an die gleiche Laterne gehängt, doch zerriß der Strick, worauf man ihm mit Säbelhieben und Bajonettstichen den Rest gab. Sein Kopf wurde ebenfalls abgeschnitten und auf eine Pike gesteckt; man riß das Herz heraus, das mit Fackeln durch die Straßen von Paris getragen wurde; um elf Uhr nachts ward sein Körper bei den Füßen durch die Straßen geschleift.

Heute, Donnerstag, ist alles ruhig; das Volk verlangt indessen nach mehr Beispielen; man sucht die proskribirten Köpfe, und alle Schlechten müssen zittern.

V.

Eigenhändig geschriebenes Fragment von Barras über seine Mission zur italienischen Armee 1793. Absetzung des Generals Brunet.

Deputirte von Toulon zeigten mir an, diese Stadt plante einen Verrat, sie wäre in lebhafter Korrespondenz mit Marseille, mit den Sektionen der Kommune, sie hätte diese Organisation adoptirt, die Civil=

und Militärchefs seien keine Freunde der Republik. Auf wiederholte Einladung meiner Kollegen reiste ich nach Toulon. In Pignans angekommen, erfuhr ich, Toulon habe seine Thore geschlossen und Bayle, Beauvais und viele Republikaner verhaftet, das Zentralkomite der Sektionen habe einen Preis auf meinen Kopf gesetzt, die feindlichen Geschwader herbeigerufen, mit denen sie seit einiger Zeit in Unterhandlung stünden, Kuriere seien abgeschickt, um die Kommunen unter die Waffen zu rufen. Ich hatte ein Detachement von zwölf Dragonern mit mir, den General Lapoype, Fréron und meine Sekretäre. Die Gefahr war dringend, ich stieg zu Pferd, um die italienische Armee wieder zu erreichen. Der Gemeinderat von Pignans, in Schärpe, hatte die Sektionäre versammelt; er präsentirte sich, als ich zum Thor der Stadt hinausritt. Er forderte mich auf, zurückzukehren, um meine Vollmacht zu prüfen. Ich befahl ihm, sich zurückzuziehen, als auf seinen Befehl Individuen sich auf den Zügel meines Pferdes stürzten. Ich nehme den Säbel in die Hand und steche auf die Elenden, auf die Munizipalität; alle warfen sich in die Gräben an den Seiten des Weges. Frei geworden, sagte ich: „Mir nach, Dragoner! Folgt mir!" Nur zwei gehorchten, die übrigen verließen mich. Einige Flintenschüsse wurden auf uns abgegeben. Bald waren wir außer Schußweite; die Sturmglocke läutete in den Kommunen, die wir passiren mußten, um die italienische Armee zu erreichen. Ich kannte das Land, ich entschloß mich, die Berge von Roque-Fresnaye zu erreichen. Bei der Brücke von Argens stiegen wir ab, genau da, wo das römische Triumvirat die Welt unter sich teilte; da meine zwei Dragoner traurig waren, sagte ich zu Lapoype und Fréron: „Ich werde sie befragen, haltet euch am Zügel ihrer Pferde." Nachdem ich ihnen den verbrecherischen Abfall ihrer Kameraden auseinander gesetzt hatte, sagte ich noch: „Dragoner, ihr habt die Freiheit, die Verräter aufzusuchen, die Republik und ihren Vertreter nicht anzuerkennen." Bei diesen Worten sagten mir die Dragoner, daß diese Munizipalität in Schärpen, die sie zu respektiren gewohnt seien, ihnen imponirt hätte, daß sie ihre Kameraden tadelten, daß sie mein wären auf Leben und Tod, und sie schwenkten die Mützen und riefen: „Es lebe die Republik!" Wir stiegen wieder zu Pferd. Als ich Pignans verließ, befahl ich meinen Equipagen, den Weg nach Nizza einzuschlagen; sie wurden arretirt und nach Toulon abgeliefert. Ich verlor meine Effekten, meinen Wagen und meine ganze Korrespondenz; ich lehnte später die vom Konvent angebotene Entschädigung ab.

Ich kam zu Roque-Fresnaye an. Es ist ein schlimmes Dorf, zu

dem man nur auf Querwegen gelangt, und liegt mitten im Wald, auf einem hohen Berg. Der Maire hatte keine Ordre aus Toulon erhalten. Er war Republikaner. Ich setzte meinen Weg nach Saint Tropez fort in der Absicht, mich dort einzuschiffen. Man erwartete mich dort, sagten mir der Maire Hallier (?) und der Gemeinderat Martin, der Hafenoffizier war. Diese beiden vortrefflichen Bürger sagten mir: „Ihre Ankunft in unserer Stadt verursacht schon Ansammlungen; wir werden Ihnen eine Barke richten lassen, die wir mit zwei sicheren Patronen bemannen.“ Von Müdigkeit erschöpft glaubte ich doch die Citadelle besuchen zu sollen, um mein Erscheinen in dieser Gemeinde zu rechtfertigen; ich befahl sogar einige Arbeiten, die ich zur Verteidigung für nützlich hielt. Die Nacht brach an, da ließ sich die Peitsche eines Kuriers hören. Meine beiden Beschützer kamen und sagten zu mir: „Hier sind die Depeschen aus Toulon; um Ihnen Zeit zu geben, sich zu entfernen, werden wir sie erst öffnen, wenn der berufene Munizipalität versammelt sein wird; die Barke ist bereit, schiffen Sie sich schnell ein.“ Unter der Führung unserer zwei Bootsmänner waren wir nun in unserem gebrechlichen Fahrzeug; wir hatten Gegenwind während der Nacht; am Tag schienen einige Schiffe zu manöveriren, um uns einzuholen. In dieser Gefahr konnten wir uns auf die felsenbesäte Küste flüchten. Den ganzen Tag über versteckt, nahmen wir nachts unsere Fahrt wieder auf. Andere feindliche Schiffe zwangen mich, in Sainte Marguerite anzulegen. Ich versammelte sogleich die Invaliden und befahl Verteidigungsdispositionen. In der Nacht setzten wir unsern Weg zur italienischen Armee fort; wir liefen in den Hafen von Nizza ein: die Kette war nicht gesperrt, ich stieg auf dem Quai neben einem Wachposten aus. Alle Welt schlief, selbst die Schildwache; die Nachlässigkeit des Armeechefs bestätigte mir später, daß sie nächtliche Kommunikationen zum Zweck hatte.

Ich kam in meiner Wohnung an, wohin ich sofort den Stadtkommandanten, den Maire und die höchsten Zivil- und Militärbehörden berief. Sie vermuteten mich in den Klauen der Rebellen von Toulon und der kommandirende General hatte es ihnen bestätigt.

Ich ersetzte sofort den Stadkommandanten durch den Oberst Durand, einen tapferen Mann und Republikaner. Ich war des Patriotismus der Bewohner von Nizza sicher. Nachdem ich den Behörden das infame Verhalten der Führer von Toulon, die Nachlässigkeit in den verschiedenen Sicherheitsdiensten, selbst im Hafen, auseinandergesetzt hatte, ergriffen wir einige Maßregeln, um dem abzuhelfen, die Lebensmittel zu sichern, und um alle Kuriere mit Depeschen, selbst für den kommandirenden

General, im Hafen, an den Ufern des Var und an den Thoren von Nizza festzunehmen und mir vorzuführen. Ich schickte in die Departements Var und Rhonemündung, um die Behörden von den verbrecherischen Kabalen einer Emigrantenfraktion in Toulon, die in Marseille ein Korrespondenzkomite hatte, zu benachrichtigen.

Ich schrieb dem General Brunet, ich sei glücklicherweise den Verfolgungen der Sektionen entronnen, meine zwei Kollegen säßen in Toulon gefangen, man parlamentirte mit den fremden Geschwadern, Kommissäre hätten sich nach Genua begeben mit der Mission, den König der Treue seiner guten Stadt Toulon zu versichern, man bäte den Grafen Artois, zu kommen. Unter diesen Umständen könne man sich über den Verrat keiner Täuschung mehr hingeben, ich bitte ihn, sich zu mir nach Nizza zu verfügen. Er sagte zu meinem Adjutanten: „Ich glaubte ihn zu Toulon in Haft." Er kam zu mir, gefolgt von einem zahlreichen Generalstab; ich ließ ihn allein in meinen Salon treten, wo alle Behörden der Stadt beisammen waren; er bestand darauf, daß seine Eskorte zugelassen würde; ich ging nicht darauf ein.

Nachdem ich die Lage der Republik, die Koalition der äußeren und inneren Feinde auseinander gesetzt hatte, kam ich ganz besonders auf die des Südens, die von Toulon, das die feindlichen Geschwader zuließ, zu sprechen, auf die Gründung eines Generalkomites der Sektionen, die Organisation der Militärmacht in den Departements Var und Rhonemündung, die Weigerung, den Konvent anzuerkennen, die Errichtung von Volksgerichten, welche schon ihr grausames Amt übten, die weiße Fahne an Stelle der republikanischen, die für die italienische Armee bestimmten abgefangenen Lebensmittel, den Plan, mit ihren Bataillonen, vereinigt mit denen einiger anderen Departements, auf Paris zu marschiren.

Es gezieme unter diesen ernsten Umständen, die geeigneten Mittel zu ergreifen, um diese Verrätereien zu vereiteln, durch Detachements der Armee die Ankunft von Lebensmitteln zu schützen; es werde nötig sein, auch drei- oder viertausend Mann zu detachiren, um sich den Versuchen der inneren Feinde entgegenzustellen und sie zu unterdrücken und um unsere freien Kommunikationn zu sichern; es müßten Positionen durch die Truppen in den Schluchten genommen werden, die Toulon umgeben; ich hätte soeben meinen Kollegen von der Armee der Alpen mitgeteilt, es wäre dringend notwendig, daß ein solches Corps von drei- oder viertausend Mann detachirt und nach Marseille gesandt würde, dann nach den Schluchten von Ollioules, daß ich meinerseits den General Brunet requiriren würde, diese Dispositionen durch die Sendung eines Truppencorps in

das Departement Var und nach dem Ollioules gegenüberliegenden Teil von Toulon zu unterstützen.

Der General lächelte höhnisch während meines Berichtes. Ich fügte dann hinzu: „General, wir werden gemeinschaftlich den Süden retten; wir werden unterstützt werden durch die Masse der guten Bürger; wenn Sie sich gegen meine Vorschläge ablehnend verhielten, so werde ich ihn allein retten.“ Brunet antwortete, die Sektionen wollten die Republik, sie glaubten sich der verhafteten Deputirten versichern zu müssen; was ich von Toulon anführe, seien nur die Redensarten einiger emigrirten Royalisten, er könnte in der Lage, in der sich seine Armee befände, keinen Soldaten entbehren, man müßte der Masse der Bürger das Recht lassen, mit einigen Schreiern zu verfahren, wie sie es verdienen.

Man benachrichtigte mich, ein Kurier von Toulon sei festgenommen worden; ich entfernte mich einen Augenblick. Die Depesche war für den General Brunet. Sie bestätigte mir die verbrecherische Verbindung dieses Generals mit dem Komite von Toulon. Eine andere Depesche des Generals an das Komite billigte die von letzterem getroffenen Maßregeln für die öffentliche Wohlfahrt. Mit diesen Schriftstücken und mit noch vielen anderen versehen, sagte ich zum General: „Nicht mit Unrecht lief das Gerücht um von Ihren Korrespondenzen mit den Rebellen. Ich habe davon durch die Festnahme einiger Kuriere den materiellen Beweis erhalten. Ich verlange jetzt von Ihnen, mir viertausend Mann Ihrer Armee zur Verfügung zu stellen, ich behalte mir die Ernennung des Chefs vor, der sie kommandiren soll, ich habe meinen Kollegen von den Alpen gegenüber diese Verpflichtung übernommen . . .“ Ich bäte ihn, sich mit mir zu vereinigen, er sei ohne Zweifel getäuscht worden.

Da sagte mir Brunet in sehr anmaßendem Ton: „Sie sind durch die Abwesenheit Ihrer beiden Kollegen machtlos,“ ich hätte kein Recht, mir Fréron beizugeben; er erkenne mich als Vertreter bei der Armee an, widersetze sich aber der Ausübung aller Funktionen, und das gelte in erhöhtem Maße auch für Fréron, der keinerlei Mission hätte und in den Konvent zurückgehen sollte.

Alles war verloren, wenn ich schwach wurde. Ich bedeutete Brunet, daß ich die Macht übte, die der Konvent mir anvertraut hatte, daß Fréron mich unterstützen, daß die Empörung bestraft würde, ebenso wie diejenigen, die sie begünstigten; gestützt durch die tapfere Armee, durch die Bürger von Nizza, durch die des Binnenlandes, würden meine Anträge, die ich jetzt in Befehle umwandelte, ausgeführt werden; ich nehme alles auf meine Verantwortung, ich verbiete ihm ausdrücklich jede

Aenderung in den gegenwärtigen Dispositionen seines Lagers, jeden Angriff gegen den Feind, ich würde eine Proklamation an die Armee erlassen; er zwinge mich, sein mehr als verdächtiges Verhalten zu enthüllen.

Brunet, durch das Fenster eine Bewegung von Truppen und Nationalgarden bemerkend, die ich um mein Haus berufen hatte, von dem tapfern Durand kommandirt, der Zeuge der Vorgänge während der Sitzung war, Brunet sagte dann bleich, mit fast erloschener Stimme, daß er vielleicht im Irrtum war, daß, da ich alles auf meine Verantwortung nähme, er meinen Requisitionen nachkomme, daß er der Ausübung meiner Vollmacht zustimme, auch der Frérons. Ich reichte Brunet die Hand, er acceptirte mein Mittagsmahl mit den Behörden. Alle Bitterkeit von der einen Seite wie von der andern schwand während der Mahlzeit. Als er Abschied von mir nahm, versicherte er mich, er würde Befehl geben, damit alle unsere Verfügungen sogleich ausgeführt würden. In seinem Lager angekommen, detachirte er dreitausend Mann, die ich unter dem Befehle von General Lapoype nach dem Departement Var sandte; aber nachher wurde er von einer schlechten Umgebung bearbeitet, und da gab es denn keine Art von Nachrede, die er nicht gegen den Konvent gehalten hätte, gegen die Kommissäre, die er arretiren lassen müsse, damit sie nicht den Gang der regenerativen Begebenheiten hemmen.

Ich fing eine neue Depesche der Sektionen von Toulon auf und eine Antwort von Brunet.

Dieser General traf Anstalten, den Feind anzugreifen, damit er, zurückgedrängt, einen Vorwand habe, die Grafschaft Nizza zu verlassen, sich nach Var zurückzuziehen und die Rebellion des Südens vielleicht mit der sardinischen Armee zu stützen, die ihm notwendigerweise gefolgt wäre. Das einzige Mittel, die Armee zu retten, schien mir die Einsetzung eines andern Chefs. Ich faßte einen Entschluß, setzte Brunet ab und ersetzte ihn durch den ältesten General, Dumerbion, als Militär und Bürger von der Armee und den Bürgern sehr geschätzt. Ich schickte ihm meine Depesche und befahl ihm, sich mit sicheren Militärs seiner Division zu umgeben, zu Brunet zu gehen, ihn zu verhaften, ihm seine Absetzung mitzuteilen und sofort das Kommando über die Armee zu übernehmen, unter guter Eskorte Brunet nach Nizza zu senden, meine Befehle, meine Proklamation im Lager anschlagen zu lassen und auf der Stelle die Mission öffentlicher Wohlfahrt auszuführen, mit der ich ihn beauftragte.

Dumerbion führte sogleich den Befehl aus, weil er die Dringlichkeit desselben einsah. Als er bei Brunet eintrat, las er ihm meine Depesche vor und fügte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: „General, keine

Erklärung, gehorchen Sie, erlassen Sie es mir, von den Mitteln der Gewalt, von der ich umgeben bin, Gebrauch zu machen." Brunet, der die Festigkeit des tapfern Dumerbion, seinen Einfluß auf die Armee kannte, unterwarf sich. Ein Detachement führte ihn nach Nizza; die Stadt beglückwünschte mich zu dieser Maßregel. Brunet, der Nizza zu meiden wünschte, schrieb mir, mich zu bitten, ich möge es ihm erlassen, durch Nizza zu kommen. Ich bewilligte es ihm, indem ich ihm durch den Kommandanten Durand, den ich zum Brigadegeneral ernannt hatte, sagen ließ, daß seine Eskorte ihn nur auf das andere Ufer des Var führen würde, daß ich ihm riete, zu schweigen, daß ich, mit wichtigen Beweisstücken gegen ihn versehen, diese dem Wohlfahrtsausschusse nicht unterbreiten würde, wenn er sich ruhig in sein Heim in den Hautes-Alpes zurückzöge. Brunet versprach alles, aber perfide Ratschläge bestimmten ihn, nach Paris zu gehen, um beim Wohlfahrtsausschuß gegen mich Klage zu führen. Ich schickte dann sogleich meinen Sekretär mit dem Befehl, dem Ausschuß unter Empfangsbescheinigung die Originalbeweise des Verrats dieses Generals vorzulegen. Er wurde vor das Revolutionstribunal gebracht und bezahlte mit seinem Kopf, was er hätte vermeiden können, wenn er meine Ratschläge befolgt und sein Versprechen, zu Hause zu bleiben, gehalten hätte.

VI.

Die Präliminarien des 9. Thermidor. Eigenhändig geschriebene Erzählung von Barras.

Zu jener Epoche war der Konvent unter dem Joch der Regierungsausschüsse, die ihn dezimirten. Ich befand mich mit einem Einfluß ausgestattet, den meine Mission begründet hatte und mein Charakter aufrecht erhielt; als Tadler dieser Ausschüsse sprach ich mich über ihre scheußliche Herrschaft aus; sie hatten sich damals, mit einer Eskorte von Gurgelabschneidern (coupe-jarrets) umgeben, in welche Deputirte eingetreten waren. Ich lebte isolirt für mich, ich gehörte zu keiner Koterie, ich speiste bei niemand. Dieses Verhalten imponirte; es machte aus mir einen Oppositionschef, dem sich die wahren Freunde der Freiheit zugesellten. Eine Vereinigung von Deputirten ward gegründet, um über das Mittel zu beraten, die Ausschüsse zu stürzen und dem Konvent seine Unabhängigkeit wiederzugeben, nach der er seufzte. Wir kamen mehrmals in der Woche bei Doyen in den Champs Elysées zusammen, dann

um 10 Uhr abends in einem Kabinet im Café von Corazza, dessen Treue mir bekannt war. Courtois, der ungebundenste Mensch im Konvent, gut mit allen Parteien, die Ausschüsse ausgenommen, die er zu fürchten einige Ursache hatte, wurde beauftragt, die Energie seiner Kollegen zu wecken, sie auf den großen Schlag vorzubereiten, den man gegen die Unterdrücker zu führen sich vorgesetzt hatte. Das glückte Courtois vollkommen; jeden Tag versicherten mich redliche Deputirte, daß ich auf sie zählen könnte. Ich ging nur mit einem Säbel und Pistolen bewaffnet aus; ich proklamirte wie Merlin de Thionville, ich würde den Kopf desjenigen abhauen, der mich zu verhaften käme, und ihn dem durch die Ausschüsse so grausam unterdrückten Volke zeigen. Diese Entschlüsse alarmirten die Ausschüsse, sie beschlossen, daß es dringend nötig wäre, einige Deputirte zu den Armeen zu schicken, um sie von Paris zu entfernen. Carnot, mit dem ich keine Verbindung hatte, wurde beauftragt, ihnen davon Kenntnis zu geben. Er begegnete mir Rue Neuve des Petits Champs; ich war in Gesellschaft eines meiner Freunde. Carnot spricht mich an: „Bürger Kollege, der Ausschuß hat beschlossen, Sie zur Rheinarmee zu schicken. Ihre Situation verlangt die Gegenwart eines Vertreters, der seine Mission im Süden und bei der italienischen Armee so gut erfüllt hat; er hofft, daß Sie diesen neuen Beweis von Hingabe an das Vaterland geben werden." Ich antwortete Carnot: „Ich weiß, daß ihr den Plan gefaßt habt, dem Konvent Deputirte zu entziehen, die nicht eure servilen Schmeichler sind; ich werde nicht zur Rheinarmee gehen. Die große Gefahr, welche die Republik läuft, ist hier, ich werde also diesen Ehrenposten nicht verlassen. Sagen Sie es Ihren Kollegen." Robespierre sprach mich am folgenden Tag an: „Du fühlst die Notwendigkeit, im Konvent zu bleiben; es ist Zeit, daß er Maßregeln ergreife, um sich einer faktiösen Majorität der Ausschüsse zu entziehen." Meine Antwort waren diese wenigen Worte: „Steige doch auf die Tribüne und enthülle dem Konvent seine Usurpation der Macht und die blutigen Maßregeln, die er täglich gegen gute Bürger ergreift." Robespierre sagte: „Es wäre vielleicht Gefahr dabei, diese jetzt zu veröffentlichen, aber die Zeit ist nicht fern, wo man es thun kann." Eine Rivalität um Ansehen und Macht hatte die Ausschüsse gespalten. Es handelte sich darum, Deputirte, angesehene Bürger zu verhaften; man hielt es für nützlich, die Metzelei zu erneuern, wie sie geübt wurde gegen Danton, Chaumette, Camille Desmoulins, Bazire, Fabre d'Eglantine und den tugendhaften Gosselin, der die Ursache der schrecklichen Fortdauer des Kriegs in der Vendée enthüllt hatte, dessen die Ausschüsse sich bedienten, um die unzufriedenen Patrioten zu erschrecken.

Robespierre, von den Jakobinern unterstützt, war das einflußreichste Mitglied in den Ausschüssen, ohne darin das schlimmste zu sein. Seine Anhänger waren jedoch in der Minderheit; das Projekt, die Sitzungen des Konvents zu vertagen, hatte seine Zustimmung nicht gefunden. Man glaubte Robespierre die männliche Struktur des Collot d'Herbois entgegenstellen zu sollen. Ein Streit entspann sich durch den Vorschlag einer Proskriptionsliste, der sich Robespierre gerechterweise widersetzte (es handelte sich darum, 14 Deputirte und Bürger zu verhaften); diese Liste, durch die Mehrheit zur Beratung gebracht, wurde jedem Mitglied gereicht, das weitere Namen hinzufügte, und gelangte schließlich, auf 32 Deputirte angewachsen, an Robespierre. Robespierre sagte: „Ich sehe fünf oder sechs Deputirte, unwürdig des Charakters, mit dem sie bekleidet sind; es wird leicht sein, sie zu veranlassen, ihre Demission zu geben; aber ich werde weder meinen Namen noch meine Unterschrift den Racheakten leihen, die man üben will." Zwei Freunde von Robespierre waren seiner Ansicht; die Köpfe erhitzten sich, Persönlichkeiten folgten daraus; man erinnerte Robespierre, daß er gegen die Faktion Danton gestimmt hätte. Die drei Opponenten wurden als Gemäßigte behandelt; Robespierre, sich mit übler Laune erhebend, sagte ihnen: „Ihr tötet die Republik, ihr seid die treuen Agenten des Auslandes, das Furcht hat vor dem System von Mäßigung, das man anwenden müßte." Die Sitzung wurde so stürmisch, daß Collot gegen Robespierre handgreiflich wurde,*) dieser erklärte dann, daß er den Ausschuß verlasse, daß er mit Ehre nicht mit Henkern zusammensitzen könne, daß er dem Konvent Rechenschaft davon geben werde. Man erkannte die Gefahr der Veröffentlichung dieser Scene, tadelte den patriotischen Zorn Collots und bat Robespierre, nachdem man die verhängnisvolle Liste zerrissen hatte, den Feinden der Republik nicht neue Angriffsmittel zu geben. Robespierre schien sich zu besänftigen, besonders als Collot sich

*) Dieser Streit zwischen Robespierre und Collot wird in einer andern, von Barras eigenhändig geschriebenen Note mit mehr Details erzählt: „Nachdem Robespierre sich einer neuen Proskriptionsmaßregel widersetzt hatte, indem er sagte: ‚Ihr dezimirt den Nationalkonvent, ihr verhaftet Bürger, deren republikanische Energie ihr fürchtet,' warf sich der Bauer Collot d'Herbois auf ihn und wollte Robespierre, nachdem er ihn bei den Flanken gefaßt hatte, zum Fenster hinauswerfen, als die Freunde des letzteren ihn befreiten. Dieser Scene folgten Erklärungen. Robespierre bemerkte, er könne nicht mehr mit Henkern zusammensitzen, er ziehe sich zurück und werde dem Konvent Rechenschaft davon geben. Der Ausschuß, der seinen Fall voraussah, widersetzte sich nun dem Austritt Robespierres. Die Proskriptionsliste wurde in seiner Gegenwart zerrissen. Der heuchlerische Carnot und der honigsüße Couthon stellten ihm vor, daß der Zornesausbruch Collots vom Ausschuß mißbilligt würde, daß die Ver-

ihm näherte, um ihn zu umarmen; er lehnte das ab und entfernte sich trotz allen Bitten.

Vouland und Amar hatten mir erzählt, ein Mitglied der Ausschüsse hätte gesagt: „Dieser Beherrscher Robespierre unterdrückt die Ausschüsse; man sollte ihn, wenn er in einer Fensternische liest, auf das Pflaster werfen; das wäre ein Akt von Narrheit, der viele befriedigen würde." Robespierre brachte das Opfer, das der Ausschuß wünschte, aber er erschien sechs Wochen vor dem 9. Thermidor nicht mehr im Ausschuß; er wurde eifriger bei den Jakobinern, von denen er eine Unterstützung hoffte. — Während der Abwesenheit Robespierres von den Ausschüssen verdoppelten sich die Verurteilungen bei dem Revolutionstribunal. Ich wurde eingeladen, mich in den Wohlfahrtsausschuß zu seiner Abendsitzung zu begeben. In dem Salon angekommen, der vor dem liegt, in dem der Ausschuß sich versammelt, sagte mir der Huissier: „Der Ausschuß bittet Sie, einen Augenblick zu warten." Mehrere Deputirte waren in Erwartung, eingelassen zu werden, unter anderen Marragon; er brachte seine Arbeit über die Bewässerung zur Begutachtung. Wir prüften diesen Plan, als die Thüre sich öffnet; ein schwarz gekleideter Mann nähert sich uns und fragt nach dem Vertreter Barras. Ein Gemurmel belehrte mich, daß es Fouquier-Tinville war. Dieser fing damit an, mich an das andere Ende des Tisches zu ziehen; er sagte zu mir: „Ich bin beauftragt, mich mit Ihnen zu besprechen. Es handelt sich hauptsächlich darum, Kellermann, mit dem Sie nicht zufrieden waren, als er die Armee der Alpen kommandirte, in Anklagezustand zu versetzen, dann aber auch Hoche. Hier ist die Liste, die mir der Ausschuß übergeben hat." Ich prüfte dieses unheilvolle Blatt und erwiderte: „Ich konnte nicht immer mit den Maßnahmen Kellermanns zufrieden sein, aber ich betrachtete

öffentlichung dessen, was vorgegangen sei, die Regierungsausschüsse und die Republik zu Grunde richten würde. Man beschwor ihn, das Opfer jedes Rachegefühls zu bringen, man erwarte von ihm diesen Beweis von Patriotismus. Collot apostrophirte wütend die zwei Vermittler, beklagte sich über die Schwäche seiner Kollegen und verließ die Sitzung. Robespierre, der sehr angegriffen war, beobachtete abwechselnd seine Gegner. Er sagte zu ihnen beim Hinausgehen: „Ihr hättet mich für verrückt ausgegeben, wenn der mißglückte Plan, mich zum Fenster hinauszuwerfen, gelungen wäre. Ich sehe hier Wesen, abscheulicher als derjenige, der das ausführen sollte; er ist weggegangen, beschämt darüber, diesen Mord auf sich genommen zu haben." Robespierre zog sich zurück und erschien während eines Monats nicht mehr im Ausschuß. Robespierre war ein nüchterner Republikaner, streng in seinen Sitten, aber von einem Hochmut, der die Rivalität nicht ertrug . . ." (G. D.)

ihn nie als einen Feind der Republik. Aber da man mich interpellirt, so sage ich, wenn er angeklagt würde, so würde ich ihn verteidigen; ich werde mich auch gegen die Anklage gegen Hoche und gegen sechs gute Bürger erheben, die ich hier eingeschrieben sehe und die nicht schuldiger sind als die ersten." Fouquier fügte hinzu: „Wenn Sie dem Ausschusse dafür haften, streichen Sie Kellermann, Hoche und die sechs Bürger, die ich nicht kannte!" Während ich diese Vereinbarung ausführte, wiederholte mir Fouquier: „Ich handle nur in der Ausübung des Amtes, das mir von den Ausschüssen anvertraut wurde; Sie nehmen es auf sich, ihre Zustimmung zu erlangen; das genügt mir für meine Verantwortlichkeit. Ich stimme mit Ihnen diesem Akte der Gerechtigkeit zu."

Diese Unterredung fand in einem Salon statt, in dem sich Deputirte aufhielten, die sehr begierig waren, die Einzelheiten zu erfahren. Beim Ausschuß zugelassen, berichtete ich über das, was zwischen Fouquier und mir abgemacht worden war. Das war kurz, bevor Robespierre ihn verlassen hatte; meine Ueberraschung war außerordentlich, als er mir antwortete: „Du hast wohl gethan; man will hier die Leute unter dem Vorwand des Verrats auf die Seite schaffen, diejenigen, gegen die man Rache zu üben hat, die man fürchtet." Ich bemerkte, daß die Meinung Robespierres, gegen die kein Einwand erhoben wurde, nicht die Zustimmung von allen erhielt.

VII.

Der 9. Thermidor. Eigenhändig geschriebene Erzählung von Barras.

Thermidor kam heran. Der Konvent zeigte einige Energie; die guten Bürger stützten ihn; alles kündigte Ereignisse an. Jeder bereitete sich zum Kampfe vor. Die Ausschüsse mußten dem Konvent schmeicheln und alle Uebel auf Robespierre abladen. Letzterer sprach mich beim Verlassen des Konvents an. „Ich wünsche," sagte er zu mir, „mit Dir über die Gefahren zu reden, die die Republik bedrohen. Wir können sie retten, vereinigen wir uns; ich habe jede Transaktion mit den Ausschüssen abgelehnt; ich werde mich niemals mit solchen Räubern verbünden. Es ist Zeit, daß der Konvent seine Machtvollkommenheit wieder an sich nehme; ihre Absicht ist, die festesten Stützen der Freiheit zu erwürgen. Sie verbünden sich in diesem Augenblick mit den Royalisten, den Dantonisten, sie schmeicheln den Terroristen, gesellen sich sogar der Partei des

Auslandes zu; sie verbreiten alle Arten von Verleumdungen gegen die Republikaner. Heute Nacht selbst werden schwere Anschuldigungen gegen mich, gegen meinen Bruder und andere Deputirte an den Bäumen der Tuilerien angeschlagen. Ich wohne den Sitzungen der Ausschüsse nicht mehr bei, das Wort mild (clément) hat mir Feinde aus ihnen gemacht, und indessen werden die täglichen Hinrichtungen verdoppelt; die Verleumdung, dann das Schafott befreien sie von den mutigen Männern; Dein Patriotismus, Deine ehrenvolle Mission haben Dir Ansehen und Vertrauen gesichert; wenn wir uns verständigen, ist der republikanische Sieg gesichert." — Diese Unterhaltung hatte auf der Terrasse der Feuillants statt; mehr als zehn Deputirte, mit denen wir bei Doyen speisen sollten, beobachteten uns und waren sehr unruhig. Ich erwiderte Robespierre: „Ich nehme weder einen Vergleich an, noch schlage ich einen solchen vor. Die Ausschüsse haben ihre Vollmacht derart mißbraucht, daß der Konvent sie ihnen entziehen wird; ich hatte Freunde unter denen, die Du Dantonisten nennst, ich hatte welche unter denen, die am 31. März fielen. Wir wollen keine Oberherrschaft mehr. Die Rednerbühne der Jakobiner, der Republik so nützlich, hallt nur noch von Kriegsgeschrei wider, von den Führern kommandirt. Ich verbinde mich nur mit dem Konvent; er wird wieder des großen Volkes würdig werden, das er vertritt. Sie werden eine Insurrektion planen, wir werden sie zu unterdrücken wissen." — Robespierre versicherte mich, indem er mich verließ, seiner Ergebenheit für die Republik, und beschwor mich, an die Uebel zu denken, welche die Spaltung der Patrioten herbeiführen würde, an die günstige Chance für die Ausschüsse; ich würde ihn immer als Feind der Willkür finden und bereit, in Uebereinstimmung mit einem Manne zu handeln, der dem Vaterland so gut gedient hätte. Ich holte meine Kollegen ein und berichtete ihnen von dem, was vorgefallen war, von Robespierres Verlegenheit, von dem geringen Vertrauen, das er in seine Mittel hatte. Es wurde vereinbart, jeden Vormittag bei mir zum Frühstück zusammen zu kommen.

Am 8. Thermidor hielt Robespierre eine Rede, deren Billigung der Konvent abgelehnt hatte. Die Nacht vom 8. auf den 9. war stürmisch für die Jakobiner in den Sektionen und in der Kommune. Diese hatte sich die Administratoren des 10. August zugesellt; die Sturmglocke läutete von allen Seiten, Kommunikationen fanden zwischen den Insurgirten statt. Robespierre wollte im Konvent am 9. Thermidor von Gerechtigkeit sprechen. Vadier griff ihn an, weil er sich den Maßregeln widersetzt hätte, die die Ausschüsse gegen die Verschwörer vorgeschlagen hatten. Cambon schloß sich Vadier an, weil Robespierre sich auch dem Dekret gegen die

Pensionen (?) widersetzt hätte. Barrère sprach sich erst aus, als er glaubte, es ohne Furcht thun zu können. Saint Just erscheint am 9. Thermidor auf der Tribüne; Tallien unterbricht ihn, indem er sagt: „Man muß den Vorhang zerreißen, der so viele Verbrechen verbirgt.“ Er behandelte ihn als Verschwörer, nannte ihn einen neuen Catilina. Robespierre, immer auf der Tribüne, konnte von Collot, der den Vorsitz im Konvent führte, das Wort nicht erhalten. Er wandte sich dann an die reinsten Männer der Versammlung; er nannte die vom „Berg“ Räuber; man schrie ihm zu: „Nieder mit dem Tyrannen!“ Dann sich gegen den Vorsitzenden Thuriot wendend, der Collots Platz eingenommen hatte, sagte er: „Ich verlange das Wort vom Räuberhauptmann, der Mördern präsidirt.“ In mehreren Teilen des Saales verlangte man die Verhaftung Robespierres. Lebas sagte, er werde sein Los teilen. Robespierre der Jüngere verlangte es auch; das Verhaftungsdekret wurde beschlossen gegen Robespierre, Robespierre d. J., Couthon und Saint Just, der unbeweglich am Fuße der Tribüne stand und um das Wort bat. Robespierre wird unruhig, er apostrophirt den Vorsitzenden. Man befiehlt den Saaldienern, sie an die Schranke zu bringen. Sie zaudern, die bewaffnete Macht bemächtigt sich der Angeklagten auf Befehl des Präsidenten und führt sie in verschiedene Gefängnisse. Henriot wird verhaftet, während er gegen den Konvent marschirt. Er wird auf den Befehl von Coffinhal durch eine Nationalgarde befreit. Der Konvent ist der Ruhe zurückgegeben, er trotzt einer eminenten Gefahr. Die Kommune befiehlt der Nationalgarde, die Gefangenen zu befreien. Sie werden im Triumph nach dem Hotel de Ville geführt. Sie befiehlt Henriot, den Konvent einzuschließen, ihn gefangen zu halten, jede Beratung zu verhindern. Er kommt diesem Befehl mit einer bewaffneten Macht von Nationalgarde nach, bemächtigt sich des Sitzungsraumes des Sicherheitsausschusses (seine Mitglieder und die des Wohlfahrtsausschusses, anstatt auf ihren Posten zu bleiben, Maßregeln zu ergreifen, retteten sich in den Konvent); er bemächtigt sich des Hofs der Reitschule, läßt die vier Ehrenkanonen, die am Eingang des Palastes standen, auf den Konvent richten. In dieser verzweifelten Lage gewinnt der Konvent seine Energie wieder; ich hatte den Ausschüssen verweigert, mich mit dem Kommando von Paris zu befassen: „Steigt zu Pferd, ihr, die ihr mit der Verteidigung des Konvents und der Republik betraut seid!“ war meine Antwort gewesen. Mehrere Stimmen schlagen vor, mich zum Oberbefehlshaber zu ernennen; da der ganze Konvent darauf besteht, nehme ich an. Der Beschluß wird unter dem Ruf: „Es lebe die Republik!“ gefaßt, ebenso der, Henriot außerhalb des Gesetzes zu

stellen. Dieser war an den Thüren des Saales, man sagte ihm: „Nehmen Sie sich in acht, da kommt Barras." Dieser Elende, Herr aller Zugänge, an der Spitze einer ansehnlichen Macht, flüchtet sich in die Kommune. Seine Truppe folgt ihm in Unordnung. Ich hatte noch keine militärischen Mittel den Rebellen entgegenzustellen; Sturmläuten, Generalmarsch ließ sich von allen Seiten vernehmen. Der Grèveplatz war mit Nationalgarden und Kanonen angefüllt. Indessen die Mehrheit dieser Nationalgarde, nicht wissend, was man von ihr wolle, folgte mir. Die kommunale Versammlung beriet die Niedermetzlung eines Teils des Konvents; sie weigerte sich, seine Beschlüsse anzuhören; Robespierre, sehr unruhig, scheint sich zu ergeben, er lehnt ab, gegen die nationale Vertretung zu handeln. So viele Zögerungen hatten die in der Kommune vereinigten Bürger wankend gemacht. Ich hatte Agenten geschickt, um sie aufzuklären; der Abfall begann. Ich wollte einen Kampf vermeiden, nicht gezwungen sein, das Hotel de Ville zu beschießen, und trotz des Andringens des Wohlfahrtsausschusses, dessen Mitglieder ihre Unverschämtheit wieder gewonnen hatten, entschloß ich mich erst jetzt, gegen die Kommune zu marschiren. Gleich bei meiner Ernennung zum Oberbefehlshaber hatte ich einen Aufruf an die guten Bürger gerichtet, und meine Stimme wurde nicht überhört. Ich hatte die Vereinigung der Truppen in Paris und Umgebung auf dem Carousselplatz befohlen; ich hatte Sicherheitsposten aufgestellt, ich hatte mich des Depots von Meudon und der öffentlichen Gebäude versichert. Ich machte mehrere Berichte an den Konvent, indem ich ihn versicherte, daß ich Geschütz und Leute hätte, um den Aufruhr zu unterdrücken. Ich kam auf dem Grèveplatz mit nahezu 3000 Mann und mit Geschütz an. Das Geräusch, das letzteres beim Rollen über das Pflaster verursachte, wurde von einigen Resten der Nationalgarde gehört, die sich flüchteten. Es wurde von dem Generalrat gehört, seine Flucht wurde beschleunigt. Robespierre, wie seine Kollegen außerhalb des Gesetzes erklärt, nimmt eine der beiden Pistolen, mit denen Lebas versehen war. Die Kugel zerschmettert ihm nur die Kinnlade. Lebas tötete sich mit der Waffe, die ihm übrig blieb. Couthon war unter einem Tisch versteckt, Robespierre d. J. in einem Kabinet, an dessen Thüre Lebas sich eine Kugel vor den Kopf geschossen hatte. Saint Just pflegte Robespierre; Henriot hatte sich in einem Abort verborgen. Alle diese Personen wurden festgenommen. Die Mehrzahl der Anführer der Verschwörung wurden es bei ihrer Flucht und an den Orten, an denen sie sich versteckt hatten. Ich ließ von dem Hotel de Ville Besitz ergreifen, schickte Robespierre in den Wohlfahrtsausschuß mit dem Befehl, ihn auf dem Tisch vor dem Arbeitskabinet

des Ausschusses niederzulegen und mir die Uebernahmsbestätigung zu bringen; die anderen wurden in die Gefängnisse geführt. Würde man glauben, daß mehrere Tage nachher das Blut, das Robespierre auf diesem Tisch vergossen hatte, noch darauf klebte?

Am 10. Thermidor verurteilte das Revolutionstribunal Robespierre, seine Mitschuldigen, die Deputirten und Bürger, die gleichfalls außerhalb des Gesetzes erklärt und in der Zahl von zweiundzwanzig gefangen genommen worden waren; am 11. wurden Mitglieder des Generalrats der Kommune und andere Bürger, die dabei figurirt hatten, dreizehn an der Zahl, und am 12. fünfzehn andere Individuen verurteilt und bestiegen das Schafott. Es ist betrübend, daß eine durch ihre Zivilisation bekannte Bevölkerung bei diesem Anlaß unanständige Zeichen von Vergnügen gegeben hat, welches sie empfand, als sie die Wagen sah, die die Verurteilten zum Tode führten. Die vornehmsten Damen schwenkten, sei es von ihren Fenstern, sei es auf den Trottoirs, heftig ihre weißen Taschentücher und erlaubten sich, gleich vielen Individuen aller Klassen, sich in Beschimpfungen zu ergehen. Das Volk blieb ruhiger Zuschauer dieses Schauspiels; diese Individuen sind nicht berechtigt, heute gegen die Ausschreitungen der Revolution zu deklamiren.

Barrère machte im Namen der Ausschüsse einen Bericht gegen Robespierre; er ließ sich in unhumaner Weise gegen Leute gehen, die nicht mehr lebten. Er beschuldigte ihn, er habe den Sohn Ludwigs XVI. wieder auf den Thron setzen wollen, er habe den unsinnigen Plan zu fassen gewagt, die Schwester des jungen Prinzen zu heiraten; endlich entschieden sich die Ausschüsse, die vorgezogen hätten, sich mit Robespierre zu versöhnen, gemeinschaftliche Sache mit den Thermidormännern zu machen, die sie verabscheuten, und auf Robespierre alle die von ihnen begangenen Verbrechen abzuladen. Robespierre war kein gewöhnlicher Mensch. Vom Strom der Revolution fortgerissen, verfiel er auf einige extreme Maßregeln. Das System von Schrecken und Tod, auf die höchste Stufe blutdürstiger Barbarei gebracht, hatte ihn überzeugt, daß es alle freimütig republikanischen Männer verschlang; er wollte diesen furchtbaren Hinrichtungen Einhalt thun; er widersetzte sich der Verhaftung von mehreren Deputirten, einer großen Zahl von empfehlenswerten Bürgern, er huldigte der Gottheit, er sprach von Milde, er ging unter wie Camille Desmoulins und viele andere wegen derselben Rückkehr zu den Grundsätzen der Gerechtigkeit.

Robespierre lebte und wohnte mit der Familie des Tischlers Duplay zusammen; dort herrschten Nüchternheit, Mäßigkeit und gute Sitten;

die Schwester Robespierres dachte oder schrieb niemals an ihren Bruder den angeblichen Brief, von dem Courtois (?) in seinem Bericht mit eingestreuten Bosheiten und Lügen spricht. Fräulein Robespierre, von ehrbarem Betragen, war ihrem jungen Bruder zur italienischen Armee gefolgt. Sie verließ ihn, da sie den Widerwillen nicht überwinden konnte, den ihr eine sehr ausgelassene Gesellschaft verursachte. Der obige Brief war an ihren jungen, bei der italienischen Armee gebliebenen Bruder geschrieben. Dieser Courtois zeigte uns jeden Tag unter Robespierres Papieren gefundene Briefe. Er ließ nur die auf seine geheimen Meinungen bezüglichen bestehen; die von Bonaparte wurden auf mein Verlangen und das von Fréron verbrannt, obgleich sie nichts als sehr Patriotisches enthielten.

Der Konvent hatte unter diesen denkwürdigen Umständen einen großen Mut in der Gefahr gezeigt, die ihn fast in seiner Gesamtheit bedrohte, aber dann wußte er aus seinem Sieg keinen Nutzen zu ziehen, er behielt die meisten von denen, die in den Ausschüssen ihre Vollmacht in der schrecklichsten Weise mißbraucht hatten. Er rief seine Feinde zurück, die er verfolgt hatte, er that nichts, um ihren Vernichtungsmaßregeln ein Ende zu machen. Diese Humanität war das Werk derjenigen, welche der Republik nicht ganz ergeben waren, wie derjenigen, die sie verrieten.

Als Robespierre seine Rede bei den Jakobinern hielt, wurden Deputirte und Bürger beschimpft, weil sie den Namen Beherrscher ausgesprochen hatten. Collot auf der Tribüne und Billaud behaupten, Robespierre hätte die Rede dem Wohlfahrtsausschuß mitteilen sollen, in dem er seit fast zwei Monaten seinen Sitz nicht mehr eingenommen hatte. Diese Ansicht brachte die Versammlung in Aufruhr, der Tumult war ungeheuer; die zwei Deputirten wurden ausgezischt und gezwungen, die Tribüne zu verlassen. Couthon nimmt das Wort, er lobt die Rede und ihren Verfasser, denunzirt die Verschwörung des Wohlfahrtsausschusses gegen die Freiheit; er betrachtet die Jakobiner als politische Meinungsautorität; die Aufregung der Versammlung ist so groß, daß der Deputirte Bréard hinausgeworfen wird und die anderen Deputirten sich davonmachen. Der Sicherheitsausschuß verlangte Abschrift von Robespierres Rede; daraufhin neuer Tumult, vermehrt durch den Vorschlag von Kanonieren (?) und Bürgern, die auf Befehl des Konvents Gefangenen in Freiheit zu setzen.

Ich konferirte mit dem Deputirten Legendre über das dringende Interesse, die Sitzungen der Jakobiner aufzuheben, wozu ich militärisch nicht vorgehen konnte, als er mir erwiderte: „Ich werde sie an der Spitze von bewaffneten Patrioten auflösen.“ In der That, im Sitzungs-

saal angekommen, von wo ein großer Teil der Mitglieder sich schon entfernt hatte, ließ er die übrigen den Saal räumen, schloß die Thüre des Saales ab und brachte die Schlüssel dem Konvent als eine Huldigung dar.

Wir hatten vor dem Thermidortag die Ausschüsse gebeten, Henriot und La Valette abzusetzen, deren Frechheit und Unverschämtheit die Bürger verletzten und die an der Spitze einer mit dem militärischen Kommando betrauten Partei gefährlich geworden waren. Der Wohlfahrts-ausschuß weigerte sich, indem er sich darauf berief, sie seien den Regierungs-ausschüssen ergebene Republikaner.

Robespierre besaß einen großen Einfluß auf die Meinung bei den Jakobinern; mit Ausnahme der Fremden und einiger Faktiösen des Innern, die sich dieser Partei verkauft hatten, waren die Jakobiner Republikaner, aber argwöhnisch. Robespierre machte sich aus ihnen eine Stütze, ebenso wie die Ausschüsse, wo jeder die ungeheure Mehrheit für sich zu haben glaubte. Als der Konvent seine Macht wieder an sich nahm, zeigten alle diese Beherrscher, wie Bonaparte in seinen letzten Momenten, eine große Schwäche. Robespierre pocht auf seine Opposition gegen die Maßregeln, die gegen die Dreiundsiebenzig ergriffen wurden, auf die von 1792; er deklamirt gegen die Könige und schließt damit, daß es zwei Mächte auf der Erde gäbe: die Tyrannei und die Vernunft, daß überall, wo die eine herrsche, die andere verbannt sei. Gibt es ein Mitglied der Ausschüsse, das ein ähnliches Glaubensbekenntnis abgelegt hätte? Die Ausschüsse wollten keine der vorgeschlagenen Sicherheitsmaßregeln annehmen. Sie bewahrten die Hoffnung, im Kampf, der statthatte, mit der siegreichen Partei zu unterhandeln. Indessen war der Konvent eingeschlossen, der Wohlfahrtsausschuß hatte keine Sitzung; wir gingen aufs neue hin. Billaud und zwei andere Deputirte waren auf Matratzen ausgestreckt, die auf dem Boden lagen; sie zählten auf die Versprechungen Henriots, sie aus dem Spiele zu lassen und eine Versöhnung mit Robespierre herbei-zuführen. Sie waren trotz dieser Garantien vom Schrecken getroffen, sie, die ihn in so unverschämter Weise über dem Kopf der Bürger hatten schweben lassen. Der Konvent war in gespannter Erwartung, als wir ihn davon unterrichteten, daß wir endlich den Ausschuß, den wir ver-sammelt hatten, dahin gebracht hätten, die Lage von Paris auseinander setzen zu wollen. Die Mitglieder des Konvents waren versammelt bis auf einige wenige, die man später hat Memoiren schreiben, verschiedene Rollen unter den Regierungen von Bonaparte und selbst unter der monarchischen Regierung spielen sehen.

In die Versammlung zurückgekehrt, erschien ein Mitglied der Aus-

schüsse auf der Tribüne. Er schlägt meine Ernennung zum Oberbefehlshaber vor. Die Deputirten sprechen sich durch ein massenhaftes Erheben von den Sitzen dafür aus. Die Erklärung außerhalb des Gesetzes und meine Ernennung erschreckten Henriot und La Valette so, daß sie, obgleich sie mit 1500 Mann die Herren des Sicherheitsausschusses und der Thore des Tuilerienpalastes waren, sich in aller Eile in die Kommune retteten, welche in souveräner Weise Beratungen abhielt.

Nachdem infolge des Aufrufs an die guten Bürger und des Befehls an die Truppen, sich beim Carousselplatz einzufinden, letzteres geschehen war, wies ich jedem General, jedem Corpschef die Posten und die Truppen an, die ich unter ihren Befehl stellte. Diese Anordnungen wurden mit solcher Schnelligkeit ausgeführt, daß bald alle Zugänge der Tuilerien und sogar die Brücken bewacht waren. Ich versicherte dann die Versammlung, daß der Eifer der Bürger und des Militärs ein derartiger war, daß weder ihren Mitgliedern, noch ihren Beratungen eine Gefahr drohe; ich sagte, daß ich alles mit dreißig Kanonen ausgeführt hätte (ich hatte jedoch erst vier). Diese Versicherung wie meine Anordnungen hatten die Ausschüsse beruhigt. „Alle Verantwortlichkeit,“ sagten sie unter sich, „ruht jetzt auf Barras' Haupt.“ Sie drängten mich, auf das Hotel de Ville zu marschiren; ich antwortete ihnen, daß ich die Wirkung der erlassenen Gesetze und die der Schritte angesehener Bürger abwarte, die ich beauftragt hatte, die Masse der Patrioten aufzuklären, die verleitet worden waren und die ich veranlassen wollte, sich zurückzuziehen; ich würde übrigens zum Grèveplatz gehen, um im Falle des Widerstandes mit Waffengewalt eine ebenso ungesetzliche als strafbare Ansammlung aufzulösen. Dieses Mittel gelang mir; die guten Bürger verließen die Menge von Anführern, unter denen die Agenten des Auslandes thätig waren. Dieser Abfall riß fast die ganze Ansammlung mit, es folgte ein Teil derjenigen nach, die im Innern der Kommune in verbrecherischer Weise berieten.

Merlin de Thionville ging mir voran, und als ich ankam, war der Grèveplatz geräumt. Robespierre war auf Bänken ausgestreckt, die Kinnlade mit dem Schuß aus einer Pistole zerschmettert, die ihm Lebas gegeben hatte. Dieser hatte sich mit der Waffe, die ihm blieb, erschossen. Robespierre d. J. lag neben seinem Bruder, ebenso Saint Just, Couthon war unter Tischen verborgen. Henriot wurde in einem Abort versteckt gefunden. Einige Mitglieder der rebellischen Kommune wurden verhaftet, als sie flüchteten; andere wurden in dem weitläufigen Gebäude entdeckt.

Ich war gerührt, ich gestehe es, von dem Zustande Robespierres und seiner Kollegen, die alle mit Blut oder Staub bedeckt waren. Keine

Klage entrang sich ihnen, Couthon ausgenommen. Hier ist also diese Macht, die Eigenliebe, Herrschsucht und vielleicht Rückkehr zur Milde gleicherweise gestürzt haben. Er und seine Kollegen wollten zu Grundsätzen der Mäßigung zurückkehren, er sprach gegen die Plünderer, gegen die Lieferanten (?), gegen die Schafotte; das war die Zeit, welche die Ausschußmitglieder benützten, um ihn unpopulär zu machen. Er wurde als Gemäßigter behandelt und fiel wie der brave Camille Desmoulins, Danton, Bazire . . . und die anderen Deputirten, welche den Hinrichtungen und dem Schrecken und der Macht der Ausschüsse Einhalt gebieten wollten. — Ich schickte Couthon und die anderen verhafteten Personen in verschiedene Gefängnisse von Paris. Was Robespierre betrifft, so ließ ich ihn auf den Tisch des großen Salons vor dem Sitzungszimmer des Wohlfahrtsausschusses niederlegen und gab Befehl, mir eine Uebernahmsbestätigung zu bringen. Ich hatte Grund, mit den Redensarten unzufrieden zu sein, die in den Ausschüssen gefallen sind über meine Zögerung, die Kommune anzugreifen; es hieß, diese müßte eigentlich schon längst verschwunden sein, während meine Zögerung nur der Hoffnung entsprang, diese Versammlungen auflösen zu können, ohne dies oder jenes Monument zerstören und betrogene Leute niederkartätschen zu müssen, die, besser belehrt, die Führer schließlich verfluchten, die sie unter dem Vorwand der Rettung der Freiheit kompromittirt hatten. Meine Befehle wurden ausgeführt, und acht Tage nachher sah man noch die Blutspuren auf dem Tisch, wo Robespierre gelegen hatte.

Herr des Hotel de Ville durchzog ich nachts die Stadt; alles war ruhig. Am Tag davon benachrichtigt, daß das Revolutionstribunal in einer Sitzung eine Anzahl von Individuen verurteilt hätte, begab ich mich in den Justizpalast. Am Fuß der großen Treppe angekommen, ließ ich Fouquier-Tinville rufen mit dem Befehl, ihn zu ergreifen, wenn er sich weigerte. Ich war zu Pferd; eine beträchtliche Menge Volks umgab mich. Ich befahl ihm, jede Hinrichtung ohne neue Befehle des Konvents zu unterlassen. Er versicherte, es geschehe nach Befehlen der Ausschüsse. „Einerlei,“ sagte ich, „Sie haften mir für jede Uebertretung meiner Befehle.“ Hohngelächter wurde ringsum laut. Fouquier sagte mir: „Ich werde die Hinrichtungen einstellen lassen und mich zu den Ausschüssen begeben, um darüber zu berichten.“ Die Ausschüsse befahlen Fouquier aufs neue, den Lauf der Gerechtigkeit nicht zu unterbrechen, ein General habe nicht das Recht, Einhalt zu gebieten; übrigens sei dem Ausschuß berichtet worden, daß die Gefangenen des Temple in der Nacht sich geflüchtet hätten, ohne Zweifel infolge des Fehlers dieses Generals, der keine Wache dort aufgestellt hatte.

VIII.

Die Pläne einer Heirat Bonapartes mit Fräulein Montansier.*) Zusätze zum 21. Kapitel der Memoiren von Barras.

Bei meinem mehrmaligen Aufenthalt in Paris, den ich immer kürzer angesetzt hatte, als er nachher infolge von Ereignissen geworden ist, und bei meiner häufigen Abwesenheit in Mission hatte ich geglaubt, mir noch keine eigenen Möbel anschaffen zu müssen. Ich hatte mich in möblirten Wohnungen einlogirt, möglichst nahe beim Konvent, zuerst Rue Neuve des Petits Champs, dann im Palais Royal selbst. Die Wohnungen dieser Gegend, die man wegen ihrer dichten Bevölkerung für teurer hätte halten können als anderwärts, waren billiger, besonders seit einiger Zeit, aus verschiedenen Ursachen: erstens war es der Wohnort vieler öffentlichen Mädchen, dann waren da viele Spielhäuser, deren Nachbarschaft wenig Ruhe und Sicherheit bot; diese waren noch geringer seit den letzten Krisen der Revolution, weil vor und nach dem 9. Thermidor das Palais Royal der Mittelpunkt aller Unruhen und allen Lärms war. Während der Schreckensherrschaft hatte man oft die Gitterthore geschlossen, um Haussuchungen zu halten, denen schwer zu entgehen war.

Nach dem 9. Thermidor hatte Fräulein Montansier, die eine an ihr Theater anstoßende Arkade hatte, mir eine Wohnung angeboten, und ich hatte angenommen. Meine Beziehungen zu ihr waren keine anderen als die eines Mieters; da dieser Umstand, wie so viele anderen, Anlaß zur Kritik gegeben und sogar eine durchaus verleumderische Auslegung im Hinblick auf die Moralität der Wohnung gefunden hat, so muß ich ein Wort über den Anfang meiner sehr unschuldigen Beziehung zu Fräulein Montansier sagen, die damals Direktorin des unter ihrem Namen bekannten Theaters und kurze Zeit auch des „Théâtre de la Montagne" war; damals, vor dem 9. Thermidor, gab die Montagne (Bergpartei) allem ihren Namen.

Ich hatte seit undentlicher Zeit Fräulein Montansier gekannt, zuerst in Versailles, wo das Ansehen meines Onkels mir die Einführung bei Hof verschaffte. Fräulein Montansier, Schauspieldirektorin, wurde von Frau Campan in die „kleinen Gemächer" eingeführt. Sie war durch eine gewisse Dreistigkeit, die indessen nicht indecent war, bald zu vertrautem Umgang mit der Königin gelangt; es war eine Art von Recht, das ihre

*) Siehe die erläuternde Fußnote auf Seite 118. (G. D.)

schauspielerische Stellung ihr verlieh, über die Moden zu urteilen; denn das Theater gab damals in der Mode den Ton an, und der Hof war der erste, sie vom Theater anzunehmen. Fräulein Bertin, die so berühmte Modistin der Königin, war bei dieser sogar nur die Vermittlung und, wenn man so sagen kann, der Dolmetsch von Fräulein Contat; diese war seit ihrem Erfolg in der Rolle der Susanne in „Figaros Hochzeit" die Primadonna par excellence, die das oberste Gesetz der Mode diktirte. So ward Fräulein Montansier, die über die neuesten Moden immer auf dem Laufenden war und allen neuen Erfindungen auflauerte, eine Macht am Hofe; sie war es doppelt durch ihre Verbindung mit dem Haarkräusler der Königin, Léonard, einer Persönlichkeit, die in jener Epoche auch ihre Berühmtheit hatte. Es war vielleicht etwas unbedacht von Marie Antoinette, sich so absolut dieser Herrschaft der Mode zu unterwerfen, ja sich ihr so ganz hinzugeben. Große Schriftsteller haben sehr ernsthaft behauptet, daß diese Leichtigkeit, die den Hof der Stadt und den geringsten und leichtfertigsten Klassen näher brachte — denn es waren Grisetten, von denen das Signal der Mode gegeben wurde — man behauptete, sage ich, daß diese Vertraulichkeit, die alles vermischte, als eine der Ursachen des Unglücks zu betrachten wäre, das später die Königin getroffen, da der erste Vorwand, dessen man sich bediente, ihre Leichtfertigkeit war, ihre Inkonsequenzen beim Aufgeben des königlichen Kostüms und bei der Annahme der neuen Moden.

Ich komme auf meine Bekanntschaft zurück, aus der man nachher ein Verhältnis mit Fräulein Montansier machen wollte. In einer Zeit, da es sehr wenig Gründe brauchte, um verhaftet zu werden, — es war schon einer von Wichtigkeit, mit dem Hof Ludwigs XVI. Beziehungen gehabt zu haben — mußte Fräulein Montansier das allgemeine Schicksal tragen. Abgesehen von diesem Verdachtgrund vereinigte Fräulein Montansier damit noch andere: sie hatte ein sehr großes Vermögen. Direktorin von mehreren Theatern zugleich, von Gesellschaften in Rouen, Havre, Versailles und allen Hoftheatern, hatte sie verschiedene Schauspielhäuser bauen lassen, in der Provinz das von Havre, in Paris ihr kleines Theater des Palais Royal, das anfänglich für Puppenspiele gebaut und unter dem Namen „Salle des Beaujolais" bekannt war und wo anfangs nur Marionetten auf der Bühne erschienen, während die Schauspieler hinter den Coulissen sangen und sprachen; sie hatte dieses Theater Ostern 1790 eröffnet. Im folgenden Jahr ließ sie daran große Verbesserungen durch den Architekten Lenoir vornehmen, der die Bühne vergrößerte, so daß man nunmehr Trauer- und Lustspiele aufführen konnte.

Fräulein Sainval die Aeltere, die seit lange das Theater verlassen hatte, erschien auf diesem wieder; man beeilte sich um so mehr, sie zu sehen, als es nach langer Abwesenheit eine Art von Auferstehung war. Viele ihrer Zeitgenossen hatten sie für tot gehalten; ach, sie war es wirklich in Bezug auf das Leben ihres Talentes; davon war fast nichts mehr übrig: im ganzen Stück nur ein= oder zweimal ein rasches, aber immerhin zweifelhaftes Aufblitzen ihrer früheren Kunst, das war es, wovon ich mich selbst zu versichern in der Lage war, und meine Neugierde, wie die meines Freundes, wurde arg enttäuscht. Das Theaterspiel kann die Jugend nicht entbehren; sie ist ihm vielleicht nötiger als dem Kriegs=spiel und selbst dem Liebesspiel. Der Grund scheint mir leicht begreiflich: die Bühnenhandlung, besonders bei der Tragödie, ist in den Verhält=nissen, wie sie sich durch Uebereinkommen herausgebildet haben, stärker als die Natur und geht über sie hinaus. Um nun zu diesem Maß ohne Maß zu gelangen, wie es die Kunst verlangte, besonders noch zur Zeit des Fräulein Sainval, mußte man vor allem in einer sehr starken physischen Konstitution und in sehr heißem Blut alle die nötigen Mittel besitzen, um den Anstrengungen gewachsen zu sein, die dem Grandiosen zu ent=sprechen vermochten, in dem die tragischen Stelzen sich bewegten. Da das Talent von Fräulein Sainval der Aelteren ganz in der Stärke ihrer Brust und ihrer Nerven bestand, erlaubte ihr die Schwäche des Alters nicht mehr, sich auf das Niveau ihres früheren Talentes zu erheben. Das ihrer Schwester, Fräulein Sainval der Jüngeren, das im Gegenteil ganz Sensibilität, Grazie und Zartheit war, gestattete dieser, noch lange nach ihrer Schwester zu spielen. Das Spiel von Fräulein Sainval der Jüngeren war der moralische Ausdruck des Gefühls, es war eine Seele, ja die Seele selbst. Auch habe ich sie, als sie älter ward, immer, ich will nicht sagen jünger, aber doch stets gleich jung gefunden bis zum letzten Tag, weil die Seele niemals altert.

Ich komme auf die wegen der Schauspielerin einen Augenblick ver=lassene Theatereigentümerin zurück. Als Fräulein Montansier das Theater des Palais Royal kaufte, erwarb sie zugleich mehrere Arkaden, was ihr einige sehr geräumige und bequeme Räume frei ließ, die sie vermieten konnte. Da ich sie vor dem 9. Thermidor im Gefängnis wußte, war ich sehr glücklich, sie nach jenem Tag in Freiheit setzen lassen zu können; ich bin ihr nachher begegnet, und sie konnte mich nicht sehen, ohne mir auf das lebhafteste ihre Erkenntlichkeit auszudrücken.

Wenn ich in einer Mission abwesend war, behielt ich keine Wohnung in Paris. Fräulein Montansier dachte, ich sei im Fall, eine Wohnung

zu suchen. Mit der größten Liebenswürdigkeit und in dem provençalischen Patois, von dem sie wußte, daß ich ihn gerne hörte, weil er der meinige war, nicht der ihrige (sie war in Bayonne geboren), bot sie mir eines Tages eine Wohnung bei sich an. Sie hatte eine sehr bequeme Garçonwohnung verfügbar; und es ist wahr, daß ich damals wie nachher in Paris ein Garçonleben führte; meine Frau war getreulich in ihrer Residenz im Süden zurückgeblieben (Departement Var), und ich konnte mich in Bezug auf Freiheit für ledig halten, nicht aber in Bezug auf Sparsamkeit, denn ich hielt wirklich offene Tafel. Genötigt, zuweilen wie mein Vetter Lauraguais zu sagen: „Meine Tafel ist offen (ouverte), aber nicht immer gedeckt (couverte),“ war ich doch sehr glücklich, viele Patrioten zu empfangen, die mit mir bei verschiedenen revolutionären Anläſſen Beziehungen gehabt hatten und sich nicht zu geniren brauchten, mir offen zu bekennen, daß ihnen ein Mittagessen willkommen wäre. Unter diesen teils anständig, teils unanständig armen Patrioten gewahrte ich als einen der ersten, die sich bei mir vorstellten, jenen jungen Artillerielieutenant von der Belagerung von Toulon, den wir dort zum Kapitän, dann zum Brigadechef, dann zum Brigadegeneral gemacht hatten. Die Dienste, die ich ihm vorher seit der Belagerung von Toulon erwiesen hatte, waren in meinen Augen ein genügender Anlaß dafür, daß Bonaparte sich bei mir eine Reserve nicht aufzuerlegen brauchte, die zartfühlende Leute für Pflicht der Diskretion halten. Da er jeden Vormittag mich vertraulich besuchte, frühstückte er mit mir; nach dem Frühstück sagte ich zu ihm: „Du wirst mit uns zu Mittag speisen;“ er fehlte nicht dabei. „Wenn es sich nur um mich handelte,“ sagte er mir eines Tages, „könnte ich mit Geduld warten: ein Mann hat keine großen Bedürfnisse; aber ich habe Familie, die in der größten Not ist. Ich weiß wohl, daß unser Unglück ein Ende haben wird; in Revolutionszeiten muß es Brot für alle geben, und lange genug besitzen die Aristokraten die Güter der Erde; wir müssen auch einmal an die Reihe kommen; inzwischen aber leiden wir.“

Ich konnte einer auf eine so unglückliche persönliche Lage gegründeten Klage nicht unrecht geben und sagte zu Bonaparte: „Du hast Talent, Fähigkeit, Mut, Patriotismus; alles dies wird, sei es nun einige Tage früher oder später, seinen Platz finden und einnehmen; Geduld!“ . . . und da das Wort „Geduld“ für sein Ohr einen unangenehmen Klang zu haben schien, sagte ich lachend: „Wohlan! willst Du noch schneller vorwärts kommen? Ich will Dir ein Mittel angeben: heirate! Wir machten das so im ‚ancien régime‘; ich habe derlei viel gesehen. Alle unsere ruinirten Adeligen oder auch solche, die nie in der Lage waren,

ruinirt zu werden, da sie ohne Vermögen zur Welt kamen, alle diese Adeligen ordneten ihre Angelegenheiten auf diese Weise: sie spähten nach den Töchtern von Kaufleuten, Bankiers, Finanzgrößen und ließen keine aus. Wenn ich nur ein wenig Zeit habe, um mich umzuschauen und nachzudenken, so kann ich etwas für Dich finden . . ."

In demselben Augenblick, da ich so zu Bonaparte sprach, meldete man mir Fräulein Montansier, die oft zu mir kam, ohne Zeremonie, im Negligé, als Nachbarin. Mindestens schon siebenzigjährig, trug sie ihr Alter mit dem Vorteil, den eine gewisse Körperfülle, Heiterkeit, Zuvorkommenheit in den Manieren und eine treffliche Unterhaltungsgabe verleihen. Sie sprach mit einem Gefühl des Vertrauens zu mir und mit schmeichelhafter Sicherheit von dem Zustand der Unruhe, die sich in Paris fühlbar machte, von der Agitation der Sektionen. „Ihr werdet euch wieder herausziehen," sagte sie zu uns, „Bürger; ihr seid Männer, ihr seid Soldaten. Wenn ihr nicht getötet werdet, so habt ihr Ruhm, und ihr macht alles, was ihr wollt. Seht dagegen unser Los; wir alleinstehende Frauen, denen jede Stütze fehlt, wir sind gewissermaßen zur Plünderung und zu allen Unglücksfällen prädestinirt; wir sind Besiegte in allen Fällen; wir gehören dem Sieger, wer immer es sei; wir können uns nicht schlagen. Ach!" fuhr Fräulein Montansier lachend fort, „wenn der liebe Gott aus mir einen Mann gemacht hätte, wenn ich das Recht hätte, Hosen zu tragen, Jarnicoton! (mit erhobener Stimme) ich ließe euch nicht allein ins Feuer gehen, Bürger! Das verspreche ich euch, mein Ehrenwort." Sie ließ dabei ihre süßen Blicke über mich und den kleinen Militär gleiten, den sie in meiner intimen Bekanntschaft sah.

„Madame hat also keinen Gatten," sagte Bonaparte zu Fräulein Montansier mit einem Ausdruck voller Teilnahme; „sie ist aber gewiß überzeugt, daß es ihr nicht an Armen fehlt, die sie verteidigen."

„Du begreifst wohl," sagte ich zu Bonaparte, „daß Madame keinen Gatten hat, sie ist ja Fräulein: Fräulein Montansier, die man vor dem 9. Thermidor festgenommen hatte, weil sie reich ist, weil man ihr über eine Million schuldet und aus vielen anderen Gründen, die ebenso viel und nicht weniger wert sind." — „Ach ja," sagte Fräulein Montansier traurig, „ich war im Gefängnis und konnte jeden Augenblick das Leben verlieren, wie so viele andere, die es nicht mehr verdienten wie ich, als Barras uns endlich von diesem Dämon Robespierre befreite und uns erlaubte, aufzuatmen. Barras verdanke ich das Leben. Ich bin auch doppelt glücklich darüber, daß er bei mir Wohnung genommen hat; mich

dünkt, er schützt mich immer wie ein Blitzableiter." — „Mein Fräulein," erwidert Bonaparte, „wer wäre nicht geschmeichelt und geehrt, Ihr Verteidiger zu sein? Es wird dem Bürger Barras nicht an Freunden fehlen, die erfreut wären, so zu thun wie er." Fräulein Montansier sah mit liebenswürdigem Lächeln den kleinen Militär an, der sich so galant präsentirte; sie dankte ihm. „Es ist keine Ablehnung," sagte sie, „ich freue mich sehr, daß Barras' Freunde die meinigen sind, und ich zähle auf sie."

Als sie so sprach, näherte sie sich vertraulich dem kleinen Militär und gab ihm einen leichten Schlag auf die Wange, man konnte es für eine Zärtlichkeit halten. „Ja, Bürger, ich zähle auf euch alle," fügte sie hinzu und zog sich fröhlich zurück, uns mit zärtlicher Freundschaft grüßend und uns bittend, „ihr die Ehre zu erweisen, zusammen heute bei ihr zu speisen. Man würde sich dann alles erzählen, was man den Tag über gehört hatte. Kurz, man wäre beisammen, wenn man sich verteidigen müßte."

Bonaparte hatte mit großer Aufmerksamkeit gehört, was ich ihm über das Vermögen von Fräulein Montansier gesagt hatte, und er bewies mir, daß diese Aufmerksamkeit einem wohlbedachten Interesse entsprang. „Wohlan," sagte er zu mir am folgenden Tag, „Sie haben, Bürger Volksvertreter, mich dazu gebracht, mit Fräulein Montansier zu kokettiren. Man würde wirklich diese Frau nicht für so alt halten; sie ist voller Heiterkeit; sie ist gut und gefällig und immer bemüht, es jedem behaglich zu machen."

„Kürze Deine Komplimente ab," erwiderte ich lachend Bonaparte; „ich habe neulich über das Heiraten mit Dir gesprochen. Du hast das nicht vergessen; hättest Du Lust, auf meine Idee einzugehen? Erkläre Dich offen, willst Du Fräulein Montansier heiraten?"

„Bürger Volksvertreter," sagte Bonaparte, die Augen niederschlagend, „dies erfordert Nachdenken. Die Person des Fräuleins hat nichts, was mir zuwider wäre; das Mißverhältnis des Alters ist wie so viele andere Dinge etwas, worauf zu achten man in Revolutionen nicht Zeit hat; trifft aber das, was Sie von ihrem Vermögen sagten, nach ihren Unfällen noch ebenso zu wie vorher? Wenn man an eine so ernsthafte Sache denkt wie das Heiraten, muß man wissen, auf welcher Grundlage man baut."

„Ich kann auf Deine Frage als auf die eines vernünftigeren Menschen, als ich es bin, nicht antworten," sagte ich, „denn ich habe mich vor etwa zwanzig Jahren verheiratet und hielt mich nicht bei diesen Betrachtungen

auf; es ist wahr, ich ging meine Ehe sehr schnell ein und ging noch schneller wieder heraus; denn zwei Tage nach der Hochzeit reiste ich nach Indien ab, und seitdem habe ich meine Frau nicht wieder gesehen."

„Das ist wohl eine Perspektive, die man auch ins Auge fassen kann," sagte Bonaparte, „wenn man eine gewisse Verbindung eingeht. Man kann recht gut als Militär reisen, wenn man vorher seine Angelegenheiten geordnet hat."

„Nun, ich nehme es auf mich, an Fräulein Montansier die Fragen zu richten, an deren Lösung Dir gelegen ist. Um von vorn anzufangen und die Geschichte beim Kopf und nirgends anders anzufassen, muß ich zuerst wissen, ob sie sich verheiraten will, ob sie es mit Dir will; nachher werde ich das Vermögen zur Sprache bringen, den heutigen Stand desselben."

Bonaparte dankte mir sehr demütig. Ich hielt ihm Wort. Die Antwort von Fräulein Montansier war ohne jede Verstellung die, daß „sie nichts Besseres wünsche, als zu heiraten, um der Sache ein Ende zu machen," sagte sie offen, „und dann um einen Beschützer zu haben, doppelt nötig für eine Frau in vorgerücktem Alter . . ."

„Sie brauchen einen Militär," sagte ich freundschaftlich zu ihr. Sie nimmt meine Hand, ich drücke die ihrige und sage: „Ich habe gefunden, was Sie brauchen . . ." Einen Augenblick nachher frage ich sie, „wie es jetzt nach allen Tribulationen mit ihrem Vermögen stehe." Sie erwidert, sie besitze noch 1 200 000 Franken; sie könne mir dies nachweisen; „sie werde glücklich sein, ihr Vermögen mit dem zu teilen, dem sie ihre Ruhe verdanken würde."

Ich glaubte, wir wären fertig, als Fräulein Montansier einen Augenblick nachher zurückkommt und mich fragt: „Was haben Sie für mich gefunden, wie Sie sagten?" — „Es ist ein junger Militär, den Sie bei mir gesehen haben und der Sie sehr bemerkt hat. Er hat Sie reizend gefunden und ist bereit, es Ihnen zu beweisen." — „Sollte es der junge Mann sein, den ich gesehen habe und der mir so schmeichelhafte Komplimente gemacht hat?" — „Warum sollte er es nicht sein?" — „Aber er ist ja noch nicht dreißig Jahre alt; ich könnte seine Mutter sein." — „Wenn der junge Mann auch noch nicht dreißig Jahre alt ist, so ist er um so viel älter an Verstand und Urteil. Man mag ihn beim bloßen Sehen wenig beachten wegen seiner kleinen Gestalt; aber er ist ein tapferer Offizier, der sich bei der Belagerung von Toulon erprobt hat und der sich auszeichnen wird, dafür bürge ich. Ich hörte solche, die ihn nicht kennen, ihm den Namen ‚Lederhose' geben, er ist durch seinen Charakter und seine Talente über diese ‚Lazzis'

erhaben. Ich bin sicher, daß die Frau, die er heiratet, glücklich und geehrt sein wird."

Es braucht nicht viel Beredsamkeit, wenn man die Frage des Altersunterschieds beiseite läßt, um das Herz einer empfindsamen Frau, die schon bei jener Reife angelangt ist, die das Alter selbst ist, für einen jungen Mann zu interessiren. Die letzte Liebe hat nicht weniger Glut und Wahrheit als die erste. Man fühlt, daß es alles ist, was uns übrig blieb, und man muß haushälterisch damit umgehen; wenn man es verlöre, was würde man noch wiederfinden? Eine berühmte Frau, die man in der Folge zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen im Laufe dieser Memoiren auftreten sehen wird, Frau von Staël, hat in meinem Beisein eine Theorie entwickelt, die, mag man auch darüber lächeln, eine sehr ernste Wahrheit enthält. „Wenn man," sagte sie, „eine Frau einen jungen Mann lieben sieht, so bildet man sich ein, daß es sich nur um physische Liebesfreuden handelt, deren Quelle und Hilfsquelle die Jugend ist; man irrt sehr; denn oft denkt man gar nicht daran." — „Ja," sagte ich, indem ich sie ein wenig ärgerte, „ja, Frau von Staël, man denkt nicht daran." — „Ja, Barras," erwiderte sie lebhaft, „was man an einem jungen Mann liebt, ist nicht, daß er jung ist, sondern daß er rein ist, und sicher ist man immer reiner, je jünger man ist, und weniger rein, je älter man wird . . ."

Lassen wir jedoch diese Betrachtungen; sie sind wenig ermutigend für Frauen in einem gewissen Alter, die aufrichtig nach „Reinheit des Herzens" verlangen. Ich bekenne, wenn es da einen Schuldigen gibt, so bin ich es. Ich komme nun auf die geplante Heirat zurück. Bonaparte wünscht sie; er hat nur eine Frage gestellt, die nach dem Vermögen der Braut. Diese Frage ist glücklich nach seinem Wunsche erledigt, da Fräulein Montansier noch 1 200 000 Franken besitzt. Man kann mit zwölfmalhunderttausend Franken ganz gut einen Haushalt gründen und leben, wenn man noch ein anderes Kapital hinzufügt, das seiner Geschicklichkeit, seines savoir-faire, endlich der Intrigue, die man, um ihr einen anständigen Namen zu geben, Talent nennt. Es erübrigt also nur, sich zu verständigen, sich wiederzusehen, um sich zu einigen.

Ich lasse die künftigen Eheleute sich beim Mittagsmahl zusammenfinden; ich lade beide für denselben Tag ein, und beide beeilen sich, anzunehmen. Als ich sah, wie sie, zur Speisestunde gekommen, sich begegneten, einander mit großem physiognomischem Interesse betrachteten, kam mir einen Augenblick das Lachen; aber ich mußte ernst bleiben. Es muß alles in

Ordnung vor sich gehen. Ich setze Fräulein Montansier bei Tisch neben mich; ich sage zu Bonaparte, er möge sich uns gegenübersetzen, damit er seinerseits die Honneurs machen könne. Während des Essens hielten beide die Blicke aufeinander gerichtet.

Wir stehen vom Tisch auf; die Verlobten nähern sich einander und plaudern unter sich; ich entferne mich, um das interessante Zwiegespräch nicht zu stören; aber ich höre schon, ohne daß ich darauf hinhorchte, Worte, die auf eine alte, intime Bekanntschaft hätten schließen lassen, wie: „wir wollen dies, wir wollen das thun!“ — Immer wir; das ist schon das „wir“ der Corinna, das Frau von Staël in ihrem berühmten Roman so hübsch angewandt hat. Bonaparte spricht von seiner Familie, die Fräulein Montansier hoffentlich kennen lernen wird. Seine Mutter, alle seine Brüder werden eine so ausgezeichnete Frau zu schätzen wissen. Er will sie sobald als möglich nach Korsika führen; es ist ein herrliches Klima; ein langlebiges Land, ein neues Land, wo man mit etwas Kapital schnell ein Vermögen machen, es in wenigen Jahren verdoppeln kann und so weiter. Bonaparte baut seiner Braut korsische Schlösser, die es mit Luftschlössern aufnehmen können.

Aber zu der Zeit, in der wir uns befinden (ich spreche vom Kampf zwischen den Sektionen von Paris und dem Nationalkonvent) ist es nicht möglich, einen Nachmittag ruhig zu Hause zu bleiben und individuellen Gedanken nachzuhängen. Gerade als ich mich in die Unterhaltung der zwei Turteltauben mischen wollte, benachrichtigte man mich, es gebe Unruhen in Paris und meine Kollegen ließen mich in den Wohlfahrtsausschuß bitten. „Bewacht mein Haus,“ sage ich zu Bonaparte und Fräulein Montansier, und ich lasse sie beisammen. Wir werden ein wenig später sehen, was aus ihnen wird . . .

Ich sagte, indem ich Bonaparte und Fräulein Montansier in meiner Wohnung zurückließ, wir würden später sehen, was aus ihnen wird. Die Ereignisse der letzten Tage erlaubten, wie man gesehen hat, kaum, an etwas anderes zu denken als an uns selbst, ich spreche von der politischen Schlacht, an welcher, ohne Zweideutigkeit, das Wohl der Republik hing: Hamlets „Sein oder Nichtsein!“ Seit seiner letzten Begegnung mit Fräulein Montansier war ihr Bräutigam ein Held geworden, und ohne daß man, nachdem man gesehen hat, wie die Sache sich abspielte, glauben könnte, daß er der einzige oder auch nur der erste Beteiligte an dem Sieg vom 13. Vendémiaire war, sprach ich ihm doch gerne einen guten Teil daran zu, so daß er für mich „Buonaparte“ auch im Sinne der Witzmacher war. Fräulein Montansier hatte, als sie den Ausgang der Ereignisse erfuhr,

täglich versucht, mich zu sehen; aber seit drei Tagen konnte ich nicht nach Hause schlafen gehen noch das Hemd wechseln; mein Diener brachte mir in den Wohlfahrtsausschuß Wäsche, und in einem an den Sitzungssaal des Ausschusses stoßenden Kabinet machte ich flüchtig Toilette. Endlich erwischt mich Fräulein Montansier, fällt mir um den Hals, um uns zum Siege zu beglückwünschen; sie ist doppelt glücklich. Frohlockend vor Freude fragt sie mich nach ihrem Zukünftigen. Es wäre zum Lachen, wenn es nicht unschicklich wäre, derlei ins Lächerliche zu ziehen, daß sie vieles fast italienisch aussprach, besonders den Buchstaben u wie ou; Fräulein Montansier fragte naiv: „Comment va mon foutour?“ (Wie geht es meinem Zukünftigen?) Ich sagte ihr, daß ihr „foutour“ sich sehr ausgezeichnet habe und daß ich ihn zum Avancement vorschlagen werde. In einem ihrem Herzen so süßen und für ihre Pläne so schmeichelhaften Augenblick glaubte Fräulein Montansier die Augen nicht mehr mit jungfräulicher Schüchternheit niederschlagen zu müssen; sie sagte lebhaft: „Nun, wann soll die Hochzeit sein?“ — „Lassen Sie ihm Zeit. Bald,“ antwortete ich. — „Nun, warum lassen Sie uns heute nicht, damit alles besser angeordnet werden kann, bei sich diniren? Denn in der Zwischenzeit, seit wir getrennt wurden, sind keine Einladungen zum Essen mehr ergangen; Sie müssen uns zu Hilfe kommen.“ — „Sie kommen nur meinen Wünschen zuvor; mein Tisch und alles, was Ihnen dienlich sein kann, das ganze Haus steht zu Ihrer Verfügung, ohne alle Umstände und Bedenken.“

Ich kehre zum Hauptquartier zurück, wo Bonaparte mich erwartete und nach meinen Befehlen fragte. Nachdem das Nötigste angeordnet war, sagte ich ihm: „Du bist heute mit mir zum Essen eingeladen, nicht bei mir, sondern bei Fräulein Montansier, Deiner Braut.“ Er lächelte mit einer Art Ironie, die man für Bedauern halten konnte. „Sehr schmeichelhaft, Bürger Volksvertreter,“ sagte er, „wir werden heute kaum noch Zeit haben, zu diniren.“ „Wohlan, also morgen; denn wir müssen doch wohl noch speisen, solange wir nicht tot sind.“ Ich lasse Fräulein Montansier sagen, daß „wir erst morgen von ihrer Güte Gebrauch machen können“; sie antwortet, „sie sei jederzeit und wann wir wollten zu unserer Verfügung“. Bonaparte schien es am nächsten Tag nicht eiliger zu haben als den Tag vorher; ich sage ihm ohne weitere Bemerkung: „Um halb sechs, General, Sie begleiten mich.“ — „Das ist militärisch,“ sagt Bonaparte; „ich bin nur Soldat, ich kann nur gehorchen.“ Wir kommen an; Fräulein Montansier erwartete uns in einer Toilette, die nicht ohne Absicht gewählt schien. Sie läßt sogleich auftragen. Dann geleitet sie

uns, Bonaparte und mich zusammen bei der Hand nehmend, in den Speisesaal und setzt uns beide neben sich, mich zur rechten, Bonaparte zur linken Seite.

Eine prächtige Mahlzeit, glänzend servirt, entlockt Bonaparte einige Komplimente; aber das ist auch fast alles, was er spricht; das ist nicht mehr der liebenswürdige Mensch, der Komplimente und korsische Projekte macht, er ist schweigsam, in Nachdenken versunken. Beim Nachtisch schlägt man einen Toast auf die Sieger des Vendémiaire vor; ich nehme im Namen meiner abwesenden Waffengefährten an; sie sind übrigens hier würdig durch meinen Freund, den General Bonaparte, vertreten. Fräulein Montansier bringt den Toast aus, indem sie sich besonders an ihn wendet und mit Interesse auf ihren künftigen Gemahl blickt. Er ist empfänglich für diese Huldigung, nimmt sie aber an wie etwas, das ihm gebührt; er ist darum nicht weniger finster.

Das Diner war noch nicht ganz zu Ende, als man dienstlich nach Bonaparte fragt. Er steht auf, kommt dann gleich zurück und sagt mir, sein Adjutant Junot sei da und bringe ihm einen wichtigen Bericht über neue Machinationen der Sektionen; es sei unerläßlich, daß er sich auf seinen Posten begebe; er verlangt von mir die Erlaubnis dazu, und ohne meine Antwort abzuwarten, ist er weg, nachdem er Fräulein Montansier sehr flüchtig gegrüßt und sich sehr leicht verneigt hatte. Er sagt, er werde bald zurückkommen.

Ich war nach allen Berichten, die ich einige Augenblicke vorher erhalten hatte, über den Zustand von Paris und über die schrecklichen Sektionäre ganz beruhigt. Bonaparte geht weg; ich sage ihm, er möge mich sofort benachrichtigen, wenn es etwas Neues gebe; ich erwarte ihn. Er grüßt Fräulein Montansier noch einmal sehr flüchtig, geht und kommt nicht wieder.

Ich begebe mich ins Hauptquartier, und als ich mir über die Lage von Paris Bericht erstatten lasse, sehe ich, daß es zu keinen neuen Unruhen gekommen war, daß die Sektionäre weit davon entfernt waren, sich zu regen; es ist leicht zu merken, daß Bonaparte seinem Adjutanten Junot den Auftrag gegeben hatte, ihn abzurufen, und daß sie es verabredet hatten. Einer meiner Adjutanten sagte mir, eine Dame habe nach Bonaparte fragen lassen. Diese Dame führte einen Jüngling von 14 bis 15 Jahren an der Hand. Bald komme ich darauf, daß es Frau Beauharnais, von ihrem Sohne Eugen begleitet, ist. Man hatte an dem Tag der Unruhen aus Irrtum Waffen bei ihr weggenommen; sie hielt es für sehr geschickt, ihren Sohn sagen zu lassen, diese Waffen seien die ihres

Gatten, des verstorbenen Generals Beauharnais, sie hielt es für politisch nützlich, den Ursprung der Waffen in Erinnerung zu bringen oder zu erdichten, was ihr den Vorwand gab, dieselben zu reklamiren; das konnte zu weiteren Entwicklungen aller Art führen und sie den Machthabern näher bringen. Sie besuchte mich am Tag nachher, wie um ihr Anliegen vorzutragen, das sie schon vorgebracht hatte und das ihr bewilligt worden war: die Zurückgabe der Waffen. Ihr wirkliches Motiv war, in meine Gesellschaft zu kommen, in der, wie sie wußte, sich Frau Tallien seit dem 9. Thermidor in erster Reihe befand.

Ende des ersten Bandes.



DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

